Paed. Pr.
788

Dörle

<36614832570010

<36614832570010

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. Pr. 788

Die verborgene Zelle der Leiden oder Kampf und Sieg der Tugend.

Eine wahre Geschichte aus dem Mittelalter, für die liebe Jugend und Jugend-Freunde.

Von

A. Dörle,

Pfarrer in Günterstahl, bei Freiburg im Breisgau.

Augsburg.

Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung.

1835.

5H

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Diese Erzählung gründet sich auf eine wahre Geschichte, die sich unter der Regierung des deutschen Kaisers Maximilian I. zugetragen hat.

Die Hauptpersonen darin sind geschichtlich und die Hauptbegebenheiten wahr. Alte Urkunden boten dem Verfasser den Stoff dazu dar.

Den Nebenumständen, die zum ausschmücken erfoderlich waren, bemühte sich der Verfasser die Wahrheit eines Gemäldes zu geben. Er suchte hauptsächlich in seiner Erzählung die Wahrheit durchzuführen: „Nur Religion und Tugend haben auf Erden einen bleibenden Werth, und nur sie machen hienieden und jenseits wahrhaft glücklich.“ —

Der Tugendhafte kann wohl verkannt, verfolgt und getödtet werden, aber niemals untergehen. Denn stirbt er auch den Tod eines Verbrechers, so ist doch seine Seele in Gottes Hand,

und empfängt dort drüben die Krone der Gerechtigkeit. Und bleibt der Tugendhafte auch bis in den Tod verkannt, so blühet doch einmal auf seinem Grabe die Blume seiner Unschuld wieder auf, und sein unsterblicher Name wird noch von der Nachwelt gepriesen. Und ist auch sein Name vergessen, so steht er unauslöschbar im Buche des Lebens; denn seelige Unsterblichkeit ist der Tugend Lohn.

Güntersthal im Wonnemonat 1834.

Der Verfasser.

Inhalts-Anzeige.

Erstes Kap. Die Kyburg und deren letzten Besitzer.
Zweites Kap. Die geheime Vehme.
Drittes Kap. Graf Max von Waldern wird unschuldig vervehmt.
Viertes Kap. Die Flucht.
Fünftes Kap. Die schreckliche Rache.
Sechstes Kap. Der Geist auf der Kyburg.
Siebentes Kap. Die seltsame Bekanntschaft.
Achtes Kap. Der Unglücklichen Schicksale.
Neuntes Kap. Der Judas-Kuß, oder die Verrätherei.
Zehntes Kap. Die Mörderhöhle.
Eilftes Kap. Die Gewissensbisse.
Zwölftes Kap. Der Wahnsinnige und die Trennung.
Dreizehntes Kap. Die unglückliche Botschaft.
Vierzehntes Kap. Die doppelte Trauer auf der Kyburg.
Fünfzehntes Kap. Schlag auf Schlag.
Sechszehntes Kap. Kunos verzweiflungsvolle Lage.
Siebenzehntes Kap. Das edle Mädchen zu St. Valentin.
Achtzehntes Kap. Die wundersame Entdeckung.

Neunzehntes Kap. Aufschluß.
Zwanzigstes Kap. Des Grafen von Waldern Schicksale.
Einundzwanzigstes Kap. Die Bekehrung und deren gute Folgen.
Zweiundzwanzigstes Kap. Der Bundeseid.
Dreiundzwanzigstes Kap. Fehde gegen die geheime Vehme.
Vierundzwanzigstes Kap. Das Gefängniß.
Fünfundzwanzigstes Kap. Das Wiedersehen.
Sechsundzwanzigstes Kap. Versöhnung und Tod.
Siebenundzwanzigstes Kap. Kurzer Aufschluß und Abreise.
Achtundzwanzigstes Kap. Das seltsame Fest zu St. Valentin.

Erstes Kapitel.

Die Kyburg und deren letzten Besitzer.

Im freundlichen Breisgau, unweit Freiburg, in einem kleinen, aber anmuthigen Thälchen, liegt das Dorf Günthersthal. Wer nur kurze Zeit in Freiburg weilte, dem ist Günthersthal gar wohl bekannt. Denn Jahr ein Jahr aus, vorzüglich zur Sommerszeit, wandeln Freiburgs lebensfrohe Bewohner zahlreich dahin. Ein lieblicher Hain nimmt die Lustwandelnden auf, und schützet sie unter seinem kühlenden Schatten gegen die glühenden Strahlen der Sonne. Am Ausgange des freundlichen Hains haben sie schon das Dorf vor Angesicht. Es gewährt dem Lustwandler eine mahlerische Ansicht. Hohe und niedere Berggipfel bilden im Hintergrunde des Dorfes eine schöne Gruppe. Darunter steht voran, gleichsam wie ein Anführer an der Spitze des Heeres, der Kübfels, der mit seinem bemoosten Riesenhaupte stolz durch's schmale Thälchen auf's flache Land hinausschaut.

Auf diesem riesenartigen Felsenhügel, dessen schroffen Wände dicht mit Moos und Epheu überwachsen sind, stand vor mehreren Hundert Jahren die stolze Veste Ky-

burg. Sie trozte den vorüberziehenden Jahrhunderten, und war manchen unglücklichen Rittern und verirrten Pilgern eine Zufluchtsstätte, und manchen Armen und Bedrängten eine Schutz- und Nothwehr. Nun aber findet des Forschers Auge auf dem Gipfel des Felsenhügels nur noch wenige, kaum erkennbare Spuren von der ehemaligen stolzen Veste. Denn dort, wo sie gestanden, wuchert nun wildes Gesträuch, und rings um den Felsen erblickt das Auge des Forschers noch immer schöne Waldungen von Roth- und Weißtannen, von Fichten, Buchen und Erlen.

Auf jener stolzen Felsenburg hauseten durch viele Jahrhunderte die wackern Ritter von Kyburg. Einer dieser Ritter, Günther mit Namen, ist ebenderselbe, von dem das adelige Klosterstift und das Dorf Günterslhal den Namen tragen.

Günther von Kyburg starb ohne männlichen Erben. Er baute noch kurz vor seinem Tode für seine zwei Töchter, Adelheid und Bertha, unten im Thale, wo jezt das Kloster steht, ein Haus, worin sie, fern von der geräuschvollen Welt, ein stilles und frommes Leben führen wollten. Denn beide Töchter sollen schon von Jugend auf eine große Neigung zum abgeschiedenen Klosterleben gezeigt haben.

Sie bezogen auch wirklich dies Haus, und zwar gleich nach dem Tode ihres Vaters. Bald darauf gesellten sich zu ihnen auch noch andere adelige Fräulein — wie die von Keppenbach, von Blumenegg, von Klingenberg, von Spitzenberg und von Geroldsegg.

Dies Haus wurde aber schon nach drei Jahren in ein Kloster umwandelt, und im Jahre 1224 wurden die

frommen Bewohnerinnen desselben vom Abte Berthold zu Thenenbach den Regeln des Zisterzienzerordens unterworfen. Adelheid, die älteste Tochter Günthers von Kyburg, wurde zur ersten Aebtissin ernannt. Man betrachtet sie deshalb auch als die eigentliche Stifterin des Klosters Güntersthal. Ihre Asche ruhet noch in einem bleiernen Sarge in der ehemaligen Klosterkirche, die aber seit der Aufhebung des Klosters zur Pfarrkirche bestimmt, und, weil sie vor wenigen Jahren bis auf die Stockmauern abgebrannt war, erst kürzlich wieder neu aufgebaut worden ist.

Da sich Adelheid und Bertha, Günthers von Kyburg einzige Kinder, dem Klosterleben geweiht hatten, so überging die Felsenburg, nebst eines großen Theils der Herrschaft, auf nahe Anverwandten, die in der Schweiz, unfern der Grafschaft Toggenburg, auf einer ebenfalls vesten Burg hauseten. Die lezten Besitzer dieser Erbveste waren Gottfried und sein Sohn Kuno von Kyburg.

Graf Gottfried von Kyburg war Einer der wackersten Ritter seiner Zeit. Er lebte, als ein Biedermann, in der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Schon als ein Knabe von 12 Jahren kam er mit einem ebenfalls jungen Grafen, Johannes von Wevelsburg, in der Eigenschaft eines Edelknaben, an den Hof des Mainzer Erzbischofs. Da erhielten beide Knaben eine für jene Zeit sehr musterhafte Erziehung. Sie wuchsen zu edlen und tapfern Jünglingen heran. Langes Beisammenleben und gleiche Grundsätze hatten zwischen Beiden eine enge Freundschaft geknüpft. In Fehden und bei Turniren kämpften sie stets nebeneinander; — Einer schützte den Andern, und waren immer bereit für einander in den Tod zu gehen.

Beide tapfern Jünglinge zeichneten sich bei Turniren

am kaiserlichen Hofe mehrmals so aus, daß sie bald die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich zogen, und endlich die ersten Lieblinge des Kaisers wurden.

Ein so tapferer Kämpe und wackerer Jüngling Johannes auch war, so übertraf ihn Gottfried dennoch weit in allen ritterlichen Tugenden. In seiner reinen Brust schlug ein muthiges, treues und redliches Herz. Sein frommes Gemüth erglühte von Eifer für Gott und Vaterland, für Wahrheit und Tugend. Sein Eifer für Religion, Kirche und Staat war immer rein, und weit entfernt von Schwärmerei, die zu damaliger Zeit unter der deutschen Ritterschaft nichts Seltenes war.

Gottfried hatte daher seine Ritterehre in seinem ganzen Leben nie befleckt. Er hielt sie stets für höher, als Gut und Leben, und als Alles in der Welt. Auf sein Ritterwort konnte man sicherer bauen, als jezt auf zwanzig Eide. Ging eine Fehde darauf aus, Schlösser und Klöster zu berauben, oder Rache an Feinden zu nehmen, da ließ er sein Schwert in der Scheide, und blieb auf seiner friedlichen Burg. Galt es aber der Ehre Gottes und der heiligen Religion, oder dem Wohle des Fürsten und Vaterlandes, oder auch der Rettung der verfolgten Unschuld; ja da zog er muthig sein Schwert, kämpfte ritterlich, und wagte Gut, Blut und Leben.

Nach dem Tode seiner vortrefflichen Eltern nahm Gottfried eine Gattin, die er in einem tugendhaften Fräulein aus dem berühmten Habsburgischen Hause, aus dem deutsche Kaiser hervorgingen, gefunden hatte.

Gertrud, Gottfrieds Gattin, war eine musterhafte Gattin, Mutter und Hausfrau. Sie vereinigte in sich alle jene Tugenden und Vorzüge, die nur ein Weib eines

edlen Mannes würdig und ihm werth machen können. Sie suchte ihr höchstes Glück auf Erden in der treuen Liebe ihres Gatten und ihres Kindes. Und ihre größte Freude fand sie darin, Andere zu erfreuen und zu beglücken. Sie konnte sich daher, um Andere zu erfreuen, und ihnen wohlzuthun, oft selbst vergessen. Sie hatte an nichts eine rechte Freude, woran nicht auch ihr Gatte und ihr Kind Antheil nehmen konnten. So oft es ihr gelang, die Ihrigen mit einer Freude zu überraschen, so lag für ihr edles Herz eine wahre Seligkeit darin. Sie zog die stillen, häuslichen Freuden jederzeit den geräuschvollen und außerwärtigen Vergnügen vor. Sie war nirgends lieber und auch nirgends glücklicher, als daheim im trauten Familienkreise. Sie ging daher selten aus, und wenn es geschah, so war es gewiß nur, um irgendwo etwas Gutes zu stiften.

Wann sie vom Kübfelsen in's Thal herabstieg, so sah man sie bald in arme Hütten, bald zur Wallfahrt St. Valentin, bald in's Kloster Günterstal wandeln. Und wohin sie immer kam, da verbreitete sie Segen. Es war unten im Thale kein Armer, dem sie nicht wohlthat, kein Unglücklicher, den sie nicht tröstete. Sie war daher in der ganzen Umgegend nur unter dem schönen Namen „Armen-Mutter" bekannt. Die Edle genoß aber auch im vollen Maaße den Lohn eines guten Bewußtseins, und das stille Glück einer friedlichen Ehe. Sie war überaus glücklich, und wurde es immer mehr, je mehr sie gewahr nahm, wie fromm und tugendhaft ihr einziges Kind, ihr geliebter Kuno werde.

Kuno war aber auch ein guter, holder Knabe; der Stolz seines Vaters und die Freude seiner Mutter. Er

war der Liebling aller Burgbewohner, und wer ihn kannte, sagte: „der kleine Kuno ist so schön und so gut, wie ein Engel."

Zweites Kapitel.

Die geheime Vehme.

An einem Winterabende saßen Gottfried und Gertrud mit ihrem geliebten Kuno, der nun ein hoffnungsvoller Knabe von zwölf Jahren war, traulich am warmen Kamine, Gottfried erzählte, und die beiden Andern hörten ihm aufmerksam zu. Er erzählte von Fehden, Schlachten und Turniren. Und je eifriger der Erzähler wurde, desto hurtiger ließ Gertrud ihr Spinnrädlein schnurren. Kuno aber, der von solchen Dingen unendlich gerne erzählen hörte, war ganz Ohr, und hörte nicht einmal das Brausen des Sturmes und das Heulen der Winde in den Bogengängen der alten Kyburg. Plötzlich geschah ein solcher Windstoß, daß der Kübfels bebte und die Burg wankte.

„O, Jesus!" rief Gertrud aus, „das war ein Erdstoß", versezte Gottfried, und beruhigte Gattin und Kind. Hierauf ging er an's Fenster und sah in die rabenschwarze Nacht hinaus. „Es stürmt und wettert doch fürchterlich draussen," hob Gottfried an. „Ich bedaure jeden Menschen, der in dieser Nacht kein Obdach findet, und im Freien zubringen muß. Ja wahrlich! keinem Thiere wäre dies zu gönnen. So war es gerade auch eine stürmische Nacht, als mein seliger Vater noch lebte, und er ungefähr um diese Stunde unerwartet nach Hause kam. Stür-

misch, wie das Wetter draussen, trat er geharnischt in's Zimmer, und warf zornig Visir und Schwert auf den Tisch. Die Mutter und ich wollten ihm in die Arme eilen; aber er schloß die Arme, faltete die Hände und rief aus: „liebes Weib! liebes Kind! faltet die Hände und betet an den gerechten Gott im Himmel! Höret, wie die Winde brausen und die Stürme heulen! Die Elemente empören sich über die himmelschreienden Ungerechtigkeiten der Menschen. Schreckliches ist wieder geschehen — der Himmel und die Erde empören sich darüber. O, laßt mich ein wenig ausschnaufen, und schreckliche Dinge will ich euch erzählen!"

So sprach damals mein Vater, und Thränen standen in seinen Augen. Ich und die Mutter zitterten; denn so hatten wir den Vater noch nie gesehen und sprechen gehört. Ich war damals noch einige Jahre jünger, als du, lieber Kuno! Ich fragte den lieben Vater, ob ihm denn Jemand etwas Leides gethan habe? Ob ein Ritter, oder sonst Jemand?

„Nein, liebes Kind! mir nicht, aber einem Manne, den ich so sehr liebe, als mich selbst, ist ein großes Leid, eine himmelschreiende Ungerechtigkeit wiederfahren." So erwiederte mein Vater, und setzte sich mit der Mutter und mir hieher an das warme Kamin. Da, wo ich jezt sitze, saß mein Vater, und ich und meine Mutter saßen, wo ihr beide jezt sitzet.

Die Blume Deutschlands, der Stolz der deutschen Ritterschaft ist dahin — Otto von Felsenegg ist nicht mehr!" So begann der Vater seine Erzählung. „Seine Burg ist niedergebrannt, und sein einziges Kind, ein hoffnungsvoller Knabe, sein treues Ebenbild, ist unter dem

Schutte begraben! O, gerechter Gott! du warst Zeuge dieser Gräuelthat, und du wirst sie einmal, wann es Zeit ist, gewiß rächen! Denk' einmal, liebe Adelheid — so hieß meine Mutter — die gottlose, blutdürstige Vehme hat den wackern Otto von Felsenegg unschuldig vor ihr Gericht geladen, und weil er nicht erschien, ihn meuchelmörderisch überfallen, ihn und seinen Sohn gemordet, und seine Burg in Asche gelegt. Otto, Otto! edler Freund! nun bist du dort drüben, beim lieben Gott und bei den Deinen! Nun hast du deine liebe Gattin wieder, welche dir der Tod schon so frühe entrissen! Aber deine Freunde sind noch zurückgeblieben, die dich beweinen, und die, wenn es Gott so haben will, mit der Zeit deinen Tod rächen werden. Ja, so kann's nicht immer bleiben, der gerechte Gott kann nicht mehr länger zusehen — die Zeit der Rache und der gerechten Vergeltung ist gewiß nicht mehr ferne!" —

Damit endete mein Vater seine Erzählung, und er und die Mutter vergoßen Thränen, denn Beide hatten Otto von Felsenegg unendlich geliebt. Mein Vater hatte sich aber darin geirrt, daß er Otto von Felseneggs Sohn für todt hielt. Denn er war nicht umgekommen, ein treuer Diener des Hauses hatte ihn aus den Flammen gerettet, und nach der Burg Waldern gebracht. Edmund von Waldern, ein Biedermann und ein wackerer Ritter, hatte ihn wie seinen Sohn erzogen, und ihm später seine einzige Tochter zur Gattin gegeben. Nun ist er glücklicher Gatte und ein eben so glücklicher Vater. Ich habe ihn bei einem kaiserlichen Turnier in Wien kennen gelernt, und Freundschaft mit ihm gemacht. Er ist ein edler junger Mnnn und ein wackerer Kämpe, und führt den

Namen „Max von Waldern." Er ist geradeso, wie mein Vater den Otto von Felsenegg geschildert hatte. Ob mein Vater es gewußt hat, daß Otto's Sohn noch lebe, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Mutter oft zu mir sagte: „Gottfried, ich weiß nicht, was ich dabei denken soll, daß unser Vater so bald wieder froh und heiter geworden ist, und des Otto von Felsenegg mit keiner Silbe mehr erwähnt. Daß er ihn so bald nicht vergessen konnte, dessen bin ich gewiß; denn ich weiß, wie lieb er ihn hatte. Es steckt ohne Zweifel ein Geheimniß dahinter; aber ich mag ihn nicht darum befragen; denn in Geheimnisse, wobei seine Ritterehre im Spiele ist, weiht er auch sein Weib nicht ein."

Es mag eher, als nicht, so gewesen sein, wie meine Mutter ahnete; aber dem Vater kam in seinem ganzen Leben kein Wort davon über die Lippen. Er starb mit seinem Geheimnisse, als ein Biedermann, als ein Mann von Ehre.

„Aber wer ist denn die gottlose Vehme?" fragte Kuno seinen Vater; „die den Otto von Felsenegg gemordet haben soll, und seine Burg verbrannte. Lebt sie noch, diese grausame Vehme, und haben sich die Ritter an ihr noch nicht gerächt? Oder ist sie eine Fee, die sich unsichtbar machen kann?"

„Nein, liebes Kind!" erwiederte der Vater lächelnd und die Mutter lächelte auch, „die Vehme ist kein Weib und auch keine Fee; aber sie ist fast mächtiger, als eine Fee, wie uns die Feemährchen erzählen. Sie lebt noch, die Vehme, und wüthet grausam in ganz Deutschland. Es ist den Gutdenkenden aus der deutschen Ritterschaft noch nicht gelungen, sie von der Erde zu vertilgen. Aber

es wird, ja es muß ihnen noch einmal gelingen, weil ein gerechter Gott im Himmel lebt. Ich erlebe es vielleicht nicht mehr; aber du, lieber Kuno, kannst es wohl noch erleben. Ich habe dir noch nie etwas von der geheimen Vehme erzählt, weil ich es nicht für rathsam hielt, dich schon so frühe mit der bösen Welt bekannt zu machen. Nun aber bist du in einem Alter, wo du bald in die Welt eingeführt werden mußt. Du darfst, ja du mußt daher wissen, wer die geheime Vehme sey.

Das Wort „Vehme" kommt von dem sächsischen Worte „vervehmen" her, das soviel heißt, als verbannen, für vogelfrei erklären. Es haben sich nämlich schon in frühern Zeiten, wo man keine Gerichtshöfe hatte, biedere Ritter untereinander verbunden, und einen geheimen Gerichtshof errichtet, vor welchen sie alle jene Verbrecher foderten, die vor der Welt unbestraft blieben. Diese Verbrecher wurden dann nach Verdienst bestraft, und so wurde manches Böse verhindert, das geschehen wäre, wenn diese geheimen Gerichtshöfe nicht bestanden hätten. Sowohl der Ort, als auch die Richter selbst, blieben unbekannt. Das erste geheime Gericht wurde in Westphalen eingeführt, woher nun auch der Name kommt „das westphälische, oder geheime Vehmgericht."

Solche westphälische, oder geheime Vehmgerichte gibt es jezt in Deutschland mehrere. Aber sie sind nicht mehr, wie in frühern Zeiten; sie sind schrecklich ausgeartet. Früher waren die geheimen Vehmrichter der Kern aus der deutschen Ritterschaft; jezt aber sind sie der Auswurf, die Hefe derselben. Die grausamsten und die gefährlichsten Vehmgerichte sind die auf Arensberg, Soest, Unna, Detmold und Wewelsburg. O,

lieber Kuno! du verstehst es jezt noch nicht, aber du wirst später mit allen wackern Rittern Deutschlands über die Grausamkeiten und Gräuelthaten klagen, welche diese geheimen Vehmgerichte noch immer ungerochen verüben.

Ich will dir nun auch sagen, wie diese geheimen Vehmgerichte beschaffen sind, und wie sie jezt noch bestehen. Die geheimen Vehmrichter werden aus der Ritterschaft genommen, und man nennt sie Freischöffen. Ihre Sitzungen heißen Freidinge, die Orte, wo sie ihre Sitzungen halten, Freistühle, und Jene, die dabei den Vorsitz haben, heißen Stuhlherrn. Wer Stuhlherr werden wollte, mußte ein Fürst, oder ein Freigraf sein. So war es früher; aber jezt soll man es damit nicht mehr so genau nehmen. Sie haben auch ihre Gerichtsdiener, die sie Vehmfrohnen nennen. Beide aber, Freischöffen und Vehmfrohnen bleiben andern Leuten unbekannt. Es soll heut zu Tage in Deutschland deren viele Tausende geben. Sie sind in alle Provinzen und Städte Deutschlands zerstreut. Es ist vor ihnen Niemand sicher; denn sie laufen unter andern Leuten herum, ohne daß diese sie kennen. Sie aber erkennen sich untereinander an gewissen Zeichen und Loosungsworten, die ich und alle Jene nicht wissen, die nicht in ihre Geheimnisse eingeweiht sind. Nur sie allein wissen und verstehen sie, und werden daher auch „Wissende" genannt. Es bindet sie ein furchtbarer Eid an Verschwiegenheit. Ich kenne diesen Eid nicht, aber er soll schrecklich sein. Denn auch der furchtbare Eid muß den Nichtwissenden ein Geheimniß bleiben. Ich habe einmal einen Ritter davon erzählen gehört. Es ist grausig, wie es da aussieht und zugeht. Er ist dreimal nach

einander vor ein Vehmgericht geladen worden; aber er wußte nicht warum. Die Vorladung geschah insgeheim. Am Burgthore fand man eines Morgens ein Pergamentblatt angeschlagen. Darauf waren kreuzweise zwei Dolche gezeichnet, und auf der Klinge eines jeden Dolches waren drei Kreuze eingegraben. Unter diesen Dolchen stand die Vorladung. Auf der dritten und lezten Vorladung war ihm mit Dolch, Schwert und Feuer gedroht, wenn er auch auf diese lezte Vorladung nicht erscheinen werde. Es war ihm der Ort bestimmt, wo er in der Mitternachtsstunde sich einfinden müsse.

Auf die dritte Vorladung fand er sich zur bestimmten Stunde und am bezeichneten Orte ein. Er war drei Stunden weit von seiner Burg entfernt und in einer waldigen Gegend. Er war zu Pferd dahin gegangen. Er durfte nicht lange warten; schon nach einer viertel Stunde trabten zwei geharnischte Ritter daher, mit entblösten Schwertern und verschlossenen Visiren. Sie nahmen ihm schweigend das Schwert ab, verbanden ihm die Augen, bedeuteten ihm zu folgen, nahmen sein Pferd beim Zügel, und trabten wieder davon.

Er wußte nicht, wohin es ging; nur merkte er, daß die Gegend immer wilder, und der Weg ungangbarer wurde. Sie mochten wenigstens zwei Stunden lang so geritten sein, als sie plözlich Halt machten. Man stieg ab, band die Pferde an einen Baum, und nun gings auf einem schmalen Fußwege durch dichtes Gesträuch zu Fuße weiter. Nach ungefähr einer viertel Stunde Wegs hielten die Unbekannten an, nahmen dem Ritter die Binde von den Augen, und sie befanden sich in einem unterirdischen gewölbten Gange. Die Ver-

mummten gingen ihm mit brennenden Fackeln voran, und nachdem sie mehrere Gänge durchgelaufen, nahm sie ein großer, mit vielen Lichtern beleuchteter Saal auf. Da sah es schauerlich aus. In der Mitte des Saales stand ein Altar, mit schwarzen Tüchern gedeckt. Auf dem Altare stand ein Christusbild, und auf der einen Seite lag ein Schwert, und auf der andern ein Dolch. Hier hieß man den Ritter zum Gebete niederknieen, um sich auf ein strenges Verhör vorzubereiten.

„Aber ach! ich konnte nicht beten in diesem schauerlichen Augenblicke," sagte der Ritter, als er mir dies erzählte. „Ich dachte an Frau und Kinder, und bei dem Gedanken, daß ich sie wahrscheinlich nicht mehr sehen werde, stand mir der Todesschweiß auf der Stirne."

Der arme Ritter wurde dann aus diesem Saale in einen andern geführt, der etwas spärlicher beleuchtet war. Unterwegs sah er mehr, als hundert Todtenschedel. Die Schrecken des Todes fuhren ihm durch alle Glieder. Er hätte in einer solchen Mörderhöhle vollends allen Rittermuth verloren, würde ihm nicht das Bewußtsein seiner Unschuld und der Gedanke an den gerechten und allmächtigen Gott wieder Muth eingeflößt haben. Die Führer traten mit ihm in einen Saal, worin mehr, als dreisig vermummte Ritter auf schwarzgepolsterten Stühlen saßen. Oben an saß der Stuhlherr. Jeder der Freischöffen hielt einen Dolch in der Rechten. Er wurde nun von einem der Freischöffen über mehrere Klagpunkte vernommen; der Ritter aber vertheidigte muthig seine Unschuld. Es wurden nun die Stimmen gesammelt, von denen seine Freiheit, oder sein Tod abhing. Es herrschte in diesem verhängniß-

vollen Augenblicke eine Todtenstille. Die Freischöffen wurden unter sich uneins. Endlich erhob sich der Stuhlherr und kündete dem Ritter die Freiheit an; indem er die Worte beifügte: „Ritter von Strahlenburg! Ihr habt unter uns viele Feinde, aber dennoch mehr Freunde, als Feinde. Ihr seid somit als klagfrei erklärt, und erhaltet Eure Freiheit wieder."

Diese Worte goßen den fast erstarrten Gliedern des Ritters wieder neue Lebensgeister ein. Er wurde mit verbundenen Augen von seinen vermummten Führern auf demselben Wege wieder zurückbegleitet, bis zu jenem Baume, woran die Pferde gebunden waren. Da wurde ihm die Binde von den Augen genommen, das Schwert zurückgegeben, und mit einem kräftigen Händedruck entfernten sich die Unbekannten von ihm. Der Ritter war froh, und dankte Gott in seinem Herzen, daß er wieder aus der Mörderhöhle und in Freiheit gesezt war. Er ritt mit leichterem Herzen auf seine Burg zurück, als er noch vor wenigen Stunden dieselbe verlassen hatte.

Dies ist nun die Geschichte, die mir Ritter von Strahlenburg selbst erzählte. Er soll unter Hunderten der einzige Glückliche gewesen sein, der vom Vehmgerichte wieder zurückkehrte. Hätte er unter den Freischöffen nicht so viele Freunde gehabt, die ihn in Schutz nahmen und seine Feinde überstimmten, so hätte ihm seine Vertheidigung seiner Unschuld wenig geholfen. Er hätte müssen schuldig sein, und wäre somit ein Opfer seiner Feinde geworden. Wer heut zu Tage unter der deutschen Ritterschaft viele Feinde hat, der ist keine Stunde sicher, ob er nicht vor irgend ein Vehm-

gericht gerufen wird. Und wann er davor erscheint, so geht er seinem gewissen Tode entgegen. Da schützt ihn keine Unschuld; da rettet ihn keine Vertheidigung."

„Wenn ich ein Ritter wäre", versetzte Kuno, „so würde ich vor der Vehme nicht erscheinen."

„Das würde dir wenig helfen, liebes Kind!" erwiederte der Vater. „Da erging es dir gerade so, wie es dem Grafen Otto von Felsenegg ergangen ist."

„Ich würde fliehen", sprach Kuno weiter.

„Auch die Flucht würde dir nichts helfen", versezte der Vater. „Wohin du kämest, wärest du von Tausend Freischöffen umringt. Sie würden dich auf allen Wegen verfolgen, und du würdest ihren Dolchen nicht entgehen. Denn Jeder, der vor ein Vehmgericht geladen wird, auf die dreimalige Vorladung aber nicht erscheint, ist für vogelfrei erklärt. Der erste Freischöffe, oder Vehmfrohne, der ihn trifft, darf ihn an den nächsten Baum aufhängen, oder mit seinem Dolche niederstoßen. Und wenn auch Leute dazu kämen, so würde dem Mörder doch nichts geschehen. Denn jeder Freischöffe und Vehmfrohne trägt einen Dolch bei sich, auf dem drei Kreuze eingegraben sind. Er zeigt dann diesen Dolch zum Zeichen, daß der Getödtete ein Vervehmter und Geächteter war. Wer einen Vervehmten in Schutz nimmt, der ist des Todes, sobald es bekannt wird.

Ach, wie verderblich ist doch diese Sitte für ganz Deutschland! Wie viel Meuchelmorde werden nicht so unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit verübt! O, großer Gott! wohin wird es noch mit Deutschland kommen, wenn du nicht bald Rettung sendest? Der größte

Theil der Ritterschaft fröhnt der Habsucht und Wohllust, denkt nicht mehr an den gerechten Gott im Himmel, hört nicht mehr auf die Stimme des Gewissens, sondern sinnet in seiner Verdorbenheit nur auf Rache, Raub und Mord. Was ist am Ende, wenn Gott es nicht ändert, wohl Anderes zu erwarten, als daß in Deutschland das Elend immer größer, und endlich so groß wird, daß Tugend und Gerechtigkeit vollends ausstirbt, und alle Rasterehre und Rittertugend verloren geht? Wie wird es dann in Deutschland aussehen! Ach, es wird dann bald kein Deutschland und kein deutsches Volk mehr sein! Unglückliche Zeiten, traurige Aussichten! Ach! wenn unsre edlen Ahnen, unsre biedern Vorfahren zurück kämen, wie würden sie das so tief gesunkene, das so unglückliche Deutschland bejammern und beweinen!?“ —

„Es ist wahr“, versezte die Mutter, „es sieht in unserm Vaterlande sehr traurig aus, und noch am traurigsten bei der Ritterschaft. Es ist doch mit dem Bösen in einem Lande schon weit gekommen, wenn nur die Schlechten darin herrschen, und die Edlen unterliegen müssen! Aber warum steht der Kern der deutschen Ritterschaft gegen die Hefe derselben nicht auf, um sie auszurotten? Warum sammelt unser deutscher Kaiser, der doch ein edler Mann ist, nicht ein Heer von wackern Männern, und macht den ausgearteten Behmgerichten ein Ende?“

„Diese Fragen, liebes Weib!“ erwiederte Gottfried, „werden Tag täglich von manchen Gutdenkenden gestellt; aber die Antwort darauf ist allemal ein tiefer Seufzer aus der leidenden Brust. Geduld, Geduld

müssen

müssen wir tragen, bis der Tag der Rettung anbrechen und der liebe Gott dem Elende in Deutschland abhelfen wird."

„Ach, wäre ich doch nur schon groß, so groß und so stark, wie mein Vater!" rief der kleine Kuno aus, „ich ging zum Kaiser und würde ihm Alles sagen, was die schlechten Ritter thun, und wenn dann der Kaiser ein Heer gesammelt hätte, so würde ich an Eurer Seite, lieber Vater, so tapfer kämpfen, und mit dem Schwerte so darein hauen, daß keiner von den schlechten Rittern mehr am Leben bliebe! Und dann würde es in unserm Vaterlande schon besser werden."

„Kuno, mein lieber Kuno!" rief der Vater mit Entzücken aus, schloß den Knaben in seine Arme und drückte ihn an seine hochschlagende Vaterbrust; „ja, du bist mein ächter Sohn, in deinen Adern fließt das Blut der Kyburger! Als so einen wackern, biedern Ritter, habe ich dich im Geiste schon oft gedacht, wann ich in die Zukunft blickte. Ja, lieber Sohn! das wünscht, das hofft dein Vater. O, vereitle einmal meine so schönen Hoffnungen nicht! Es würde mich unglücklich, sehr unglücklich machen, und mir den Tod beschleunigen. Nein, lieber Kuno! das habe ich von dir nicht zu befürchten. Du wirst die Tugenden deiner Ahnen und deiner Eltern erben, wirst Gott fürchten, das Laster hassen, die Tugend lieben, und stets nach Gerechtigkeit handeln; du wirst, treu deinem Rittereide, tapfer kämpfen für Gott und Religion, für Fürst, Vaterland und die verfolgte Unschuld. So, ja so, lieber Kuno! wirst du einst leben und wirken. Und wahrlich! so lange es noch in uns'rer Ritterschaft tugendhafte und biedere

Männer gibt, so ist unser liebes Deutschland noch nicht verloren. Die Tugend kann wohl unterdrückt werden; aber sie geht nicht unter — sie wird, sie muß noch einmal siegen!"

So endete der edle Gottfried von Kyburg seine Erzählung, erhob sich von seinem Sitze, trat an's Fenster, öffnete einen Flügel, und sprach: „die Stürme haben sich doch wieder gelegt, es ist draussen Alles still und ruhig. Nun, so wollen wir uns denn auch zur Ruhe niederlegen, und, will's Gott, uns nach einem sanften Schlafe morgen wieder froh und heiter begrüßen!" —

Drittes Kapitel.

Graf Max von Waldern wird unschuldig verfehmt.

Fast um dieselbe Zeit, wo Gottfried von Kyburg den Seinen von Otto von Felsenegg und von der geheimen Vehme erzählte, saßen auch auf der Burg Waldern der edle Ritter Max, Beata seine tugendhafte Gattin, und ihre beiden hoffnungsvollen Kinder — Kuno und Bertha — traulich beisammen am Kaminfeuer. Bertha saß der Mutter, und Kuno dem Vater zur Seite. Als der heftige Wind- oder Erdstoß geschah, fuhren Mutter und Kinder mit einem Schrei plötzlich auf. Selbst auch der Vater war erschrocken.

„Dies ist wieder eine grausige Nacht", hob Max von Waldern an; „sie ist, wie die Freischöffen sie lieben, wenn sie auf Zerstörung, Raub und Mord aus-

gehen. Dies thun sie, weil ihre Thaten eben so schwarz sind, als die Nacht selbst. Denn die Bösen fliehen das Licht, und suchen das Dunkel der Nacht, weil ihre Werke böse sind.

So war es gerade auch eine fürchterliche Nacht, als Konrad, unser Knappe, mich hieher auf die Burg brachte. Nun ist es gerade wieder ein Jahr, daß mein Vater gemordet, und die väterliche Burg in Asche gelegt worden ist. O, grausame Vehme, welch' ein theures Kleinod hast du mir damals in meinem Vater entrissen! Früher wurdest du heilig genannt, jezt aber kann man dich leider gottlos nennen! Ach! warum mußte doch die heilige Vehme, die in frühern Zeiten so segensreiche Folgen hatte, zu unsrer Zeit so ausarten? Damals hat sie die Unschuld und Tugend geschützt und vertheidigt, und das Laster gestraft; nun aber nimmt sie das Laster in Schutz, und verfolgt und unterdrückt die Tugend. O, ein trauriges Schicksal für unser Vaterland, das unsre Nachkommen noch lange beklagen werden! Ihr, liebe Kinder! habt vielleicht noch bessere Zeiten zu verleben, ich und eure Mutter aber wahrscheinlich nicht mehr.

Es sind seit jener Schreckensnacht, in der die grausamen Freischöffen meinen Vater gemordet und die Burg zerstört hatten, doch schon viele Jahre verflossen, und ich war damals erst ein Knabe von acht Jahren, und dennoch ist mir die Schreckensszene in diesem Augenblicke noch so lebhaft im Angedenken, als wenn Alles erst gestern geschehen wäre. O, wie schrecklich war jene Nacht! Das Klirren der Waffen, das Geschrei der Kämpfer und das Prasseln der Flammen hatte ich noch

viele Tage lang in den Ohren. Und den Schmerz, den unnennbaren Schmerz, den mein Herz dabei empfand, als es hieß, mein Vater sey todt, werde ich in meinem Leben nie mehr vergessen. O, der barmherzige Gott wolle den Mördern meines Vaters verzeihen!"—

„Ja, das wolle er!" versezte die Mutter. „So einen christlichen Wunsch erhört gewiß der gütige Gott am liebsten. Denn er ist nach der Lehre des göttlichen Heilandes, der auch sterbend am Kreuze noch für seine Mörder bat."

„Wenn aber", meinte der kleine Kuno, „jene bösen Ritter in unsre Burg kämen, und Euch, lieber Vater, etwas zu Leide thun wollten, so dürften doch unsre Reisigen sie mit dem Schwerte niederhauen?"

„O, Jesus! Mutter!" schrie die kleine Bertha, „sie kommen, sie kommen, die bösen Ritter! Hört, hört! es ist schon einer vor der Thür."

Und wirklich, in demselben Augenblicke trat hastig der Thorwächter herein. Eltern und Kinder brachen in ein herzliches Lachen aus, das aber sogleich in Trauer und Schmerz umwandelt wurde.

„Ach, gnädiger Herr!" sprach mit sichtbarer Verwirrung der Diener, „es thut mir leid, unendlich leid, daß ich Eure Freude stören muß. Aber es ist meine Pflicht, daß ich Euch davon in Kenntniß sezte, was so eben unten am großen Burgthore geschehen ist. Ich hörte Einigemal stark an das Burgthor klopfen, und ging, um nachzusehen, wer denn noch so spät und bei so stürmischer Witterung Einlaß begehre. Ich öffnete das Thor, zündete mit der Laterne umher, sah aber Niemanden; fragte Zehnmal: „wer da?" erhielt aber

keine Antwort. Als ich schon das Thor wieder schließen und zurückkehren wollte, fiel mir ein großer Zettel, der an's Thor angeschlagen war, beim Schimmer der Laterne in das Auge. Ich habe ihn herunter genommen, und hier, gnädiger Herr! ist er."

Graf Max von Waldern erblaßte beim ersten Anblick des Pergaments, das ihm der Diener überreichte. Denn er merkte sogleich, was es zu bedeuten habe. Die Hand zitterte, in der er es hielt. Die Gräfin blickte neugierig auf das Pergament, und kaum nahm sie die zwei über's Kreuz gemahlte Dolche gewahr, so fiel sie mit dem Ausrufe „o, Jesus! mein Mann ist vervehmt!" in eine Ohnmacht.

Es war erbärmlich anzuhören, wie die Kinder um die Mutter her jammerten und weinten. „Die Mutter ist todt! ach, Mutter! ach, liebe Mutter!" schrieen Beide. Der Vater, dem selbst das Herz dabei blutete, beruhigte die jammernden Kinder, indem er sie versicherte, daß die Mutter nicht todt, sondern nur ohnmächtig sey. Und während er mit Hülfe des Thorwächters die Ohnmächtige aufs Bett brachte, rief dieser wiederholt aus: „ach, verzeiht, gnädiger Herr! verzeiht, daß ich mit dem Zettel ein so großes Uebel gestiftet habe. Wenn ich gewußt hätte, daß eine so üble Botschaft darauf steht, so hätte ich das Papier auf der Stelle zerrissen, und es nicht hieher gebracht. Jezt wäre es gut gewesen, wenn ich lesen könnte. Es wäre ein Unglück verhütet worden. Ach, wenn nur die liebe, gute, gnädige Frau auch wieder in's Leben kommt. Ach Gott, ach Gott! was hab ich gethan? wie unvorsichtig bin ich doch gewesen! Ich hätte mir es aber

einbilden können, daß nichts Gutes darauf stehen konnte.“ Dabei schlug er sich mehrmals vor die Stirne, und weinte, wie die zwei Kinder daneben.

Wer war in diesem Augenblicke übler daran, als der gute Graf? Um ihn herum weinten und jammerten Diener und Kinder, und vor ihm lag seine ohnmächtige Gattin. Hätte er sich nicht von Jugendauf daran gewöhnt, in jedem Unglücksfalle gefaßt zu sein, so hätte er diesmal seine Fassung verloren. Er vergaß aber in diesem Augenblicke sein Unglück und sich selbst, und war nur darauf bedacht, die ohnmächtige Gattin wieder in's Leben zu rufen, und den jammernden Diener, wie die weinenden Kinder, zu beruhigen.

„Beruhige dich, guter Jakob!“ sprach der Graf zum Diener; „du hast nicht gefehlt, daß du mir den Zettel überbrachtest; wenn du ihn aber zerrissen und dazu geschwiegen hättest; dann wäre es gefehlt gewesen.“

Der gute Jakob ward durch die freundliche Rede seines Herrn, besonders aber dadurch wieder beruhigt, als er sah, wie die Gräfin wieder die Augen öffnete und in's Leben kehrte. Der gute Mensch wußte nicht, wie er seine Freude darüber ausdrücken sollte. Er küßte ihr zehnmal die Hand, und zehnmal bat er sie um Verzeihung, ohne darauf zu merken, daß sie ihn nicht verstand, weil sie noch nicht vollkommen zum Bewußtsein gekommen war. Noch inniger, als Jakob, äußerten die guten Kinder ihre Freude. Die kleine Bertha stellte unter zärtlichen Küssen allerlei Fragen an sie, obwohl ihr die Mutter auf keine antworten konnte, weil sie dieselben weder hörte, noch verstand.

Endlich kehrte der guten Gräfin das Bewußtsein wieder vollkommen zurück, aber damit auch das Schmerzgefühl, das sie in dem Augenblick empfunden, als sie in die Ohnmacht fiel. Lange blickte sie voll Wehmuth und mit feuchten Augen, bald auf den Gatten, bald auf die Kinder. Jakob mußte ein Kammermädchen rufen, das die Gräfin bedienen, und den Burgkaplan herbeiholen, der sie trösten sollte. Beide erschienen sogleich. Das Mädchen bereitete der Gräfin in der Küche eine kräftige Brühe, und der gute Burgkaplan, ein alter, ehrwürdiger Mann, bot seine ganze Wissenschaft auf, die Burgfrau zu trösten und zu beruhigen. Es war dem guten Manne auch gelungen, ihren niedergebeugten Sinn wieder aufzurichten, und ihrem Herzen Trost und Muth einzuflößen. Ihr Schmerz löste sich in stille Thränen auf, die ihrem Herzen leichter machten.

„Nein, hochwürdiger Herr!" sprach sie alsdann mit größerer Fassung, „ich will nicht murren wider Gottes Fügungen. Was er thut, ist immer wohl gethan, und wenn wir kurzsichtige Menschen es auch nicht einsehen. Es steht uns wohl ein großes Unglück bevor; aber wir wollen unser ganzes Vertrauen auf Gott setzen, und er wird uns in der Stunde der Noth nicht verlassen. Ich weiß zwar nicht, wie da zu helfen sein wird; denn die Beweise der Unschuld gelten dieser Zeit bei der geheimen Vehme nicht mehr. Da urtheilt nur die Leidenschaft, da richtet nur die Rachsucht. Wo aber wir Sterbliche keinen Ausweg mehr sehen, uns nimmer zu rathen und zu helfen wissen, da ist es dem Allmächtigen ein Leichtes, uns zu retten." So sprach die Gräfin, und war ganz gottergeben.

Der Graf, froh darüber, überließ seine Gattin und Kinder der Ruhe, und begab sich mit dem Burgkaplan auf sein Gemach.

Viertes Kapitel.

Die Flucht.

„Hochwürdiger Herr!" sprach der Graf, als sie auf seinem Gemache angekommen, „setzet Euch hieher zu mir an's warme Kamin; denn wir haben über wichtige Angelegenheiten miteinander zu sprechen, und Ihr müsset mir dabei mit Euerem Rathe zu Hülfe kommen. Ich bin also vor das Vehmgericht geladen. Sehet, da ist das Pergament, mein Thurmwart hat es am Thore angeschlagen gefunden."

Der Burgkaplan überlas das Pergament, schüttelte mehrmals den Kopf, und brummte dabei unverständliche Worte in den langen, weißen Bart hinein.

„Welche himmelschreiende Ungerechtigkeit! Mich vor das Vehmgericht laden, ohne Grund und ohne Veranlassung! Was wollen sie denn mit mir, was wissen sie über mich, die blutdürstigen Tiger? Ist denn ihr Blutdurst und ihre Habsucht noch nicht gesättiget? Ist es nicht genug, daß sie den Vater gemordet, muß des Sohnes Blut auch noch fließen? O, die grausamen, die blutdürstigen Tiger! wie lange treiben sie ihr Unwesen noch fort? O, allwissender, allmächtiger Gott! wie lange noch kannst du zusehen; wie lange noch die Höllenbrut auf Erden dulden? Sie laden mich vor ihr Gericht, die Bösewichte, die Mörder! und du weißt es,

o Allwissender! daß ich unschuldig bin. Aber meine Unschuld rettet mich nicht. Wenn du, Allmächtiger! mich nicht rettest, so bin ich unrettbar verloren, bin eine Beute des Todes. Ich will ihnen aber nicht fluchen, den Mördern, will ihnen nichts Uebels wünschen, sondern dir Alles überlassen; denn dein ist die Rache!" —

„Ja mein ist die Rache!" spricht der Herr; so steht es in der göttlichen Schrift geschrieben, und von Gottes Wort bleibt kein Buchstabe unerfüllt. Gottes Rache bleibt gewiß nicht aus, und je länger sie zögert, desto schrecklicher wird sie sein, wenn sie einmal kommt. Gott ist langmüthig, er sieht lange zu; aber er ist auch gerecht, seine Strafe bleibt nicht aus. Hat nicht Gott zu Noe's Zeiten der verdorbenen Welt hundert und zwanzig Jahre lang Zeit zur Buße und Besserung gegeben? Da aber die böse Welt sich nicht bekehrte, so kam endlich Gottes Strafe über sie — die schreckliche Sündfluth. So, wie damals, ist nun die Welt auch wieder verdorben; groß ist die Zahl der Gottlosen, der Gottvergessenen, und nur klein nur winzig klein die Zahl der Frommen und Gerechten. O, du langmüthiger Gott! wenn du damals nicht einen Regenbogen gesendet, und bei dir geschworen hättest, die Welt nicht mehr mit einer Sündfluth zu strafen, so wäre jezt die Zeit da, wo man eine solche Sündfluth wieder zu erwarten hätte. Aber hast du nicht noch tausend andere Strafmittel, außer der Sündfluth? Ja du kannst die Welt auf allerlei andere Weise strafen; du mußt sie strafen; denn sie ist ganz verdorben und ruchlos geworden. Nur schone, o gütiger Gott! der wenigen Frommen und Gerechten, wenn du deine böse Welt strafen wirst."

So sprach der fromme und eifrige Burgkaplan. Er hielt während seiner Rede die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gehoben. Und der Graf sprach gerührt sein frommes Amen.

„Aber, hochwürdiger Herr!" fragte der Graf, „was soll ich ich nun thun? Soll ich der Vorladung folgen, und mich vor der Vehme stellen? Ich fürchte mich zwar nicht vor ihr; denn ich weiß mich zu vertheidigen, ich bin mir keines Vergehens bewußt. Aber hat sie auch das Recht, mich vorzuladen? und bin ich im Gewissen verpflichtet, ihrer Vorladung Folge zu leisten? Was rathet Ihr mir?" —

„Was ich euch rathe, gnädiger Herr!" erwiederte der Burgkaplan; „Ihr stellet Euch nicht, das ist's, was ich Euch rathe. Diesen Rath würde ich Euch nicht geben, wenn es unsre rechtmäßige Obrigkeit wäre, vor die Ihr geladen seid. Denn jede rechtmäßige Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, und jeder Unterthan muß ihr gehorchen — so befiehlt die göttliche Schrift. Ob die geheime Vehme, wie sie jezt besteht, von Gott sey, unterliegt keiner Frage mehr. Wäre sie von Gott, so würde sie auch nach Gottes Gerechtigkeit urtheilen und richten. Wäre sie von Gott gesezt, so dürfte sie das Tageslicht nicht scheuen.

Nun aber verkriecht sie sich in geheime Schlupfwinkel, und verbirgt ihre Werke in das geheimnißvolle Dunkel der Nacht. Nein, von Gott kann einmal die Vehme nicht sein, obwohl sie den Namen „heilig" trägt! Ja sie soll in frühern Zeiten dieses Namens würdig gewesen sein; aber jezt verdient sie einen andern

— ich mag ihn nicht nennen vor Euer Gnaden. Ihr wißt schon, was für einen ich meine.

Nein, gnädiger Herr! vor der Vehme stellet Ihr Euch nicht. Man will nicht Eure Vertheidigung, man will Euern Kopf, Eure Burg und Eure Herrschaft. Das ist's, wornach die saubern Freischöffen lüstern. Stellet Ihr Euch, lieber Herr! dann kehret Ihr sicher nicht mehr zurück. Euch läßt man in irgend einer verborgenen Mörderhöhle enthaupten; Eure Gattin und Kinder und alle Eure treuen Dienstleute werden aus der Burg gejagt, und Eure Burg und Herrschaft kommt in die Hände habsüchtiger Freischöffen. Rechnet nicht auf Hülfe der Freunde; denn diese ist zu unsrer Zeit unendlich klein, und die Macht der Feinde unendlich groß. Unter den Freischöffen habt Ihr sicher nicht Einen Freund; denn dies sind jezt die Menschen, die durchaus keiner Freundschaft fähig sind. Was soll Euch dann von einem Club von Bösewichten, die nichts, als Räuber und Mörder sind, eine Vertheidigung Eurer Unschuld nützen? Ja sie lassen Euch nicht einmal zur Vertheidigung kommen, sie verurtheilen Euch unverhört. Gnädiger Herr! bester Herr! ich bitte Euch nun, stellet Euch nicht!"

„Aber, um des Himmels willen!" versezte der Graf, „wie will ich mich vertheidigen, wie mich schützen gegen die mächtigen Freischöffen? Wenn ich mich nicht stelle, so ergeht es mir um kein Haar besser, als es meinem seligen Vater ergangen ist. Die rachsüchtigen Freischöffen bemächtigen sich meiner Burg, und morden, rauben, sengen und brennen. Was gibt es denn hier noch für einen Ausweg? Mein Kopf ist mir so verwirrt,

daß ich keines Nachdenkens mehr fähig bin. So ist es aber mit uns schwachen Menschen; wo wir den Kopf am meisten brauchen, da verlieren wir ihn zuerst. Wisset Ihr, guter, ehrwürdiger Vater! keinen Ausweg, keinen weitern Rath mehr?"

„Freilich, lieber Herr!" erwiederte dieser, „ich weiß noch einen, und zwar einen solchen, der mit Gottes Hülfe gelingen könnte. Ihr habt, wie ich wohl weiß, an dem Grafen Gottfried von Kyburg einen treuen und mächtigen Freund. Daß er nicht zur Sippschaft der Freischöffen gehört, dafür bürgen seine vielen Rittertugenden. Seine Burg ist nicht gar zu weit von hier entlegen. Man könnte ihn schnell durch einen Eilboten von der Vorladung in Kenntniß setzen, und ihn zugleich freundschaftlich bitten, unverweilt hieher zu kommen, um sich mit ihm zu berathschlagen, was zu Eurer Rettung zu thun sey. Ich bin überzeugt, daß er, wenn's ihm immer möglich ist, schleunig hieher kommen wird. Und wann er da ist, so müßt Ihr ihm den Vorschlag machen, mit Euch unverweilt nach Wien zum Kaiser reiten zu wollen, um von ihm Schutz und Hülfe zu erflehen. Seids versichert gnädiger Herr! wenn der Kyburger mit Euch zum Kaiser Maximilian kommt, so wird Euch dort sowohl ein guter Empfang, als auch ein mächtiger Schutz. Denn Graf Gottfried von Kyburg ist, wie Ihr selbst wisset, des Kaisers erster Günstling. Ihm versagt der edle Kaiser nichts; Ihm gewährt er Alles, um was er ihn bittet. Und wann Ihr in Begleitung eines so allgemein geliebten und gefürchteten Mannes nach Wien reiset, so wird wohl keiner der Freischöffe es wagen, Euch öffentlich anzugreifen, und vor heimlichen

Angriffen könnet Ihr Euch ja verwahren. Was meinet Ihr, gnädiger Herr! von diesem Rathe?" —

„Daß er recht gut ist, hochwürdiger Herr!" erwiederte der Graf, dessen Antlitz sich augenblicklich erheiterte. „Ja, das will ich thun, will diese Stunde noch einen reitenden Eilboten mit einem Schreiben nach der Kyburg senden. Dieser Rath gefällt mir sehr, den hat Euch wahrlich der liebe Gott eingegeben! Gute Nacht, hochwürdiger Herr! gedenkt in Euerm Nachtgebete auch meiner; betet besonders morgen im heiligen Meßopfer zu Gott, daß er unser Unternehmen segnen und es gelingen lassen möge! Ich werde mich Euch gewiß auch dankbar zeigen." —

Der Burgkaplan entfernte sich, der Graf besorgte das Schreiben, und der Eilbote ging in derselben Stunde noch ab.

Am andern Morgen wurde auch die Gräfin in den Plan eingeweiht, der ihr sehr wohl gefiel und ihr große Hoffnung auf Rettung versprach. Denn auf Gottfried von Kyburg, der ihr als der vortrefflichste Ritter Deutschlands bekannt war, sezte sie ein unbegrenztes Vertrauen.

Man zählte mit banger Sehnsucht die Stunden, bis der Eilbote wieder zurück kam. Endlich kam er an, und mit klopfendem Herzen gingen ihm Max und Beata bis an die Treppe entgegen.

„Kommt er, kommt er, der edle Kyburg?" fragten sie, wie aus Einem Munde, den Boten. „Warum ist er nicht sogleich mit dir gekommen?"

„Ach, du lieber Gott!" rief Beata gleich darauf aus; „Kurt bringt uns keine gute Botschaft, ich lese es auf seinem traurigen Gesichte!"

„Ja, leider! die gnädige Frau hat's errathen“, versezte der treue Kurt mit einer Thräne im Auge. „Dürft's mir glauben, lieber, gnädiger Herr! daß ich den lezten Tropfen Herzblut darum hingegeben hätte, wenn ich Euch den Grafen von Kyburg hätte mitbringen können.“ Da erzählte Kurt, wie er wegen des tiefen Schnee's einen müheseligen Ritt gehabt, und nicht so schnell auf Kyburg habe kommen können, als sein Wunsch gewesen wäre. Wie die Burgfrau es so unendlich bedauert habe, daß er den Grafen nicht mehr antraf, indem er kurz einen Tag zuvor nach der Schweiz abgereist sey, um mit seiner tapfern Mannschaft dem Grafen von Toggenburg bei einer Fehde beizustehen. Alsdann entrichtete er viele freundliche Grüße von der Gräfin und dem jungen Grafen Kuno. Er fügte noch bei, daß er das Schreiben der gnädigen Frau übergeben, die ihm versprochen habe, es wohl zu besorgen und es durch einen reitenden Boten dem Grafen nachzusenden.

So sehr Kurts Botschaft den Grafen von Waldern und seine Gattin anfänglich niederschlug, so lag für sie in den lezten Worten doch noch ein Funke von Hoffnung.

„Vielleicht“, wähnte Beata, „kommt der edle Kyburg doch noch, wann er die Nachricht von deinem Unglück bekommt.“

„Ja, Gottfried, mein Freund, verläßt mich gewiß nicht, wenn das Schreiben sicher in seine Hände kommt!“ fügte Max von Waldern bei. „Wir wollen es nun dem gütigen Gott überlassen, der uns Alles noch zum Besten leiten kann. Ich will nun dem Burgkaplan sogleich auch die Botschaft mittheilen, und hören, was er mir weiter rathen wird. Der verständige Greis kommt nie-

mals aus der Fassung; wo Niemand mehr zu rathen weiß, da hat er immer noch einen Rath, oder doch wenigstens ein Paar tröstliche Worte."

„Nur die Hoffnung nicht aufgeben, nur den Muth nicht verlieren!" versezte der Greis auf des Grafen Mittheilung. „Graf Kyburg läßt Euch nicht im Stiche, den Freund in der Noth verläßt er nicht."

„Aber Toggenburg ist auch sein Freund" erwiederte der Graf, „und dieser hat ihn auch um Hülfe gerufen."

„Kyburg ist klug genug" sprach der Greis, „er wird dahin eilen, wo die Noth am größten ist. Toggenburg bedarf zur Fehde nur seine Mannschaft, und Ihr bedürft den Kyburg, und so kann mit Einemmale Beiden geholfen werden."

„Edler, ehrwürdiger Mann!" rief der Graf, „wie Ihr einen doch immer zu trösten und aufzumuntern wisset! Wie wohl kommt es mir und meiner Gattin, daß wir in unsrer unglücklichen Lage an Euch einen so weisen Rathgeber und Tröster finden! Wir wußten uns gegenwärtig wahrhaftig weder zu rathen, noch zu helfen, wenn ihr uns verließet."

„Ich! meine gnädige Herrschaft verlassen? Ich! Jene im Stiche lassen, denen ich die besten Tage meines Lebens verdanke? Ach! lieber wollte ich sterben, lieber mit Euch in's Elend gehen, als meine gute, liebe Herrschaft verlassen!" So sprach der edle Greis, und eine Thräne zitterte in seinem Auge. Der Graf bat ihn um Verzeihung, wann er ihn gekränkt haben sollte, und versicherte ihn, daß er an seiner Liebe und Treue im Ernste noch nie gezweifelt habe, und auch nie daran zweifeln werde.

Man harrete von Tag zu Tag auf Kyburgs Ankunft, aber es geschah die zweite, sogar die dritte und lezte Vorladung, und der Ersehnte kam nicht.

„Kyburg hat sicher den Brief nicht empfangen, oder es ist ihm ein Unglück zugestoßen, daß er nicht kommt!" sprach der Burgkaplan, als die Gräfin jammerte, und der Graf alle Hoffnung auf Rettung aufzugeben begann. Aber in demselben Augenblicke vernahm man vom Burghofe her ein Pferdgetrab.

„Nicht verzagt, gnädige Herrschaft! nur wohlgemuth!" rief der Greis voll Freude aus; „Gott sendet Hülfe."

„Ach, wenn es der Kyburg wäre!" riefen die beiden Andern und eilten der Thüre zu. In demselben Augenblicke trat, in einen Pelzmantel eingemummt, herein — der Graf Kyburg? Nein, er war es nicht. In Beatas Arme flog Fräulein Kunigunde von Bieberingen.

„Liebe Freundin!" rief diese aus, „erschrecke nicht über mein ungewöhnliches und unerwartetes Erscheinen! Fasse dich und sey stark; denn jeder Augenblick ist theuer, ich muß mich kurz fassen. Dein Gatte muß fliehen! fliehen muß er noch diese Stunde; ja in diesem Augenblick, sonst ist er verloren!"

„Großer Gott!" rief die Gräfin, und sank in Kunigundens Arme. Diese brachte die Freundin auf das Sofa, wo sie sich sobald wieder erholte.

„Verzeihe mir, liebe Beata!" sprach Kunigunde zärtlich zur Freundin, „daß ich dir eine Schreckenbotschaft bringen mußte. Ich bringe aber zugleich auch Rettung. Ja, Herr Graf! Ihr müßt sogleich fliehen; denn nur

schnelle

schnelle Flucht kann Euch retten. Höret! aber ich muß kurz sein — Euer Schreiben an den Grafen Gottfried von Kyburg ist in den Händen der Freischöffen. Euer Plan ist verrathen. Der Kyburg weiß nichts davon. Euer Tod ist bestimmt. Diese Nacht will man Euch aus dem Bette holen. Durch einen glücklichen Zufall, oder vielmehr durch eine göttliche Fügung kam es mir zu Ohren. Es Euch zu erzählen, wie das zugegangen, dazu ist jezt keine Zeit. Herr Graf! ich bitte Euch um Alles in der Welt, um Alles, was Euch lieb und theuer ist, lasset ein Pferd satteln, und fliehet, fliehet! schnell, schnell! Verweilt Ihr nur noch wenige Stunden, so seyd Ihr unrettbar verloren!"

Während Kunigunde im Eifer an den Grafen sprach, weinten die Kinder jämmerlich an der Seite der Mutter; diese lag ohnmächtig auf dem Sofa.

„Ja, gnädiger Herr! Ihr müßt fliehen, und ich begleite Euch", sprach der Burgkaplan; „ich will eilends hinunter und Anstalten treffen.

Der Graf war so überrascht und so von allen Seiten bestürmt, daß er sich kaum fassen konnte.

„Herr Graf!" begann Kunigunde noch Einmal, „Eure Gattin liegt in einer Ohnmacht, aus der sie bald wieder erwachen wird. Benützet diesen Augenblick zur Entfernung, und Ihr ersparet ihr die Schmerzen der Trennung. Ich bleibe bei ihr, und bleibe so lange, bis wir die frohe Nachricht bekommen, daß Ihr in Sicherheit seyd." —

„Aber, mein Gott!" fragte der Graf, „wohin soll ich denn fliehen?"

„In die Schweiz, zu Graf von Toggenburg, wo

Ihr auch den Kyburg finden werdet. Diese Flucht nach der Schweiz vermuthet kein Freischöffe; sie fahrden auf Euch auf der Heerstraße nach Wien. Ihr müßt Euch aber immer an waldige Gegenden halten, um vor Nachstellungen desto sicherer zu sein. Damit Ihr keine Zeit verliert, so nehmt diesen Beutel mit Gold; denn ohne Geld könnet Ihr nicht fliehen. Nun macht Euch bereit, lieber Herr Graf! es ist hohe Zeit; rettet meiner Freundin den Gatten, und ihren Kindern den Vater! Benützet die noch wenigen Stunden; denn sind sie unbenützt verflossen, so ist alle Rettung zu spät!"

Hierauf nahm sie selbst das Schwert von der Wand und umgürtete es dem Grafen, der es geduldig geschehen ließ. Denn seine Blicke hafteten immer auf der ohnmächtigen Gattin und den weinenden Kindern. Das Herz blutete ihm dabei; er konnte zu keinem Entschlusse kommen.

„Jezt, Herr Graf!" rief Kunigunde, „zögert keinen Augenblick mehr! Beata erholet sich, sie öffnet ihr Auge — und höret! die Pferde stehen schon im Hofe bereit. Fort! fort! Herr Graf! es ist Zeit — es ist hohe Zeit."

Lange noch blieb der Graf, als höre er Kunigundens dringende Bitten nicht, mit thränenvollen Augen vor seiner Gattin und seinen Kindern stehen. Plötzlich aber umfaßte er seine ohnmächtige Gattin und drückte sie heftig an seine Brust; ebenso auch die beiden Kinder, die erbärmlich schrieen — noch einen Kuß, und — er stürzte zur Thüre hinaus, die Wendeltreppe hinab, in den Burghof. Da schwang er sich auf das muthige Roß, und flugs ging es zum Burgthore hinaus.

Fünftes Kapitel.

Die schreckliche Rache.

„Gottlob! nun ist er fort,“ sprach Fräulein Kunigunde bei sich, und flehte in ihrem Herzen zu Gott, dem Allmächtigen, daß er ihn doch schützen und in Sicherheit kommen lassen möchte. Eine helle Thräne zitterte dabei in ihrem schönen Auge. Sie setzte sich darauf neben die Freundin auf das Sofa, und legte deren Haupt auf ihren Schooß. Sie gab sich auch Mühe, die Kinder, die noch immer jämmerlich um den geschiedenen Vater weinten, zu beruhigen. „Beruhigt euch, liebe Kinder! müsset nicht mehr weinen!“ sprach sie. „Der liebe Vater geht nur zu einem guten Freunde, bei dem er Hülfe sucht gegen böse Ritter, die ihn haben tödten wollen. Er bleibt nicht lange fort, sondern kommt bald wieder.“

„Wer kommt bald wieder?“ fragte die Gräfin mit schwacher Stimme und noch halb von Besinnung.

„Max, dein lieber Gatte“, erwiederte sanft das Fräulein.

„Max? ja mein Max,“ versezte bloß die schwache Gräfin.

„Liebe Mutter! liebe Mutter! müsset nicht mehr krank sein!“ riefen die beiden Kinder unter zärtlichen Liebkosungen; „der liebe Vater ist nur fort, um Hülfe zu holen gegen die bösen Ritter, die ihn haben tödten wollen.“

„Die bösen, bösen Ritter!" versezte die kleine Bertha allein; „haben den lieben Vater tödten wollen!"

„Sie sollen aber nur kommen, die bösen Ritter!" fügte Kuno bei; „der Vater wird sie jagen, wenn er mit den braven Rittern zurückkommt."

„Zurückkommt?" wiederholte fragend die Mutter, und blickte mit noch etwas starren Augen um sich her, als wolle sie ihn suchen. „Wo ist denn der Vater?" fragte sie weiter, indem sie immer besser zum Bewußtsein kam.

„Er ist fort, liebe Mutter! um Hülfe zu holen wider die bösen Ritter," wiederholten die Kinder noch Einmal.

Nun trat der armen Gräfin mit Einemmale Alles wieder klar vor das Bewußtsein, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Auch die Kinder fingen wieder zu weinen an, weil sie die Mutter weinen sahen. Die verständige Kunigunde ließ den Thränen ihrer Freundin den freien Lauf; denn sie wußte, wie sehr die Thränen den Schmerz lindern, und dem beklommenen Herzen leichter machen. Dies war auch bei Beatas Thränen der Fall.

„Also ist er fort? der arme, unglückliche Max!" sprach sie ganz weich, aber etwas ruhiger. „Und ich konnte nicht einmal Abschied bei ihm nehmen!" O, großer, allmächtiger Gott! sey du sein Schützer, sein Retter!"

„Das wird er auch sein, liebe Beata!" versetzte Kunigunde; „wenn wir nur recht fest auf ihn vertrauen, und nicht verzagen."

„Ja, ich will auf ihn vertrauen, auf den gütigen

und allmächtigen Gott; will nicht verzagen, will geduldig sein. Und wenn das schwache Herz unter der Last des Schmerzes auch brechen will; so will ich doch nicht verzagen, will das schwache Herz beherrschen, und auf den lieben Gott vertrauen."

„Ja so, liebe gnädige Frau! so ist's recht!" fiel der Burgkaplan ein, der unbemerkt in's Zimmer getreten, und Ohrenzeuge von den lezten Worten der Gräfin gewesen war. „Auf Gott muß man vertrauen; denn er ist immer der beste Helfer in der Noth. Wir wollen den lieben gnädigen Herrn in allen unsern Gebeten dem Schutze Gottes empfehlen, und dann dabei ruhig sein und von Gott das Beste erwarten."

„Ja, hochwürdiger Herr!" versetzte Kunigunde; Eurer Meinung bin ich auch."

„Ich will auch dieser Meinung sein!" sprach Beata weicher, und unaufhaltsam entstürzten von Neuem ihren Augen die Thränen.

„Wer begleitet meinen unglücklichen Mann? oder ist er ohne Begleitung fort?" fragte alsdann die Gräfin etwas ruhiger.

„Er ist ohne Begleitung fort", erwiederte der Greis mit einer Thräne im Auge. „Ich ließ zwei Pferde satteln; eines für den gnädigen Herrn und eines für mich. Denn ich war fest entschlossen, meinen lieben Herrn zu begleiten, wohin es auch gehen mag. Aber statt zwei, hat der treue Kurt drei Pferde gesattelt. Denn auch er war fest entschlossen, seinem Herrn zu folgen. Allein, der gnädige Herr verbat sich ernstlich jede Begleitung. Zu Kurt sprach er: „du wirst in meiner Abwesenheit die Aufsicht führen über meine Dienstleute; und

Ihr, hochwürdiger Herr!" — da trat eine Thräne in sein Auge, ach! ich hätte sie wegküssen mögen! — und Ihr werdet meine Frau und Kinder trösten und ihnen ein väterlicher Freund sein!" So sprach der liebe, gute Herr, und — fort war er. Kurt und ich blieben zurück, und zerfloßen in Thränen. Denn gegen den Willen unsers gnädigen Herrn wollten wir nicht handeln; er bleibt uns heilig. Ja, gnädige Frau! ich will, wenn Ihr es genehmiget, Euch und Euern Kindern ein väterlicher Freund sein. Ein Freund, der bereit ist, den letzten Tropfen Blut für Euch und Eure Kinder zu verspritzen." So sprach der edle Greis, und wollte der gnädigen Frau die Hand unterthänig küssen. Sie zog aber schnell die ihrige zurück, und ergriff die seinige, indem sie dieselbe küssend sprach: „es geziemet sich eher, daß das Kind seinem ehrwürdigen Vater die Hand küsset."

Dies hatte den ehrwürdigen Greis so sehr gerührt, daß er die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte; sie rollten unaufhaltsam über seine hagern Wangen hinab. Die Gräfin wollte dem edlen Greise auch mit Worten ihren innigen Dank ausdrücken; aber Thränen erstickten ihre Rede.

„Ich meine, liebe Freundin!" hob Kunigunde an; „du solltest dich zu Bette legen; denn dein Körper ist sehr angegriffen. Und wie deine Stirne glüht! Du mußt heftige Kopfschmerzen haben, liebe Beata? Komm, arme Freundin! ich will dich in dein Schlafgemach begleiten. Nach einem sanften Schlummer wird's dir wieder besser werden."

„Ach! ja, wenn ich schlummern kann," versezte

Beata, und folgte ihrer Freundin, und mit ihr auch ihre Kinder.

Nach einer halben Stunde kehrte Fräulein Kunigunde wieder in das Wohnzimmer zurück, wo sie den Burgkaplan noch fand, der andächtig in einem Gebetbuche las.

„Sie schläft, die Gute, die Edle!" sprach sie zu ihm. „Auch die lieben Kleinen schlafen. Gott segne ihren Schlaf, und lasse sie nicht eher erwachen, bis der furchtbare Auftritt vorüber ist." —

„Was für ein Auftritt, gnädiges Fräulein?" fragte der Greis.

„Einen fürchterlichen Auftritt, hochwürdiger Herr! gibt es diese Nacht noch," erwiederte Kunigunde. „Ehe die Mitternacht einbricht, kommen drei schwarze vermummte Ritter hieher auf die Burg; es sind dieselben, die den Grafen von Waldern abfassen wollen."

„So, kommen diese Schurken?" versezte der Burgkaplan erbittert. „Sie sollen nur kommen, wir fürchten uns nicht. Keck will ich vor sie hintreten, und ihnen die Wahrheit in's Angesicht sagen."

„Auch ich", fügte Kunigunde bei, „fürchte mich nicht. Ich bleibe mit Ihnen auf, hochwürdiger Herr! Wie werden sie staunen, die stolzen Ritter! wenn sie statt des Grafen und der Gräfin, nur uns Beide hier finden, und ihren gottlosen Plan vereitelt sehen. Es wird einen schrecklichen Sturm abgeben! Aber wir wollen uns nicht fürchten; sie sollen sehen, die übermüthigen Freischöffen, daß andere Leute, die ein gutes Gewissen in der Brust tragen, auch noch Muth besitzen."

„Ja, das wollen wir ihnen beweisen, gnädiges

Fräulein!" sprach der Greis. „Jedoch ohne Noth reizen wollen wir sie nicht," fügte er bedachtsam hinzu. „Denn die Freischöffen sind keine Menschen mehr; sie haben schon alles menschliche Gefühl abgelegt, sind reißende Thiere geworden, und sind jedes Verbrechens fähig.

„Darf ich Euch, gnädiges Fräulein! etwas aus der heiligen Schrift vorlesen, damit uns die Zeit desto angenehmer und nützlicher vorübergeht?"

Fräulein Kunigunde nahm das freundliche Anerbieten mit Dank an, und der Greis begann mit seiner Vorlesung.

Endlich schlug es auf der Thurmuhr die eilfte Stunde, und Alles in der Burg Waldern war ruhig und stille. Nur vernahm man die dröhnenden Fußtritte des Wächters, der auf der Ringmauer der Burg hin- und herging. Es war eine stille, aber sehr kalte und dunkle Nacht.

„Nun rückt die verhängnißvolle Stunde näher!" versezte der Burgkaplan, indem er das göttliche Buch zuschloß, und es wieder an seinen gehörigen Platz stellte. „Wo wird jezt wohl der arme gnädige Herr sein? Der Unglückliche wird, wie ein verfolgtes Wild, in Wildnissen umherirren, eine Ruhestätte suchen, und keine finden. Ach! es ist schauerlich, bei einer so kalten und rabenschwarzen Nacht in wüsten Einöden umherirren zu müssen; während Tausende der Verbrecher in prunkvollen Sälen an reichbesezten Tafeln schwelgen, den schäumenden Becher leeren, oder sich wollüstig auf weiche Betten hinstrecken! O, Allmächtiger, Allgütiger! verlasse die Unschuld nicht! Lasse nicht zu, daß mein edler, frommer Herr seinen ruchlosen Feinden in die Hände falle!

Sende ihm doch auf den dunklen Irrwegen einen schützenden Engel, der ihn tröstet und an einen Ort der Sicherheit führt!"

„Amen!" fügte die fromme Kunigunde bei. „Aber horchet!" rief sie gleich darauf aus; „ich vernehme Pferdgetrab. Jezt wird die Zugbrücke heruntergelassen. Es sind die schwarzen Ritter. Sie reiten schon den Burghof herein. Gefaßt, gefaßt, hochwürdiger Herr! bald werden sie da sein."

Bald darauf schnellte die Thüre auf, und drei schwarze, vermummte Ritter traten herein. Zwei davon blieben stumm an der Thüre stehen, und der Dritte trat mit so festen Tritten, daß der Boden und die Fenster zitterten, zu dem geistlichen Herrn und dem Fräulein hervor.

„Wo ist Graf Max von Waldern?" fragte er in einer tiefen Baßstimme.

„Er ist nicht da, Herr Ritter!" erwiederte unerschrocken der ehrwürdige Greis.

„Ruft ihn herbei!" sprach der vermummte Ritter weiter; „denn ich habe über wichtige Dinge mit ihm zu sprechen."

„Er ist gar nicht auf der Burg, Herr Ritter!" antwortete ruhig der Burgkaplan.

„Er ist schon auf dem Wege nach Wien, zum edlen Kaiser Maximilian," fügte listig Fräulein Kunigunde bei, und that, als gereue sie das Wort, das sie so eben gesprochen.

„Potz Höll' und Teufel!" schrie der schwarze Ritter fürchterlich, und stampfte mit dem Fuße, daß das ganze Zimmer erbebte. „Ich habe mir's gleich gedacht," fuhr

er in zorniger Rede fort, „als ich Euch, Fräulein von Bieberingen! hier erblickte, daß uns der Teufel einen Spuck in's Spiel machen werde. Fräulein! das ist Euer Werk, daß uns der Graf entronnen ist. Aber es soll Euch und der ganzen Familie von Waldern keine Rosen tragen."

„Herr Ritter!" versezte muthig der Greis, „der Winter trägt keine Rosen, wohl aber Dornen, die Euch wohl stechen werden, bis Ihr den Grafen von Waldern in Eurer Macht habt."

„Hochwürdiger Herr!" donnerte ihn der Ritter an;" sparet Euern unzeitigen Witz, oder!" da legte er die Hand an den Griff seines Schwertes.

„Nur heraus mit dem Schwerte, Herr Ritter!" sprach immer muthiger der Greis; „ich zittere nicht davor. Ich bin in Ehren alt und grau geworden, und trage ein gutes Gewissen in der Brust — ich fürchte den Tod nicht."

Ueber diese muthigen Worte eines schwachen Greises stuzte der Ritter, und wandte seine Rede an Fräulein Kunigunde.

„Fräulein von Bieberingen! Ihr habt der heiligen Vehme einen schlechten Streich gespielt. Sie wird und muß sich dafür rächen."

„Wer heilig ist, kennt keine Rache" versezte der Greis; „aber . . . ."

„Schweigt, sage ich!" fuhr der Ritter ihn an. „Wisset Ihr, Fräulein! daß der Tod darauf gesezt ist, wenn Jemand einen Verwehmten in Schutz nimmt?"

„Ja, Herr Ritter!" erwiederte furchtlos das Fräulein, „ich weiß es, und dennoch habe ich es gethan.

Und mein Gewissen sagt, daß ich edel gehandelt habe."

„Schlecht, gottlos habt Ihr gehandelt!" fuhr der Ritter zornig das Fräulein an. „Ihr habt die heilige Vehme verachtet und sie verhöhnt. Ihr habt den Tod verdient!"

„Kunigunde von Bieberingen wird auch zu sterben wissen!" sezte diese muthig bei.

„Rache, Rache über Euch und über die Burg Waldern!" rief, wie rasend, der schwarze Ritter. „Rache, Rache über den Flüchtling!" stimmten auch die beiden Andern mit ein. Hierauf stürzten unter schrecklichen Flüchen und Verwünschungen die drei Ritter zum Zimmer hinaus, die Wendeltreppe hinab, und — „Rache, Rache!" wiederhallte es in den langen Bogengängen der Burg. Und als die fürchterlichen Ritter schon über der Zugbrücke waren, riefen sie noch ihr schreckliches Ach und Weh über Burg Waldern aus.

„Das sind doch schreckliche Menschen!" sprach alsdann Fräulein Kunigunde.

„Es siud gar keine Menschen mehr", versetzte der Greis; „rasende Thiere sind es, blutgierige Tieger und Hyänen. Aber die fürchterliche Rache, die sie über uns gerufen, wird gewiß, so wahr ein gerechter Gott im Himmel lebt, einmal über sie herabkommen. Wir müssen doch Kurt sogleich ermahnen, daß er mit seiner ganzen Mannschaft Tag und Nacht die Burg bewacht, und keinen Menschen, der nicht wohl bekannt ist, über die Zugbrücke läßt. Denn ich ahne mir nichts Gutes; diese ruchlosen Menschen sind dessen wohl fähig, womit sie uns gedroht haben."

„Der gütige Himmel wolle es verhüten!“ fügte Kunigunde bei. „Aber die Gräfin und ihre Kinder sollen von Allem nichts erfahren, was sich so eben zugetragen. Dies muß man allen Dienstleuten recht einschärfen. Denn die Gute hat sodann schon genug zu leiden. Ich will nun zu ihr zurückkehren, und sehen, ob sie noch schläft. Gute Nacht, hochwürdiger Herr!“

So nun entfernte sich Kunigunde, und der Burgkaplan betete noch sein Brevier, ehe er sich zur Ruhe begab.

Drei Tage darauf saßen noch Kunigunde und Beata einsam bei der Nachtlampe, in dem Schlafgemache der Gräfin. Es war schon tief in der Nacht, und draussen stürmten furchtbar die Winde und heulten gar schrecklich in den großen Bogengängen der Burg. Die beiden Kinder schliefen schon sanft in demselben Gemache, in einem Alkoven, der sich im Hintergrunde desselben befand.

„Hör' liebe Beata!“ unterbrach Kunigunde ihr langes Schweigen; „auf der Thurmuhr schlägt es schon halb eilf Uhr. Sollten wir nicht auch endlich an unsre Ruhe denken?“

„Ach, liebe Kunigunde!“ erwiederte seufzend die Gräfin; „seitdem mein lieber Max im Elende umherirrt, habe ich jede Nacht Angst auf's Schlafengehen. Denn schreckliche Träume quälen mich seither im Schlafe. Und am Morgen bin ich allemal müder, als wenn ich gar geschlafen hätte — alle Glieder am Leibe sind mir, wie abgeschlagen. Die verflossene Nacht habe ich einen gar fürchterlichen Traum gehabt. Er hat mich den ganzen verflossenen Tag beunruhigt. Lasse mich dir ihn

erzählen! — Es träumte mir, ich wäre plötzlich in einem großen Walde verirrt. Da fiel mir bei: in diesem Walde irret vielleicht dein Gatte umher? Ach, welche Freude! wenn ich ihm begegnete. Als ich so dachte, hörte ich unfern eine jämmerliche Stimme. Ich eilte darauf zu, und je näher ich der Stimme kam, desto dumpfer wurde sie. Endlich war es nur noch das Röcheln eines Sterbenden. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß dieser Sterbende mein Gatte sein könnte. Kaum hatte ich dies gedacht, und ich stand unter einer großen Eiche. Ein Geschrei des Entsetzens entfuhr meiner Brust. Denn vor mir lag, im Blute schwimmend, mein Gatte. Aus vielen Wunden strömte das Blut, und neben ihm stak in der Erde ein Dolch. Ich stürzte ohnmächtig auf den sterbenden Gatten hin.

Als ich aus der Ohnmacht erwachte, sah ich meinen Gatten nicht mehr; auch war ich nicht mehr in einem Walde, sondern unten im Thale auf einer Wiese, und pflückte allerlei Blumen. Denn es war ein schöner Sommerabend, und mein Gatte und beide Kinder waren auch um mich. Es war mir da so wohl um's Herz, ich war glücklich, wie ich es, bis auf diese lezten Tage, immer gewesen bin. Plötzlich schrieen meine Kinder jämmerlich auf: „Ach, Vater! ach, Mutter! unsre Burg brennt!"

Als ich aufblickte, stand schon die ganze Burg in lichthellen Flammen. „O, Jesus!" schrie ich, und in diesem Augenblicke stürzte der brennende Thurm auf uns herab, und wir waren unter ihm begraben. Da erwachte ich.

Ich blickte lange um mich her, ohne recht zu wissen,

wo ich mich befand. Endlich kam ich wieder zum vollen Bewußtsein; aber einschlafen konnte ich nicht mehr. Ich machte mir allerlei fürchterliche Gedanken, betete und weinte mitunter. Ach, liebe Kunigunde! wenn auch mein fürchterlicher Traum einträfe; wenn mein Gatte von den grausamen Freischöffen gemordet und unsere Burg in Flammen gesteckt und wir unter deren Schutt begraben würden!"

„Ei, liebe Beata!" erwiederte mit erzwungener Furchtlosigkeit das Fräulein;" was magst du dich auch mit solchen Traumbildern quälen!? Es war halt ein Traum, und sonst weiter nichts. Auf Traumdeuterei halte ich wenig. Träume sind Spiele unsrer Phantasie, und unsre Vernunft hat nichts damit zu thun. Ich halte es sogar für eine Sünde, wenn man auf Träume hält, und daraus zukünftige Dinge deutet. Gott der Herr ist allein der Lenker aller menschlichen Schicksale; wir Menschen alle stehen in seiner allmächtigen Hand. Unter seinen Schutz müssen wir fliehen, auf Ihn unser ganzes Vertrauen setzen!"

„Ja, liebe Freundin!" versezte Beata, „du hast recht. Man sollte nicht so viel seinen eigenen Gedanken nachhängen, sondern gottergebener und vertrauungsvoller sein. Ich will mich nun aber mehr beherrschen, will nicht mehr so tiefsinnig sein, sondern Alles mehr dem lieben Gott anheimstellen."

„So, liebe Freundin! ja so ist's recht," sprach Kunigunde, und ermahnte noch Einmal zum Schlafengehen. Die zwei herzguten Freundinnen wünschten einander eine gute Nacht, und Kunigunde begab sich in ihr Schlafgemach.

Beata blieb, von traurigen Ahnungen unwillkürlich beunruhigt, allein im Gemache zurück. Sie lief leise in den Alkoven, um nachzusehen, ob ihre Kinder auch noch schlafen. Sie schliefen sanft. Diesmal empfand sie ein wehmuthsvolles Gefühl, wie sie es noch nie empfunden. Sie betrachtete die schlummernden Kinder, und eine Thräne trat ihr unwillkürlich in das Auge.

„Wie sanft sie schlummern, die lieben Kleinen!" sprach sie, und neigte sich über Jedes derselben hin, und berührte mit ihren Lippen leise ihren lieblichen Mund. „Schlummert nur, liebe Kinder! die goldenen Tage einer sorgenlosen Kindheit blühen euch nur Einmal. Ach, die Tage des Kummers und der Sorgen kommen nur allzufrüh! Da wiegt euch dann der süße Schlummer nicht mehr so, wie jetzt, in seine weichen Arme ein. Die mancherlei Sorgen und Leiden des Lebens werden oft euern Schlummer stören, und umsonst werdet ihr euch nach ihm sehnen; denn er wird euern müden Augen entfliehen. So, ja so, wie ihr, liebe Engel, habe ich in meiner Kindheit, auch ohne Kummer und Sorgen in den weichen Armen des Schlafes geruht. Sie ist schon längst vorüber, die schöne, sorgenlose Kindheit; ach! warum blüht sie so kurz und nur Einmal im Leben? O, könnte ich jezt wieder in die Rosentage der Kindheit zurückkehren!

„Aber nein, mein lieber Gott!" — da knieete sie am Lager der Kinder nieder —" nein, ich will nicht murren, nicht klagen wider deine weise Ordnung in der Welt. Bleibt doch jeder Mensch vor dir ein Kind, so lange er den frommen Kindersinn beobachtet. Dieser

Kindersinn, wie ihn der liebe Heiland lehrte und auch selbst besaß, altert nicht, er bleibt immer jung. Hat er nicht einmal den Erwachsenen zugerufen? indem er ein Kindlein auf seinem Schooße hielt, und die andern neben ihm segnete:" wenn ihr nicht werdet, wie diese Kindlein da, so könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich." O, Herr! in diesem Kindersinn will ich nun die Sorgen und Leiden, die an meinem Herzen nagen, in den Schooß meines himmlischen Vaters niederlegen. Und so läßt es sich dann, unter deinem väterlichen Schutze, sanfter ruhen. Ich empfehle auch meinen unglücklichen Gatten deinem väterlichen Schutze. O, Allgütiger, Allbarmherziger! verlasse ihn nicht!"

„Schlummert denn fort, liebe Kinder!" sprach sie beruhigten Herzens, und erhob sich wieder. „Nichts stört euren Schlummer; ja an einer Seite wacht der liebe Schutzengel, und über euch waltet die schützende Hand des allmächtigen Vaters im Himmel. O, möge euch der liebe Gott immer so unschuldig, so gut und fromm erhalten!"

Da neigte sie sich noch Einmal über sie hin, und küßte ihnen sanft den Mund. Hierauf machte sie Jedem der Kinder auf Stirne, Mund und Brust ein heiliges Kreuzzeichen, und sprach die Worte dabei: „es segne euch Gott, der Allmächtige, der Vater, Sohn und heilige Geist!"

Nun wollte sie die Kinder verlassen; aber eine unerklärliche Ahnung hielt sie noch länger zurück. Zweimal lief sie von ihnen hinweg, und Zweimal kam sie wieder zurück. Sie konnte die schlummernden Kinder nicht

nicht genug betrachten — gerade als würde sie verreisen und viele Jahre lang dieselben nicht mehr sehen.

Doch endlich bezwang sie ihr Herz, entkleidete sich und legte sich zur Ruhe nieder. Sie mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, so erwachte sie mit einem Schrei des Entsetzens. Die ganze Burg loderte schon in lichthellen Flammen auf. Sie sprang aus dem Bette, um die Kinder zu retten; aber es brachen ihr vor Schrecken die Kniee, und sie kam keinen Schritt weiter vorwärts. Plötzlich aber schnellte die Thüre des Gemaches auf, und drei Männer stürzten herein. Der Eine umfaßte die Gräfin, und die Andern rissen die Kinder aus den Betten, und eilten mit ihnen mitten durch die prasselnden Flammen. Der Tumult im Burghofe wurde immer stärker, die Feuerflammen griffen immer schneller um sich, und ehe der Tag graute, lag die Burg Waldern schon in Asche.

Sechstes Kapitel.

Der Geist auf der Kyburg.

„Auf der Kyburg geht ein Geist, und das lasse ich mir nicht nehmen", sprach Jörg zu seinem Nachbar." Hast du um Mitternacht das fürchterliche Poltern und Rasseln auf der Nordseite der Burg noch nie gehört?"

Nachbar. Nein, mein lieber Jörg! aber ich habe schon davon erzählen gehört. Mein Schwiegervater will es auch schon gehört haben. Es soll in der Burg nicht anders gethan haben, als wenn alle bösen

Geister aus der Hölle darin gewesen wären. Was nur doch das auch bedeuten mag? Ich habe doch meiner Lebtag noch nie etwas von einem Geiste auf der Kyburg gehört.

Jörg. Ich auch nicht. Er spuckt erst seit kurzer Zeit daselbst. Konrad, des Burgherrn Knappe, saß verflossenen Sonntags in der Schenke bei einem Schöpplein. Ich kam gerade auch dahin, und setzte mich zu ihm an den Tisch. Wir diskurirten Anfangs über Allerlei und endlich kam unser Gespräch auch auf den Geist, den man schon einige Zeit auf der Nordseite der Kyburg spucken hörte. „Sagt mir doch, Herr Konrad, sprach ich zum Burgknappen, was es denn auch für ein Bewandtniß hat mit dem Geiste auf der Burg? Man erzählt so allerlei schreckliche Dinge davon, und Ihr müsset doch am besten davon unterrichtet sein."

Daß ein Geist auf der Nordseite der Burg spuckt, davon sind wir alle auf der Burg so überzeugt, daß ich und meine Kameraden so fest daran glauben, als an einen Gott im Himmel. Seit fünf Wochen hören wir sein fürchterliches Spucken fast jede Nacht, allemal um die Geisterstunde. Die gnädige Herrschaft glaubt selbst daran. Erst gestern hat der Burgherr die ganze Dienerschaft im großen Rittersaale versammelt, und hat uns Alle vor dem furchtbaren Geiste gewarnt, und Jedem strenge verboten, irgend ein Gemach auf der Nordseite zu besuchen, weil ihm ein Unglück zustoßen könnte. Der gnädige Herr hätte dies nicht verbieten dürfen; es geht von selbst Niemand dahin, dem sein Leben lieb ist. Ich ginge nicht dahin, und wenn man mir alles Silber und Gold auf der Burg schenken würde. Es soll der Burggeist sein, der in der alten Familie Kyburg wal-

tet, und sich jedesmal hören läßt, wenn in der Familie Jemand stirbt, oder sonst ein großes Unglück darin geschieht. Die gute Burgfrau vergeht fast vor Angst; sie fürchtet, der gnädige Herr, oder der junge Herr Kuno möchte sterben. Sie hat sogar einmal in meiner Gegenwart gesagt: „wenn es in Gottes Namen sein muß, daß Eines von uns sterben soll, so wünsche ich nur, daß das Loos mich träfe.“ Ach! sie würde mich aber unendlich dauren; denn sie ist eine engelsgute Frau. Ebenso sehr würden mich auch der gnädige Herr und der junge Herr Kuno dauren. Das Beste wäre, wenn keines von ihnen sterben würde. Denn so eine liebe, gute Herrschaft, wie die unsrige, gibt es wahrlich wenige in der Welt.“

So sprach Konrad, und ich war mit ihm ganz einverstanden.

Nachbar. Und ich bin's auch. Der Burggeist hätte wohl fortbleiben können, wenn er nur kommt, um uns Unheil zu verkünden. Es wäre wahrhaftig Sünd' und Schade, wenn Eines aus unsrer gütigen Herrschaft schon sterben müßte. Wir sollten daher täglich Betstunden halten, entweder zu St. Valentin, oder im Kloster, daß es der liebe Gott so fügen möge, daß es doch diesmal nicht zum Sterben kommt, sondern mit einem andern Unglück vorüber geht.

Jörg. Du hast recht, lieber Nachbar! aber ich habe dir vergessen zu sagen, daß mir Konrad auch erzählt hat, wie man auf der Burg, im Kloster und zu St. Valentin täglich Betstunden halte, daß Gott das Unheil verhüten möge, das der Burggeist über die Familie Kyburg verhängt hat.

Nachbar. Das ist nicht mehr, als billig und recht. Aber von uns Uebrigen ist es nicht recht, es ist undankbar, daß wir mit den Betstunden nicht schon angefangen haben. Noch heute aber will ich im ganzen Thale herumgehen, und von Haus zu Haus die Leute dazu auffordern. Wer nur das Vaterunser beten kann, muß dabei erscheinen.

Jörg. Recht so. Ich nehme die Hälfte Häuser, und du die Hälfte, und dann sind wir bald herum. Denk' wohl, es ist das Beste, wann wir sogleich gehen?

Sie gingen, und täglich wurde Morgens und Abends in der Klosterkirche eine Betstunde gehalten, wobei Niemand fehlte, wer nur immer erscheinen konnte. Die Herrschaft auf der Kyburg hatte eine überausgroße Freude darüber; denn dies war ihr ein Beweis mehr, wie lieb und werth sie allen Unterthanen sey. Noch größer war aber die Freude in der Folge, woran auch alle Unterthanen innigen Antheil nahmen. Der Burggeist ließ sich bald nicht mehr hören, und es war diesmal auch gar kein Unglück darauf gefolgt. So groß, als ihre Freude, war nun auch ihr Dank gegen Gott. Viele Jahre hindurch hatte man keine Spur mehr vom Burggeiste, und Jedermann war der Meinung, daß er nun erlöst sein werde. Die Gemächer auf der Nordseite der Burg waren aber dennoch seither unbewohnt und unbesucht geblieben. Der Graf erlaubte es auch keinem aus den Dienstleuten, außer dem Burgvogte Rupert, die Nordseite der Burg zu besuchen. Auch Jeder der Thalbewohner hütete sich wohl, jener Seite der Burg nahe zu kommen, und wann eine Annähe-

rung unvermeidlich war, so bekreuzte sich Jeder, und betete im Stillen sein frommes Vaterunser.

Nach vielen Jahren, da Kuno schon ein blühender Jüngling war, hatte der Graf mit einem einzigen Diener, dem treuen Benno, eine Reise nach Holland unternommen, deren Endzweck er aber, aus wichtigen Gründen, vor allen seinen Dienstleuten, selbst vor Gattin und Sohn geheim hielt. Zu keiner Zeit aber mehr, als zu dieser, verspürte man wieder das Spucken des Burggeistes. Wie groß war wieder die Angst der guten Gräfin!

„Ach, lieber Kuno!" sprach sie eines Tages zu ihrem Sohne; „ich kann dir nicht sagen, wie bange es mir um's Herz ist! Und diese Bangigkeit wird mit jedem Tage größer. Wäre doch nur der Vater da, so könnte ich mich eher beruhigen. Aber nun ist er bald einen Monat fort, und wir haben noch keine Silbe von ihm vernommen. Diesmal verkündet uns der Burggeist ein großes Unheil. Ich zittere vor dem furchtbaren Gedanken, aber er kommt mir nicht mehr aus dem Sinne; der Gedanke nämlich, daß wir unsern lieben Vater in diesem Leben nicht mehr sehen werden."

„Aber, liebe Mutter!" versezte Kuno sorglich, „was möget Ihr Euch doch auch so unnütz mit einem so schrecklichen Gedanken quälen? Habt Ihr nicht auch vor mehreren Jahren dieselbe Furcht und Angst gehabt? Und was ist auf das Spucken des Burggeistes gefolgt? — Nichts, rein nichts. Wir haben gebetet, und unser Vertrauen auf Gott gesetzt, und Er hat uns vor jedem Unheile bewahrt. Thun wir nun

dasselbe wieder, und Gott wird uns auch diesmal wieder schützen. Und zudem muß ich Euch, liebe Mutter, aufrichtig gestehen, daß mein Glaube an den Burggeist jetzt nicht mehr ist, wie er in frühern Jahren war. Er ist gegenwärtig so klein, daß er fast gar nichts mehr ist."

„Um Gotteswillen, Kuno! was muß ich für „Dinge aus deinem Munde hören?" erwiederte mit Entsetzen die Gräfin. „Also du glaubst nicht mehr an den Burggeist? Wer in aller Welt hat dich denn so verführt?"

„Müsset nicht so erschrecken, liebe Mutter!" antwortete Kuno; „es hat mich Niemand verführt; sondern ich bin durch mein eigenes Nachdenken, und durch aufmerksame Beobachtung darauf gekommen, daß es sich mit dem Burggeiste ganz anders verhalten müsse, als ich von Jugend auf geglaubt habe. Das geheimnißvolle Benehmen unsers Burgvogts gefällt mir seit der Abwesenheit unsers Vaters gar nicht. Der Vater hat Jedem unsrer Dienstleute verboten, die Gemächer auf der Nordseite der Burg zu besuchen. Es besucht sie auch keiner, und keiner hätte den Muth dazu; nur der Burgvogt besucht sie öfters. Er thut es zwar insgeheim; aber ich habe ihn dennoch schon öfters dahin wandeln gesehen. Warum diese geheimen Besuche in den verrufenen Gemächern, und das jedesmal um Mitternacht, wo gerade das Spucken des Burggeistes gehört wird? Nein, nein, liebe Mutter! das Ding gefällt mir nicht, dahinter steckt ein Geheimniß, und ehe diese kommende Nacht vorüber ist, will und muß ich das Geheimniß wissen." —

„Großer Gott! was muß ich hören?“ rief die Gräfin noch mit größerem Entsetzen aus, als zuvor. „Du willst hinter das Geheimniß des Burggeistes kommen? Du willst frech erforschen, was allen Sterblichen auf Erden verborgen ist, und verborgen bleiben muß.“ Kuno, Kuno! so habe ich dich nie gekannt! Ja, du bist verführt worden, das lasse ich mir nicht nehmen. So, wie du, hat dein Vater noch nie gesprochen. Willst du denn gescheidter sein, als dein Vater? Sieh', lieber Kuno! dein Vater glaubt noch immer fest an den Burggeist. Ach, lieber Sohn, lasse das Zweifeln und Grübeln, und bleibe bei dem Glauben deiner Väter. Schon viele hundert Jahre wird in der Familie Kyburg an den Burggeist geglaubt, und du willst nun gescheidter sein, als alle deine würdigen Ahnen?“

„Verzeiht, liebe Mutter!“ entgegnete Kuno sanft; „das wäre stolz und unbescheiden von mir, wann ich mich für gescheidter, als meine vortrefflichen Ahnen und als meinen ebenso vortrefflichen Vater, ausgeben wollte. Nein, das sey ferne von mir. Aber kann denn das nicht dennoch der Fall sein, daß es meiner Neugierde zuerst gelungen ist, irgend einen Betrug hinter dem Spucken des Burggeistes zu vermuthen. Können nicht alle meine Ahnen, wie Ihr und mein Vater, durch irgend einen Menschen hintergangen worden sein? Und ich glaube daher fest, daß unser Burgvogt Rupert . . .“

„Den Burggeist spielt?“ fiel die Gräfin in die Rede. „Was dir doch der böse Feind nicht für gottlose Gedanken in den Sinn gibt! Unser Burgvogt, der redliche, fromme Rupert, soll ein Betrüger sein?! Kuno, Kuno! schlage diesen bösen Argwohn aus dem Sinn.

Erinnere dich doch an das Sprichwort, das sagt, daß der böse Argwohn vom Teufel komme. Bete, bete, lieber Sohn! daß dir diese bösen Gedanken aus dem Kopfe kommen, sonst könntest du noch recht unglücklich werden; ja wohl gar an Leib und Seele verloren gehen. Ach, wenn der gute Vater es wüßte, daß du so böse Gedanken im Sinne führst! was würde er dazu sagen? Du bist, lieber Kuno, bisher immer so fromm und gut gewesen, und jetzt willst du auf Einmal den Weg der Tugend verlassen? Merkst du nicht, daß dies eine Versuchung vom bösen Feinde ist? Er möchte dich gerne durch Neugierde und Argwohn hintergehen, um dich in seine Macht zu bekommen. Lieber Kuno! vermehre deiner Mutter den Schmerz nicht, der schon tief genug ihr Herz verwundet hat!"

Da brach sie in Thräuen aus. Kuno, der seine Mutter wissentlich noch nie betrübet hat, und es am wenigsten im gegenwärtigen Zeitpunkte gethan hätte, bereuete seine Unvorsichtigkeit, fiel der weinenden Mutter um den Hals, und bat sie um Verzeihung.

„Ich will dir verzeihen, lieber Kuno!" versetzte die gute Mutter; „aber du mußt dir in deinem Leben nie wieder so böse Gedanken in den Sinn kommen lassen. Gegen Menschen magst du wohl, wie dein tapferer Vater deinen Muth beweisen, aber mit den Geistern habe ja nichts zu thun! Denn Geister lassen mit sich nicht scherzen."

Kuno verließ das Zimmer der Mutter, mit dem festen Vorsatze, vor ihr nie wieder seine Meinung über den Burggeist zu äußern. Aber die Meinung selbst gab er, ungeachtet der Zureden seiner Mutter, dennoch

nicht auf. Auch konnte er seine Neugierde nicht besiegen, je eher, je lieber, das Geheimniß mit dem Burggeiste zu enthüllen. Er war daher fest entschlossen, kommende Nacht den Versuch zu machen, der Mutter aber nichts davon merken zu lassen, um sie nicht auf's Neue wieder zu betrüben.

In der Nacht zehn Uhr nahm Kuno von der Mutter Abschied, wünschte ihr eine gute Nacht, und begab sich auf sein Schlafgemach, als wollte er sich zur Ruhe begeben. Als er aber glaubte, daß seine Mutter und Jedermann in der Burg in der Ruhe sein werde, verließ er bewaffnet und in seiner ritterlichen Rüstung das Schlafgemach, stieg leise die alte Wendeltreppe hinan, und begab sich in einen geräumigen, aber öden Saal, der auf der Nordseite war, gerade in der Nähe des Ortes, wo das Spucken des Burggeistes gehört wurde. Dieser Saal war eben aus Furcht vor dem Burggeiste, wie alle übrigen Gemächer auf dieser Seite, schon seit vielen Jahren nicht mehr besucht worden. Hier in diesem alten Rittersale setzte sich Kuno in einen uralten Lehnsessel, um ruhig die Geisterstunde abzuwarten. Es war eine kalte Winternacht, und er hüllte sich in seinen großen Mantel ein. Alles war stille und öde um ihn her. Man konnte den Holzwurm in dem alten Getäfer hören. Der freundliche Mond am Himmel ging seinen stillen Gang, und goß sein falbes Licht durch die zerrissenen Wolken gebrochen auf die runden Fensterscheiben des alten Rittersaals.

Jetzt schlug es endlich auf der Thurmuhr die längstersehnte Geisterstunde. Kuno sprang kühn aus dem Lehnsessel auf, und rüstete sich zum Kampfe mit

dem gefürchteten Burggeiste. Er sah muthig um sich her, ging einige Schritte vorwärts, blieb dann stehen und horchte, und — in diesem Augenblicke geschah ein Fall. Er war nicht gar ferne von ihm, aber in dem Stockwerke über ihm. Kühn stürzte Kuno zum Saale hinaus, in den hohen gewöbten Gang, wo ihn eine kleine Treppe zu den obern Gemächern führte. Von da kam er in einen schmalen, dunkeln Bogengang. Als er da im Dunkeln langsam vorwärts tappte und öfters mit dem Kopfe anstieß, vernahm sein Ohr ein nahes Flistern. Er blieb stehen und horchte. Da erblickte sein Auge plötzlich am Ende des dunkeln Bogenganges ein dämmerndes Licht, das matt aus der Finsterniß herschimmerte; gerade, als wenn dort eine Fackel leuchten, und bald an den kahlen Wänden des dunkeln Bogenganges wiederschimmern, bald wieder erlöschen würde.

„Ha! nun bin ich dem Geiste doch einmal auf der Spur!“ rief der kühne Ritter leise aus. Muthig schritt er mit entblöstem Schwerte vorwärts. Der Gang bog sich. Er trat um die Ecke eines Pfeilers, und sah zu seinem Erstaunen Licht hervorschimmern aus der halboffenen Thüre eines kleinen Gemaches, das er in seinem Leben noch nie gekannt, und von dessen Dasein er nie ein Wort gehört hatte.

„Beim heiligen Valentin! was soll das?“ rief Kuno leise bei sich aus.“ Ich werde mir ja auf Einmal ganz fremd in unsrer eigenen Burg! — Nun lief er auf den Zehen ganz leise zur halboffenen Thüre hin, und blickte hinein.

Was sah er? — den Burgeist? — Nein. In

einem gewölbten und einfach meublirten Kämmerlein saß an einem runden Tische, auf dem ein schimmerndes Lämpchen brannte, ein ältlicher, ehrwürdiger Mann, dem ein halbweißer Bart bis auf die Brust niederfloß. Aus seinem hagern und ehrwürdigen Angesichte sprach ein Etwas, das von vielen Leiden, aber zugleich auch von Seelengröße zeugte, womit er dieselben schon erduldet hatte. Neben dem ehrwürdigen Manne stand mit den unverkennbaren Geberden tiefer Ehrfurcht der alte Burgvogt Rupert, gerade wie Einer, der die Befehle seines Obern erwartet.

Endlich erhob der Unbekannte in seiner Rechten einen Becher mit Wein gefüllt, und rief mit leiser und zitternder Stimme, wie die Stimme der tiefsten Rührung: „Es lebe Gottfried von Kyburg! mein Freund, mein Retter!"

Er trank. In ebendemselben Augenblicke stieß der Burgvogt eine große, ehrene Kugel mit dem Fuße vor sich hin, und es donnerte durch die Schwibbögen der ganzen Burg mit furchtbarem Wiederhall. Kuno stand regunslos, wie versteinert, an der Thüre und athmete kaum, um den seltsamen Auftritt nicht zu stören.

„O, mein Gottfried! mein edler Freund!" rief der Unbekannte wieder, und es war als weinte sein Auge. „Ueber den Sternen wohnt ein gerechter Gott, ein Vergelter dessen, was du schon an mir gethan, und noch immer an mir thust. Ja Er, der Allmächtige, wird dir einst Alles hundertfältig vergelten. Möge dich der Allgütige auf deiner Reise geleiten und dich beim Kaiser ein geneigtes Gehör finden lassen!" So sprach der geheimnißvolle Fremde und der Burgvogt

stand noch immer schweigend, aber gerührten Herzens neben ihm.

„Ha, beim Ritter Georg! was soll dies auf meiner väterlichen Burg?“ rief laut der kühne Kuno und trat rasch in das Gemach. Der Unbekannte erbleichte, und mit dem Schrei: „O, Jesus!“ fiel er dem Burgvogte in die Arme. Dieser trug seine theure Bürde schweigend auf ein reinliches Lager hin, und trat alsdann mit festem Muthe, aber mit Gelassenheit zu Kuno hin, und bat ihn, augenblicklich das Gemach zu verlassen. Kuno stutzte.

„Wie! kennet Ihr mich, Alter?“ fragte er zornig, und blitzte den Burgvogt mit strafenden Augen an. „Wenn Ihr den Ritter Kuno noch nicht kennet, so sollet Ihr ihn jetzt kennen lernen.“

„Im Namem Eures glorwürdigen Vaters verlaßt sogleich dies Gemach!“ entgegnete der alte Burgvogt mit einer so nachdrücklichen Stimme, wie Einer, der zu gebieten hat.

„Wie! ich soll dies Gemach verlassen, und das auf Befehl eines Dieners? Ich soll schweigen zu den Spuckereien, womit Ihr schon so lange, und meistens in der Abwesenheit meines Vaters, die Bewohner der Burg und der ganzen Umgegend geängstiget habt? — Nein, auf der Stelle lasse ich Euch binden, und vor's Gericht führen!“ So schrie Gottfried's aufgebrachter Sohn.

Rupert sah den erhitzten Ritter gelassen an, und sprach mit lächelnder Miene: „nur nicht so hitzig, Herr Ritter! Könnet Ihr wohl glauben, daß sich der alte Ruppert mit seinen grauen Haaren und schon mit ei=

nem Fuß im Grabe noch zu Schurkereien gebrauchen ließe? Nein, ich kenne Euer edles Herz, Herr Ritter! das könnet Ihr im Ernste von mir nicht glauben. Wisset, Herr Ritter! in dieser verborgenen Zelle wohnt die Tugend. Entheiligt sie nicht durch Eure unglimpflichen Reden. Noch selten hat ein Mensch auf Erden eine edlere That verübt, als Euer glorwürdiger Vater an dem Bewohner dieser Zelle. Aber wehe Euch! wenn diese edle That an Euch einen Verräther findet. Es wird alsdann Eure väterliche Burg geschleift, und daran kein Stein auf dem andern gelassen. Euer adeliches Wappen wird von Henkensknechten zerschmettert und Euer Gebein den Vögeln des Himmels zur Beute gegeben. So wird es gehen, Herr Ritter! so und nicht anders, wenn der Bewohner dieser Zelle verrathen wird."

„Aber Geduld, Herr Ritter!" fuhr Rupert nach einer kurzen Pause zu Kuno fort, der staunend und schweigend vor ihm stand; „da Euch der Zufall, oder Eure Neugierde so viel verrieth, so sollet Ihr noch mehr erfahren, das zwar Eure Neugierde nicht befriedigen, sondern gänzlich unterdrücken wird. Ich habe Euer Erscheinen an diesem verborgenen Orte, da ich Euern Muth kenne, schon längst vermuthet, und mich auf jeden Fall gedeckt. Seht, Herr Ritter! diesen Brief; er kommt von Eurem Vater. Nehmet und leseit ihn auf Euerm Gemache."

Kuno nahm ihn mit Erstaunen, und da er des Vaters Handschrift sogleich erkannte, verließ er unverzüglich die geheimnißvolle Zelle, und kehrte stille auf sein Schlafgemach zurück. Dort erbrach er mit Un-

geduld den versiegelten Brief seines Vaters — er lautete so:

Mein lieber Kuno!

Solltest du durch Neugierde, oder Zufall ein Gemach entdecken, das dir und allen Menschenkindern ein wichtiges Geheimniß verschließet, so wird dir der Burgvogt Rupert diesen Brief überreichen, den ich kurz vor meiner Abreise nach Holland noch niedergeschrieben habe. Ich befehle dir und beschwöre dich, bei Segen und Fluch deines Vaters, daß du nie einen Fuß über jene Schwelle wieder setzest; daß du nicht weiter forschest, das Geheimniß zu ergründen, als bis du sichere Kunde hast von meinem erfolgten Ableben; daß du dich nie verlauten lassest durch ein Wörtlein, oder durch einen Buchstaben von dem, was dein Auge gesehen, und dein Ohr gehöret; daß du den Burgvogt Rupert, der mir 30 Jahre treu gedienet, nie verhindern wollest, allein die Nordseite des obern Theils der Burg zu besuchen; sondern daß du lieber einräumest: es hause dort oben der Burggeist. Und deshalb hat Jedermann bei Tag und Nacht wohlweislich jene Gegend zu meiden. Dies ist der strenge Wille deines abwesenden Vaters, mit meiner Unterschrift und meinem Petschir beurkundet im Jahre 1499, am Tage St. Ambrosii.

Gegeben auf meiner Erbfeste Kyburg.

Gottfredus von Kyburg.

Kaum hatte Kuno, dem des Vaters Handschrift, wie die seinige, bekannt war, den seltsamen Brief gelesen, so legte er ihn wieder zusammen, und gehorchte. Denn des Vaters Wille, für den er eine unbegränzte Liebe und Verehrung hegte, war ihm allezeit heilig, und

er hätte lieber sterben, als des Vaters Fluch auf sich laden wollen. Daß aber seine Neugierde nicht hätte wach werden sollen, läßt sich gar nicht erwarten. Ja Alles schien ihm sehr geheimnißvoll. Er hätte folgende Fragen gar gerne beantwortet gewußt: „Wer ist der ehrwürdige Unbekannte? Warum wird er so sorgfältig verborgen? Warum darf weder meine Mutter, noch ich etwas darum wissen? Wie ist der Unbekannte in die Burg gekommen? Warum hält ihn der Vater in so strenger Verwahrung? Warum segnete der Unbekannte meinen Vater und nannte ihn seinen größten Wohlthäter, seinen Retter? Und warum ist der Unbekannte, bei meinem Eintritt in das verborgene Gemach, mit einem Schrei des Entsetzens in eine Ohnmacht gefallen?"

Dies sind lauter Fragen, die er an Niemanden, als an sich selbst stellen, die er aber nicht beantworten konnte. Er mußte nun seine Neugierde beherrschen, und sich damit beruhigen, daß es so des Vaters Wille sey. Gewiß aber war es ihm, daß jene verborgene Zelle ein seltsames Geheimniß verschließe, von welchem Niemand etwas ahnen durfte.

Aus diesen Gedanken wurde er plötzlich aufgeschreckt, indem die Thüre seines Gemaches aufschnellte, und seine Mutter mit ihrem Kammermädchen ganz verstört und schwer athmend hereintraten.

„Ach, gottlob! da ist er ja!" rief die Gräfin aus, und ließ sich auf einen Stuhl nieder; denn sie zitterte vor Angst und Frost an allen Gliedern des Leibes. „Aber um Gottes willen, Kuno! wo bist du denn auch gewesen? Ich und Clementine suchen dich schon über eine halbe Stunde in allen Gängen, Sälen und Gemächern der

Burg. Ich bin fast vor Angst vergangen. Höre nur, wie es gegangen ist. Als du mich verließest, ging ich in mein Schlafgemach, verrichtete mein Nachtgebet, und legte mich zur Ruhe nieder. Ich wollte schlafen, aber kein Schlaf schloß meine Augen. Es überfiel mich eine unerklärliche Furcht und Angst. Die Decke wurde mir zu schwer, und ich konnte nimmer im Bette bleiben. Bald sah ich den Vater, bald dich vor mir stehen. Den Vater sah ich bluten unter dem Beil eines Mörders, und dich sah ich bloß und geisterartig vor mir stehen, etwas blaßer noch, als du jetzt aussiehst. Ich läutete der Clementine, verließ das Lager und kleidete mich an. Ich eilte sogleich mit ihr deinem Gemache zu. Ich pochte an, wiederholte es Zwei, Dreimal, und keine Stimme ließ sich hören. Da öffnete ich die Thüre, und wir traten ein, fanden aber zu unserm Schrecken Gemach und Bett leer. Da war ich nun vollkommen in meiner Meinung bestärkt, daß du auf die Entdeckung des Burggeistes ausgegangen seyn werdest. Es überfiel mich eine solche Angst, daß ich nicht mehr von der Stelle gekommen wäre, wenn nicht Clementine mir beigestanden wäre."

Aber, Kuno, Kuno! warum hast du mir diese Angst und diesen Schrecken verursacht? Warum hast du meiner Ermahnung, meiner Bitte nicht gefolgt, sondern mehr deiner Neugierde Gehör gegeben? Daß du mir dies zu Leide thätest, hätte ich von dir nie erwartet. Du bist auf den Burggeist ausgegangen! nicht wahr? Gestehe es nur; du kannst es nicht läugnen; denn die Bläße auf deinem Gesichte würde dich Lügen strafen.

„Ja,

„Ja, liebe Mutter!" erwiederte Kuno sehr verlegen," es ist so, und ich habe den fürchterlichen Burggeist gesehen."

„O, Jesus, Maria, und Joseph!" rief die Gräfin mit Entsetzen aus, und war einer Ohnmacht nahe. Und nachdem sie sich wieder erholt hatte, sprach sie weiter: „Du hast also den Buggeist gesehen, und bist nicht um's Leben gekommen? Gottloses Kind! was für einen schrecklichen Frevel hast du begangen! Wie leicht hättest du das Leben verlieren können! Und mit deinem Leben wäre auch das meinige dahin gewesen. O, Kuno, Kuno! danke dem lieben Gott, daß er dich noch geschützet hat! Das hättest du nicht thun sollen, das war ein sträfliches Wagestück von dir. O, wenn es der Vater wüßte, was würde er dazu sagen? Soweit, lieber Kuno! bis zur Tollkühnheit, geht der Muth auch des tapfersten Ritters nicht. Welcher vernünftige Mensch untersteht sich, seinen Muth mit der Stärke eines gewaltigen Geistes zu messen?"

„Ich bereue meinen Frevel liebe Mutter!" versetzte Kuno, und bat sie um Verzeihung. „In meinem Leben nicht mehr will ich den Burggeist sehen!"

„Da haben wir's nun!" versetzte die Gräfin, indem sie sich vom Stuhle erhob." So machen's die Zweifler; sie glauben nicht eher, bis sie sich mit allen fünf Sinnen davon überzeugen. Hättest du mir geglaubt, ohne zu sehen, dann hättest du dir und mir einen großen Srecken erspart. Aber, gottlob! daß es noch so gut vorübergegangen ist. Deine Neugierde hätte dir schon keine Ruhe mehr gelassen, und was du heute Nacht unterlassen, hättest du morgen, oder ein Anders-

mal gethan. Nun bin ich von Herzen froh, daß du gewitziget worden bist. So, wie dir, lieber Sohn sollte es allen Vorwitzigen ergehen."

„Ihr habt recht, liebe Mutter!" erwiederte Kuno, „meine Neugierde ist diesmal recht gestraft worden. Es soll mir ein Lehrstück seyn."

„Recht so, lieber Kuno!" sprach die Gräfin darüber erfreut; „ja ein Lehrstück soll es für dich und viele Andere sein, die auch so Waghälse sind, wie du. Aber sag', lieber Kuno!" fuhr sie etwas neugierig und mit sanfterem Tone fort; „sag, wie hat denn auch der fürchterliche Burggeist ausgesehen?"

„Fürchterlich, liebe Mutter! schrecklich hat er ausgesehen," entgegnete Kuno lächelnd. „Ja, er war so fürchterlich, daß ich ihn nicht lange ansehen mochte, sondern entflohen bin."

„Ich wäre vor Schrecken in Ohnmacht gefallen," sagte Clementine zusammenschaudernd.

„Und mich hätte der Schrecken auf der Stelle getödtet", versetzte die Gräfin.

„O, bewahre mich der Himmel vor den Geistern! Einen Geist möchte ich um Alles in der Welt nicht sehen."

Hierauf schickten sich die Gräfin und Clementine zur Rückkehr an, und Kuno mußte sie begleiten. Bevor sie aus dem Gemache gingen, besprengten sie sich mit Weihwasser und machten das heilige Kreuz.

Am andern Morgen verbreitete sich feuerschnell das Gerücht, daß Ritter Kuno den fürchterlichen Burggeist gesehen. Obwohl Kuno den Burggeist nicht beschrieben hat, so bekam er doch durch das Gerücht eine so fürch-

terliche Gestalt, daß es grausig war, nur davon erzählen zu hören. Und Jedermann, der die Geschichte erzählen hörte, bewunderte auch den Muth, womit Kuno es wagte, dem Burggeist in's Angesicht zu sehen. Manche setzten auch noch bei, daß Kuno mit ihm gekämpft, und ihn sogar bezwungen hätte, wenn er nicht plötzlich verschwunden wäre.

Siebentes Kapitel.

Die seltsame Bekanntschaft.

In einem Nonnenkloster zu Paderborn lebte schon durch viele Jahre in einer abgeschiedenen Zelle eine unglückliche Dame. Sie war von jedem Umgange mit Menschen ausgeschlossen, nicht einmal die Schwester, welche ihr zu essen brachte, durfte sich mit ihr in ein Gespräch einlassen. Sie wurde von allen Bewohnerinnen des Klosters als eine büßende Verbrecherin — als eine Vervehmte — geflohen. Ihre Scheu vor ihr war so groß, daß Jede, die vor ihrem Gemach vorübergehen mußte, sich Dreimal bekreuzte, und, ohne umzublicken, schnell vorüberging. Die Unglückliche war aber auch durch Leiden, Beten und Fasten so abgehärmt, daß sie wie ein Marterbild aussah. Die Schwester, welche sie schon viele Jahre lang bediente, hatte so großes Mitleid mit ihr, daß sie im Stillen manche Thräne um ihretwillen vergossen, und schon mehrmals bei der Abtissin Fürbitten für sie eingelegt hatte. Aber alle Bitten waren vergebens; die Lage der Unglücklichen blieb dieselbe. Die Aebtissin entschuldigte ihre Härte damit, daß sie

vorgab, es sey so der strenge Befehl des Bischofs Theuderich zu Paderborn.

Eines Tages wurde eine zweite Unglückliche in dies Kloster gebracht, und ihr die Zelle neben der ersten Unglücklichen zur Wohnung, oder vielmehr zum Gefängnisse angewiesen. Beide Unglücklichen waren nur durch eine dünne Bretterwand von einander getrennt, und Eine konnte die Andere seufzen, weinen und jammern hören. Am meisten aber weinte und jammerte die Letztere; denn die Erstere war durch ihre vielen Leiden und langes Dulden schon mehr geübt in der Geduld und Gottergebenheit.

„Ach, du lieber Gott!" sprach die Erstere bei sich, „neben mir seufzt und jammert wieder ein neues Opfer. Wie können doch auch die Menschen ein Vergnügen daran finden, unschuldige Geschöpfe zu quälen und sie dem Elende preis zu geben! O, die Welt hat doch harte und grausame Menschen! Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Unglückliche neben mir auch ein schuldloses Opfer der menschlichen Grausamkeit. Wie gerne würde ich ihre Leiden mit ihr theilen, sie trösten und aufmuntern, wenn es mir vergönnt wäre, die unglückliche Nachbarin zu besuchen! Aber ach!" — Da entrann ihrem Auge eine frische Thräne.

In demselben Augenblicke trat die Schwester in die Zelle. Da sie die Thräne im Auge der Unglücklichen erblickte, war sie so von Mitleid ergriffen, daß sie es nicht über's Herz bringen konnte, gegen den strengen Befehl der Abtissin, die Unglückliche anzusprechen. „Ach, arme, unglückliche Frau!" sprach sie ganz leise mit einer Thräne des Mitleids im Auge; „wie bedaure ich

Euch! Verzeiht mir, daß ich zur Erleichterung Eurer unglücklichen Lage nichts beitragen kann! O, der liebe Gott weiß es, wie wehe es mir thut, und wie viele Thränen ich schon deßhalb geweint habe, daß ich für Euch auch gar nichts thun darf! Denn ein strenger und unbedingter Gehorsam wird von mir gefodert, und diesen habe ich auch bei meiner Einkleidung vor Gott und dem Bischofe gelobt. Aber ich sehe doch täglich mehr ein, daß die menschlichen Obern in ihren Befehlen weit strenger sind, als der liebe Gott selbst. Das kann doch einmal nicht recht, und Gott nicht wohlgefällig sein, daß ich mit einer Unglücklichen gar keine Silbe sprechen soll. Wenn Ihr auch die größte Sünderin wäret, so seid Ihr doch meine Mitschwester in Christo dem Herrn. Ich denke daher, daß es mir der liebe Gott nicht zur Sünde anrechnen werde, wenn ich täglich ein Paar Worte mit Euch spreche. Aber Ihr müsset leise reden, so leise, daß man uns draussen nicht hören kann. Denn sobald ich verrathen würde, so dürfte ich Euch nie wieder besuchen, und es müßte Euch eine andere Schwester bedienen, die den Befehl der Abtissin so strenge befolgen würde, als ich es seit vielen Jahren gethan habe."

Hierauf schloß die Unglückliche, ganz entzückt vor Freude, die mitleidsvolle Schwester in ihre Arme, und rief unter Freudenthränen aus: „Also sind mir doch nicht alle menschlichen Herzen auf Erden verschlossen! es gibt somit noch eine Seele, die mit meinem Schicksale Mitleid trägt, und mich nicht ganz verstoßt! Ach, gute, edle Schwester! Ihr könnet es nicht so fühlen, wie ich; wie wohl es einem thut, wenn man nach so vielen unglücklichen Jahren zum Erstenmale wieder ein

theilnehmendes Herz gefunden, und die Sprache des Mitleids vernommen hat! Das vergelte Euch der liebe Gott!"

„Ach! arme Frau!" versetzte die Schwester; „wie machet Ihr mein Herz so weich! Ich empfinde wohl, daß es eine gute That ist, wenn ich zur Linderung Eurer Leiden etwas beitrage. Aber die Befehle, die strengen Befehle der gnädigen Frau! O, sie ist strenge, unerbittlich strenge! Aber nun verzeiht, unglückliche Frau! daß ich Euch verlassen muß. Ja ich habe mich sodem schon zu lange aufgehalten, man wird mich in der Küche schon vermissen. Lebt wohl, gute Frau! und seid verschwiegen."

Nach diesen Worten wollte sich die Schwester entfernen; aber die Unglückliche bat sie, daß sie nur noch einen Augenblick bleiben und ihr eine Frage beantworten möchte. Sie blieb, aber immer nach der Thüre blickend.

„Sagt mir doch, wer meine unglückliche Nachbarin ist?" fragte die Unglückliche.

„Da bin ich überfragt", war der Schwester Antwort. „Ich habe sie noch mit keinem Auge gesehen; denn sie wird von einer andern Schwester bedient, welcher ebenfalls auch, wie mir, Schweigen auferlegt ist."

„Aber wäre es nicht möglich, daß ich zu ihr kommen könnte?" fragte die Unglückliche weiter.

„Zu ihr kommen in die Zelle, die so sorgsam verschlossen ist?" fragte mit Erstaunen die Schwester. „Wo denkt auch Euer Herz hin, liebe Frau? Eine solche Freiheit dürfet so wahr ich lebe, weder Ihr, noch die unglückliche Nachbarin hoffen. Denn ich kenne die strengen Grundsätze unsrer gnädigen Frau."

„Sie können aber auch zu strenge seyn", entgegnete die Unglückliche. Und übertriebene Strenge ist Härte."

„Ja, Ihr habt wohl recht, gute Frau!" versetzte die Schwester"; aber wer soll die gnädige Frau davon überzeugen? Unser einer darf keine Silbe mehr reden, als man gefragt wird, oder es wird Schweigen geboten. O, wenn ich reden dürfte! — aber stille! die Wände haben Ohren."

Hierauf öffnete sie die Thüre, und wollte gehen; schnell aber schloß sie dieselbe wieder, und kehrte mit einer geheimnißvollen Miene zur Unglücklichen zurück. „Könnet Ihr schweigen, gute Frau? und darf ich Eurer Nachbarin trauen, daß ich nicht verrathen werde? — Ja, Ihr werdet mich nicht verrathen; denn so undankbar können Unglückliche nicht sein. Drum so höret ein Geheimniß, das im ganzen Hause, Niemanden, als mir bekannt ist, und worauf ich durch Zufall gekommen bin." Da nahm sie die Unglückliche an der Hand und führte sie zur Bretterwand hin. „Sehr Ihr dort jenen hölzernen Nagel?" fragte sie immer geheimnißvoller. „Wann Ihr auf den Stuhl dort stehet, so könnet ihr ihn mit der Hand erreichen. Sobald Ihr ihn rechts herumdrehet, so öffnet sich eine Thüre, und drehet Ihr links um, so schließt sie sich wieder. Man kann sie aber nur in Eurer Zelle auf- und zuschließen. Seyd aber vorsichtig und wohl auf der Huth; damit das Geheimniß ja nicht verrathen wird! Mir würde es übel ergehen, wenn es verrathen würde. Ihr müsset daher meistens zur Nachtszeit zur Nachbarin gehen, und immer leise mit ihr sprechen. Zur Tagszeit seid ihr nie sicher, ob man

Euch nicht überrascht. Nun jetzt habe ich Vieles für Euch gethan, vielleicht mehr, als ich hätte thun sollen. Wann es aber zu Eurer Beruhigung beiträgt, und Euch glücklicher macht, so wird mir der liebe Gott verzeihen, wann ich dabei gefehlt haben sollte.“

So sprach die gute Schwester, und die Unbekannte fiel ihr mit Entzücken um den Hals, drückte sie schweigend an ihr Herz, und dankte, da sie nicht zu Worten kommen konnte, mit Thränen der Rührung und Freude. Und als sie der Sprache wieder mächtig war, sah sie sich bei verschlossener Thüre allein. Sie fiel auf ihre Kniee nieder, faltete und erhob die Hände zum Gebete. Sie dankte mit Inbrunst des Herzens dem gütigen Gott, daß er ihr das Herz eines Menschen zugewendet, und ihr so eine Quelle des Trostes eröffnet hat. Sie bat ihn auch, daß er die mitleidsvolle Schwester für ihr Liebeswerk segnen, und es verhüten möge, daß nur Einer Seele das Geheimniß offenbar werde.

Mit Ungeduld erwartete sie die Nacht, und sah wohl Hundertmal mit wahrem Entzücken nach dem geheimnißvollen Nagel hin. Aber diesmal wollte es auch gar nicht Nacht werden. Endlich ging die Sonne unter, und die Unbekannte war der Meinung, daß sie seit vielen Jahren nicht mehr so schön, wie diesmal untergegangen sei. So schön, wie das goldene Abendroth, leuchtete ihr die Hoffnung auf eine bessere Zukunft entgegen. Sie durfte ja hoffen, nach so vielen leidensvollen Jahren in der unglücklichen Nachbarin wieder einmal eine Freundin zu finden, an deren Brust sie Trost finden kann für ihr wundes Herz. Es war ihr da gerade zu Muthe, wie einem verirrten Wanderer, dem in dunkler Nacht auf

Einmal der freundliche Mond aus dem schwarzen Gewölke hervortritt, und ihm die finstere Nacht erhellet, und die dunklen Pfade erleuchtet.

„Nun bin ich sicher nicht entdeckt zu werden!" sprach die Unbekannte bei sich, machte Feuer und zündete ihre Lampe an. Sie zitterte vor freudiger Erwartung, als sie den Stuhl stellte und darauf stieg. Sie drehte den Nagel, und — die Thüre sprang auf. Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr die Nachbarin, die gerade im Nachtgebete begriffen war, zusammen, und erhob sich plötzlich von der Stelle, auf der sie kniete.

„Erschrecket nicht, erschrecket nicht, liebe Nachbarin!" rief ihr diese zu, und trat zur offenen Thüre in ihre Zelle herein.

„O, Jesus, Maria!" rief sie bei ihrem Eintritt aus, und bebte vor Schrecken zurück. Sie mußte sich an der Thüre fest halten, um nicht niederzusinken. Die unbekannte Nachbarin, die sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatte, wollte ihr zu Hülfe eilen, aber diese verlor jetzt vollends ihre Fassung und eilte mit einem Angstgeschrei in ihre Zelle zurück. Da mußte sie sich auf den Stuhl niederlassen, denn vor Schrecken wollten sie die Füße nicht mehr tragen.

„Wer seid Ihr?" fragte sie zitternd die junge Nachbarinn, die ihr gefolgt war, und sich ihr freundlich nahete." „Seid Ihr ein Geist, oder wer seid Ihr?"

„Erschreckt nicht ob mir, gute Frau!" entgegnete mit freundlicher Stimme das Mädchen.

„Großer Gott! steh' mir bei: es ist ihre Stimme, ihre Gestalt — ja sie ist's!" sprach die Frau mit Entsetzen, und war einer Ohnmacht nahe. Das Mädchen,

welchem der ganze Vorfall ein seltsames Räthsel war, hielt die Schwache in ihren Armen, um sie handgreiflich zu überzeugen, daß sie kein Geist, sondern ein Mensch sey, wie sie.

„Für wen haltet Ihr mich unglückliche Frau?" fragte mit sanfter Stimme das Mädchen.

„Ach! laßt mich!" rief die Unglückliche; „ich weiß nicht, was ich denken, oder reden soll."

„Was hab' ich denn an mir, das für Euch so schrecklich ist?" fragte das Mädchen weiter; oder was waltet da für ein Mißverständniß ob? Habt doch die Güte, Euch näher zu erklären, und vermuthlich wird Euch dann meine Person nicht mehr so schrecklich vorkommen."

Anstatt sich zu erklären, stellte die Unglückliche eine Gegenfrage. „Wie ist Euer Name, und wer sind Eure Eltern?" fragte sie mit banger Erwartung auf eine Antwort.

„Ich heiße Helene, und bin die einzige unglückliche Tochter des Freigrafen Johannes von Wevelsburg, und meine Mutter" — da fiel eine Thräne aus des Mädchens Auge — „meine selige Mutter hieß Kunigunde."

„Kunigunde? Kunigunde von Bieberingen ist also Eure Tochter?" fragte Jene mit Erstaunen. „O, großer Gott! ist's möglich? Kunigunde, meine Busenfreundin, die ich seither als todt beweinte, ist also Eure Mutter? O, kommet in meine Arme, damit ich die Tochter meiner Freundin an mein Herz drücke!" So sprach sie, und Thränen der Freude und der Wehmuth entflossen ihren Augen.

„Und wer seid Ihr unglückliche Frau?" fragte tiefbewegt das Fräulein; „Ihr werdet doch nicht? ....."

„Ja, ja, die bin ich, welche Ihr vermuthet," fiel die Unbekannte in die Rede; „ich bin die unglückliche Gräfin von Waldern, die Busenfreundin Eurer Mutter."

„Ihr? die Gräfin von Waldern?" rief mit Verwunderung das Fräulein aus. „Ihr? die edle Freundin meiner seligen Mutter, von der sie mir so oft erzählte, und die sie unter dem Schutte Eurer abgebrannten Burg begraben wähnte? O, gütiger Gott! wie wunderbar sind doch deine Wege! Da, wo ich mich so gränzenlos unglücklich wähnte! läßt du mich wieder eine zweite Mutter finden." —

„Ja, liebe Helene!" rief die Gräfin aus, „ich will Euch lieben, wie eine zärtliche Mutter ihr Kind liebt. Aber mehr kann ich Euch nicht thun, da Ihr eine höchst Unglückliche zur Mutter gewählt habt. Ach, du lieber Gott! ich weiß nicht, wie mir so sonderbar zu Muthe ist. Ich möchte mich freuen und weinen zugleich. Also ist mir meine Freundin, meine liebe Kunigunde zweimal gestorben! Sie lebte, und nicht ferne von mir, ich habe sie als todt beweint. Nun aber ist sie mir wirklich gestorben, und schickt mir als das Unterpfand ihrer treuen Freundschaft ihr treues Ebenbild zu. O, Dank dir, edle, verklärte Freundin! Wie wird dein verklärter Geist mit Wohlgefallen aus der bessern Welt auf uns Beide herniedersehen, und sich ergötzen an unsrer Liebe und an unsern Freudenthränen! Gieb deinen Segen zu unsrer Vereinigung! Ich habe dich nun wieder gefunden in deinem Kinde, und in deinem Kinde will ich dich immerfort treu lieben!" Da schloß sie das

Mädchen auf's Neue in ihre Arme, und stromweise flossen Beiden die Freudenthränen.

„Mein sonderbares Benehmen," fuhr darauf die Gräfin fort, „wird Euch nun, liebe Helene! kein Räthsel mehr sein? Ja, das Räthsel hat sich auf Einmal gelöst. Euch wäre es, an meiner Stelle, sicher auch nicht anders ergangen, als mir. Ich hielt Eure Mutter ganz sicher für todt, und auf Einmal steht sie gerade so vor mir, wie sie damals leibte und lebte, als ich sie in jener schrecklichen Nacht zum Leztenmale gesehen. Daß sie es in der Wirklichkeit sein könne, konnte ich vernünftigerweise nicht glauben, weil sie ja mehr als noch Einmal so alt hätte aussehen müssen. Und daß die Erscheinung ihre Tochter sey, konnte ich ebenso wenig glauben, weil ich sie ganz sicher für todt hielt. Ist es daher ein Wunder, liebe Helene! daß ich Euch für den Geist meiner Freundin hielt?"

Die gute Helene bat die Gräfin wegen des Schreckens, den sie ihr verursacht hatte, um Verzeihung, und schickte sich an, der Gräfin Neugierde zu befriedigen, und ihr die Schicksale ihrer Mutter, wie auch ihre eigenen zu erzählen. Und die Gräfin versprach, daß sie alsdann auch die Erzählung ihrer Schicksale beifügen werde.

Achtes Kapitel.

Der Unglücklichen Schicksale.

Helene holte den Stuhl aus ihrer Zelle, weil in jeder nur Einer war, und setzte sich neben ihre mütter=

liche Freundinn. Sie begann mit den Schicksalen ihrer Mutter.

„Meine selige Mutter war, wie sie mir oft erzählte, fast wie durch ein Wunder aus Eurer brennenden Burg gerettet worden. Nich lange war sie eingeschlafen, als ein großes Geräusch sie aufweckte. Sie eilte aus dem Bette, und an's Fenster hin; sie sah hinaus, und Alles war stille um sie her. Sie ging wieder in's Bett zurück. Der Schlaf wollte schon wieder ihre Augen schließen, als sich wieder ein starkes Geräusch unten am Fenster und zugleich auch eine dumpfe Männerstimme hören ließ: „Fräulein Kunigunde!“ rief die dumpfe Stimme; „schlafet nicht, sondern kleidet Euch an, und fliehet.“ Hierauf war wieder Alles stille. Sie dachte hin und her, was doch das zweimalige Geräusch und die warnende Stimme zu bedeuten haben möchte. Sie dachte sich allerlei schreckliche Dinge. Ihre Angst wurde endlich so groß, daß sie nicht mehr im Bette bleiben konnte, sondern daß sie aufstand und sich ankleidete. Sie öffnete das Fenster, so kalt es auch war, und schaute über eine Viertelstunde in das Thal hinab. Da sey es ihr aber mehrmals gewesen, als höre sie bald da, bald dort Fußtritte, ein Flistern und das Geräusch von Waffen. Sie war im Begriffe, zu Euch auf's Schlafgemach zu eilen, und Euch davon in Kenntniß zu setzen. „Aber nein“, dachte sie sogleich wieder, „die gute Beata kann so selten schlafen, und ich sollte jezt ihren Schlaf selber stören?! Nein, ich will sie schlafen lassen, und lieber hinunter gehen und Kurt aufsuchen.“ So dachte sie damals und verließ ihr Gemach. O, mehr als Hundertmal hat die gute Mutter mir ihre Reue unter Thränen ausgedrückt, daß sie

nicht der ersten Eingebung gefolgt und in Euer Gemach gegangen ist, um Euch aufzuwecken. „Denn hätte ich dies gethan", setzte sie jedesmal bei, „so wären wahrscheinlich meine liebe Freundin und ihre Kinder gerettet worden." Dies hatte sie noch Einmal auf ihrem Sterbebette bereut.

Als sie aus ihrem Gemache in den untersten Gang der Burg gekommen war, so eilte ein Vermummter auf sie zu, nahm sie auf seine starke Arme, und eilte mit ihr auf und davon. Sie war vor Schrecken in eine Ohnmacht gefallen, aus der sie erst erwachte, als sie sich schon weit unten im Thale, auf einer Sänfte befand, die von vier Männern getragen wurde. Aber, welch ein Schrecken für sie! als sie sich nach der Gegend umsah, wo die Burg Waldern stand — mit einem Schrei des Entsetzens fiel sie in eine neue Ohnmacht — denn die Burg stand schon in lichthellen Flammen.

Nachdem sie wieder zum Bewußtsein gekommen war, so befand sie sich schon wieder auf Grund und Boden ihrer väterlichen Herrschaft. Die Träger brachten sie auf ihre Burg. Wie staunte ihre kränkliche Mutter, als sie am Morgen ihre Tochter schon wieder auf der Burg und mit einem so blassen Angesichte erblickte! Meine Mutter wurde schwer krank, und dieser Fall hatte auch so nachtheilig auf ihre schwächliche Mutter gewirkt, daß diese ebenfalls erkrankte, und schon nach etlichen Wochen starb. Meine Mutter war auch schon dem Tode nahe; aber endlich hat ihre jugendliche Kraft dennoch gesiegt, und sie ist wieder genesen. Aber sie war sehr unglücklich; sie stand als eine vater- und mutterlose Waise nun allein

in der Welt da, und ihre Freundin, bei der sie jezt hätte Trost finden können, war auch nicht mehr.

Bald darauf bat ein reicher und mächtiger Graf — es war Johannes von Wevelsburg — um ihre Hand; sie gab sie ihm, und wurde seine Gattin. Und schon ein Jahr darauf erblickte ich das Licht der Welt. Meine Mutter hatte, wie sie mir später oft erzählte, eine große Freude, als sie mich sah und mich an ihr Herz drückte. Aber mein Vater freute sich gar nicht über mein Dasein. Er wollte mich nicht einmal sehen; denn er hätte lieber einen Knaben, als ein Mädchen gehabt. Das that meiner guten Mutter unendlich weh, und sie weinte deshalb im Stillen manche bittere Thräne. Sie flehte oft zu Gott, daß er ihr doch einen Knaben schenken möchte. Gott hatte ihr Gebet erhört. Als ich drei Jahre alt war, bekam ich ein wunderschönes Brüderchen. O, wie groß war die Freude meiner Mutter! Auch ich hatte eine große Freude an dem holden Knäblein. Der Vater war zur Zeit der Geburt des Kindes auf einer Reise. Als er aber zurückkam und die Amme ihm das Knäblein brachte — ach, wie groß, wie unendlich groß war da seine Freude! Er nahm das Kind auf seine Arme, küßte und herzte es, und hüpfte mit ihm vor Entzücken das Zimmer auf und ab. Von diesem Tage an war der Vater ganz anders, als früher. Er besuchte die Mutter mehrmals des Tages, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und so oft er nur Zeit fand, gab er sich mit dem Kinde ab. Gegen mich war er nicht mehr so unfreundlich, wie sonst; aber ich war und blieb ihm doch immer gleichgültig. Was der Mutter, die beide Kinder gleich lieb hatte, heimlichen Kummer machte.

Die Freude meines Vaters war aber nicht von Dauer, sie verwandelte sich bald in großes, unvergleichlich großes Leid. Mein liebes Brüderchen lebte uur wenige Monate, bekam dann die Gicht, und starb darauf. Ich kann Euch das Leid des Vaters nicht beschreiben. Er that in den ersten Tagen nicht anders, als wie ein Wahnsinniger. Er rasete, tobte und fluchte, und was ihm gerade unter die Hände und Füße kam, stieß er um, und zertrümmerte es. Die arme Mutter verging fast vor Kummer und Schmerz; denn der Vater machte ihr bittere Vorwürfe, und schob die Schuld auf sie, daß das Kind gestorben sey. Er warf ihr Mangel an Pflege des Kindes vor, und sagte: sie hätte es in der Krankheit vernachläßigt. Diese ungerechte Vorwürfe drückten meiner Mutter fast das Herz ab; denn sie mußte zu Allem schweigen. Sie unterlag endlich ihrem geheimen Kummer und Schmerze, und wurde krank. Der Vater besuchte sie wenig. Ich war der einzige Trost der kranken Mutter. Aber was konnte ich der armen Mutter thun, da ich noch ein Kind war? Aber die gute Mutter war genügsam. Meine Blicke, meine abgebrochenen Worte, meine Liebkosungen und Thränen waren ihr schon genug. Eines Tages knieete ich am Krankenlager meiner Mutter, und sie betete mit mir das Vater unser. Als wir „Amen" sagten, und ich wieder aufstehen wollte, trat mein Vater mit finstern Blicken herein, und ich war so erschrocken, daß ich zu weinen anfing.

„Was soll das Heulen da im Krankenzimmer!" fuhr er barsch mich an, faßte mich beim Arme und schleuderte mich auf die Seite, mit den Worten: „wäre doch lieber die Schreierin statt des lieben Knaben gestorben!"

Ich zitterte an allen Gliedern, und obwohl der Fall auf den steinernen Boden mir wehe gethan hatte, so weinte ich doch nicht mehr. Denn ich hatte vor keinem Menschen auf Erden eine so große Furcht, wie vor meinem Vater. Es war mir nie lieber, als wenn er auf Reisen war. So jung ich damals auch noch war, so verstand ich doch die harten Worte des Vaters, und sie blieben seither meinem Gedächtnisse unvergeßlich.

Als der Vater das Krankenzimmer wieder verlassen hatte, fing meine arme Mutter überlaut zu weinen und zu jammern an. Sie wand sich mit dem Oberleibe aus dem Bette, um nach mir zu sehen. Und da sie mich noch immer auf dem Boden erblickte, so wand sie die lezten Kräfte an, verließ ihr Lager und hob mich mit zitternden Händen vom Boden auf. Sie wollte mich auf die Füße stellen; aber ich konnte nicht stehen. Sie untersuchte meinen Körper, und auf der rechten Seite war ich ganz blaugefallen. Schweigend nahm sie mich zu sich in's Bett, und auf ihr Läuten erschien das Kindsmädchen, welches mir die zerquetschte Seite mit Brandwein einreiben mußte. Und auf diesen Schrecken bekam die arme Mutter so fürchterliche Krämpfe, daß sie nahe am Rande des Grabes schwebte. Doch mit Gottes Hülfe und mit der Geschicklichkeit des Arztes wurde sie wieder gerettet.

Dieser Fall hatte auf meinen Vater einen wohlthätigen Eindruck gemacht. Er änderte sein mürrisches Wesen, wurde freundlicher gegen die Mutter; aber gegen mich blieb er immer kalt und gleichgültig. Auf diese Weise hätte mein Herz unvermeidlich gegen den Vater

erbittert werden müssen, wenn nicht meine Mutter durch ihre vorzügliche Erziehung mich dahin gebracht hätte, daß ich ihn, ungeachtet seiner Härte und abstoßenden Behandlung dennoch kindlich liebte und ehrte. Ja fast in jedem Gebete, das mich die Mutter lehrte, kam auch eine Bitte für den Vater vor, daß ihn der liebe Gott vor Gefahren schützen und lange leben lassen möchte. Diese fromme Erziehung erhielt meinem Vater ein Herz, das er immer kalt von sich stieß.

Vor der Welt schien meine Mutter glücklich zu sein; denn sie war allgemein geehrt und geachtet. Und der Vater verbarg seine Abneigung gegen die Mutter vor Jedermann. Es kannte daher auch Niemand die Leiden meiner guten Mutter, als der liebe Gott und ich. Nur Ihm und mir vertraute sie ihre geheimen Leiden an. O, die Gute, die Unglückliche hat in ihren lezten Lebensjahren viel gelitten und geweint! Und täglich mehrten sich ihre Leiden.

Es kam nämlich in den lezten Jahren sehr oft der Graf Hennigs von Waldegg mit seinem Sohne auf unsre Burg. Beide, Vater und Sohn standen allgemein in sehr üblen Rufe. Meine Mutter sah daher diese Besuche nicht gerne. Sie bat den Vater, daß er dieselben auf eine kluge Weise zu verhindern suchen möchte. Der Vater war aber schon verblendet, und that das Gegentheil; ja er that noch mehr. O, es graut mir davor, so oft ich daran denke! — er hatte mich an den Sohn des Grafen Hennigs von Waldegg verkauft. Die Verlobung zwischen uns war ohne mich und meine Mutter geschehen. Als die Mutter es aber erfuhr, so wiedersezte sie sich

standhaft derselben. Und ich war auf ihrer Seite. Dies aber zog der Mutter und mir viele Leiden zu.

Als ich das sechszehnte Jahr erreicht hatte, sollte die Vermählung Statt finden, welche aber durch die plötzliche Erkrankung meiner Mutter verschoben wurde.

Da die gute Mutter durch vieles Leiden sehr geschwächt war, so unterlag sie diesmal, und starb nach einer vierzehntägigen Krankheit. Noch kurz vor ihrem Tode, gab ihr der bestürzte Vater das Versprechen, die Verlobung wieder aufzuheben.

Ich will den Schmerz nicht schildern, den der Todfall meiner geliebten Mutter mir verursachte; ich will Euch nur noch meine Leiden schildern, die bald auf den Tod meiner Mutter folgten.

Mein Herz blutete noch an tiefen Wunden, als ihm zu den alten noch neue geschlagen wurden. Denkt Euch nur, liebe Gräfin! die abscheulichen Grafen von Waldegg haben durch Versprechungen und Drohungen meinen Vater dahinvermocht, daß er dem Versprechen untreu wurde, das er der sterbenden Mutter gab. Aufs Neue wurde das Verlöbniß gültig gemacht, und mir ein Gatte, den ich als einen Wüstling verabscheuen muß, aufgedrungen. Ich weinte, jammerte, flehte und beschwor den Vater bei der Seligkeit der Mutter, daß er mich doch nicht so unglücklich machen möchte. Aber mein harter Vater war, weil er mich nie geliebt hatte, taub und gefühllos gegen meine Thränen, Bitten und Beschwörungen. Mit den harten Worten: „er habe zu befehlen, und ich zu gehorchen,“ stieß er mich von sich. O, mütterliche Freundin! wie es mir da zu Muthe war, kann ich Euch nicht schildern! Ich war das unglück-

lichste Mädchen von der Welt, und wäre es noch, wenn mir nicht der liebe Gott in Euch wieder eine Freundin und eine zweite Mutter geschenkt hätte.

Man drang immer schärfer in mich, drohte mir mit dem Gefängnisse, und weil ich immer standhaft widerstrebte, so wurde die Drohung in Erfüllung gebracht, und mir diese Zelle zum Gefängnisse bestimmt. Anfänglich schauderte es mich vor dem Gefängnisse; aber ich zog es der unglücklichen Freiheit an der Seite eines Wüstlings vor. Denn ich weiß, daß diesem lasterhaften Menschen, dem sein wüstes Leben auf dem Angesichte deutlich abgeprägt ist, wenig an meiner Person liegt; aber viel, ja Alles an der schönen und reichen Grafschaft, die einst mein Erbtheil wird. Ach! es ist hart und grausam von meinem Vater, daß er das Glück und Leben seines einzigen Kindes der Hab= und Herrschsucht eines Wüstlings opfern will. Aber eher wähle ich ewige Gefangenschaft, oder den Tod, als daß ich die Gattin dieses Menschen werde. Und hier, in der Nähe meiner zweiten Mutter, ist mir die Gefangenschaft weit lieber, als die peinliche Freiheit auf meiner väterlichen Burg."

Nach diesen letzten Worten fiel Helene der Gräfin in die offenen Arme, und diese drückte alsdann ihr aufrichtiges Bedauern aus, daß Kunigunde, ihre Busenfreundin, so unglücklich geworden, und Helene schon in der ersten Jugendblüthe den bittern Leidenskelch trinken müsse. Sie tröstete das unglückliche Mädchen, und begann dann auch ihre Erzählung. —

„Die Erzählung meiner bisherigen Schicksale wird kurz sein; aber die Dauer meines unglücklichen und leidenvollen Lebens war schon um so länger. Ich muß auch

mit der Schreckensnacht beginnen, in der ich Alles, Alles, was mir in dieser Welt lieb und werth gewesen, verloren habe. „Ich bin erst aus dem Schlafe erwacht, als die Burg schon in Flammen stand. Mein erster Gedanke war, meine Kinder zu retten. Ich sprang aus dem Bette; aber ach! vor Schrecken sank ich in die Kniee. Ich schrie zu Gott um Hülfe und Beistand; denn ich kam nicht mehr von der Stelle. „Ach, großer, allmächtiger Gott" rief ich aus; „wenn du uns nicht rettest, so sind ich und meine Kinder verloren! Erbarme dich doch meiner armen Kinder!"

„In diesem Augenblicke schnellte die Thüre meines Gemaches auf, und drei Männer stürzten herein. Der Eine nahm mich, und die beiden Andern die Kinder auf die Arme, und eilten mit uns durch die Flammen in einen unterirdischen Gang hinab, der einen verborgenen Ausgang in den Wald hatte. In diesem verborgenen Gange war es so dunkel, daß unsre Retter nur schwer den Weg finden konnten. Es war in der großen Dunkelheit unvermeidlich, daß wir mit den Köpfen an den steilen Wänden anstießen. Erst hier erwachten die beiden Kinder und jämmerlich war ihr Geschrei.

Endlich erreichten unsre Retter den Ausgang des schauerlichen Ganges; aber wir waren deßhalb noch nicht gerettet. Nun waren wir unten im Walde, und oben auf dem Hügel brannte die Burg. Dies war ein schrecklicher Augenblick für mich. Und mit jeder Minute mehrte sich unsre Gefahr. Denn es schwärmten allenthalben feindliche Krieger im Walde umher, in deren Hände wir fallen konnten. Unsre Angst stieg immer höher, weil man die schreienden Kinder unmöglich zum Schweigen

bringen konnte. Ihr Geschrei machte nahe Krieger auf uns aufmerksam, und unsre Retter mußten sich trennen, und in's dichte Gebüsch sich flüchten. Der Eine floh dahin, der Andere dorthin. Konrad, der mich trug, war ein sehr starker junger Mann; dennoch aber verließen ihn allmählig die Kräfte.

Jezt waren unsre Verfolger nahe hinter uns, und der treue, edle Konrad strengte noch Einmal die lezten Kräfte an, um mich zu retten. Aber ach! es war unmöglich, wir fielen in die Hände der Feinde. Wie es dem guten Konrad ergangen weiß ich nicht; denn als der rauhe Krieger mich seinen Händen entrissen, fiel ich in eine Ohnmacht. Wie lange sie dauerte, weiß ich ebenfalls nicht; nur das weiß ich, daß ich mich über eine Stunde weit von der Burg, in einer ländlichen Wohnung befand, als ich wieder zur Besinnung kam. Meinen Schmerz will und kann ich nicht beschreiben; denn er war grenzenlos.

Die körperlichen Kräfte verließen mich, und ich wurde gefährlich krank. Die freundliche Hausfrau brachte mich auf ein reinliches, aber hartes Lager, und pflegte meiner sehr liebevoll. Der liebe Gott vergelte es ihr, da ich es bisher nicht im Stande war! Ich brachte daselbst ungefähr drei Wochen zu, bis endlich meine Gesundheit wiederkehrte. Aber mein Herz — ach, das unglückliche Herz! blutete immer noch an den tiefen Wunden, die ihm seit kurzer Zeit ein Unglück um das andere schlugen. Die Wiedergenesung kam mir gar nicht erwünscht; denn ich wäre gerne gestorben. Ich erinnerte mich wieder an den schrecklichen Traum, den ich in der Nacht vor dem Brand unserer Burg gehabt und

auch Eurer Mutter erzählt habe. Bis dahin war er schon vollkommen in Erfüllung gegangen. Mein theurer Gatte und meine Kinder," sprach ich bei mir, „sind nicht mehr — und nur ich noch muß leben, um das Elend in seiner ganzen Größe zu fühlen! Aber der liebe Gott wird sich auch meiner erbarmen, und mir ein Leben enden, das für mich in dieser Welt keinen Werth mehr hat. So dachte ich damals und flehte unter beständigen Thränen zum lieben Gott, daß er mich doch zu sich nehmen möchte.

Aber es hat dem lieben Gott, der unbegreiflich ist in Allem, was er zuläßt und thut, anders gefallen. — Er wollte, daß ich leben, leiden und dulden sollte. Ich fügte mich ergeben in seinen heiligen Willen, und er hat mir das Leben, das mir Anfangs unerträglich schien, doch immer noch, so übel es mir auch noch ergangen, erträglich gemacht. O, mit Gott und der göttlichen Religion vermag der Mensch mehr, als ihm oft möglich scheint! — er vermag Alles.

Nachdem ich wieder so ziemlich genesen, aber immer noch schwach und leidend war, kam an einem Morgen ein geschlossener Wagen vor die ländliche Wohnung, in den ich steigen mußte. Zwei Krieger von wildem Aussehen setzten sich zu mir in den Wagen, schlossen ihn hinter sich zu. Und rasch rollte der Wagen davon. Nicht eine Silbe sprachen die wilden Begleiter mit mir, und ich wagte es auch nicht sie anzusprechen. So fuhren wir Tag und Nacht fort, und meine schwächliche Gesundheit litt sehr bei dieser strengen Reise. Endlich kamen wir an das Ziel unserer Reise; es war dies Kloster wo unser Wagen hielt. Es wurde mir diese Zelle zur

Wohnung angewiesen, und ich las auf dem Gesichte der strengen Abtissin, daß ich eine Gefangene war. Ich wurde auch bisher nicht anders, denn als eine solche behandelt. Es sind nun schon bereits achtzehn Jahre, daß ich hier in diesen Mauern schmachte. O, gute Helene! wie manche Stunde des Tages und der Nacht habe ich da verseufzt, und wie manche Thräne geweint! Denn durch so viele Jahre hat sich mir in dieser Einsamkeit kein mitleidsvolles Herz genaht. Ach! ohne den lieben Gott, der mich tröstete, und ohne die Religion, die mich stärkte, wäre ich schon längstens verzweifelt! Ich habe zwar auch manche schwache Stunde gehabt, in der ich über mein hartes Schicksal jammerte und klagte; da habe ich aber allemal wieder zum Gebete meine Zuflucht genommen, und habe darin auch immer vielen Trost und Kraft gefunden. O, Helene! das Gebet ist eine reiche, eine unversiegbare Quelle des Trostes. Wer die Kraft des Gebetes noch nie empfunden hat, der hat wahrlich auch noch nie gut gebetet. Die beste Schule, wo man gut betet, und die Kraft des Gebetes empfinden lernt, ist die der Leiden; und in dieser Leidensschule bin ich schon achtzehn Jahre.

Nun aber will ich nicht murren wider die weisen Fügungen Gottes; diese Schule der Leiden muß mir zum Heile nothwendig gewesen sein, sonst hätte mich der liebe Gott nicht in dieselbe geschickt. Wie nach einem langen Winter doch endlich die lieblichen Strahlen der Frühlingssonne die Erde wieder begrüßen; so seid Ihr mir heute, liebe Helene! nach so vielen und langen trüben Jahren, als ein lieblicher Engel in meiner Einsamkeit erschienen, um mit den Strahlen Eurer treuen

Freundschaft und Liebe mein Herz zu erwärmen. Dafür sei dem lieben Gott gedankt! O, dies erkenne ich als eine große, göttliche Wohlthat!"

Da umarmten sich beide Freundinnen, und versprachen einander, sich oft gegenseitig zu besuchen, und durch treue Freundschaft und Liebe einander das einsame Leben zu versüßen. Sie haben auch treu ihr Versprechen gehalten. —

Neuntes Kapitel.

Der Judas-Kuß, oder die Verrätherei.

An einem stürmischen und kalten Dezembertage sprengte ein wackerer Ritter auf seinem muthigen Rosse, und in Begleitung eines alten treuen Dieners über die Zugbrücke und in den Hof der alten Wevelsburg. Und nach wenigen Augenblicken lagen sich die zwei Freunde — Gottfried von Kyburg und Johannes von Wevelsburg — einander in den Armen. Gottfried drückte seinen Freund warm an seine biedere Brust, und gab ihm einen aufrichtigen Bruderkuß. Auch Johannes küßte seinen Freund aber dies war ein Judas-Kuß.

„Wie geht es dir, lieber Bruder? wie lebst auf deiner einsamen Burg? Ja, ja, lieber Johannes! du kannst mir nicht antworten, dein Schmerz ist zu groß; denn du hast viel unendlich viel in deiner lieben Kunigunde verloren. Ich habe die traurige Botschaft erst in Paderborn beim Bischofe Theuderich erhalten. Lieber Bruder, lieber Johannes! ich nehme den innigsten Antheil an deinem Schmerze. Du bist davon überzeugt,

du weißt schon längst, daß deine Freuden und Leiden jederzeit auch die meinigen sind. Nun also genug hiervon, um deine Wunden nicht auf's Neue wieder aufzureissen!"

So herzlich und brüderlich bewillkommte der wackere Kyburg seinen Freund Johannes. Dieser aber war über die Herzlichkeit des biedern Kyburgs sehr verlegen, und wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte. Denn in seinem Herzen gingen ganz andere Dinge vor, als der gute Kyburg meinte. Sein Schmerz über Kunigundens Verlust war nicht so groß; ja er war beinahe schon wieder ganz vergessen.

„Es ist schon lange lieber Bruder!" sprach Kyburg, als sie im Innern der Burg angekommen waren, daß wir uns nicht mehr sahen. Ich hatte schon längst eine große Sehnsucht nach dir. Ich habe nun diese Reise benutzt, dich, lieber Johannes! auf deiner heimischen Burg zu besuchen. Ich bringe dir viele Grüße mit von meiner Gertrud und meinem Kuno. Sie lassen dich gar schön bitten, daß du recht bald auf die Kyburg zum Besuche kommen, aber auch die Kunigunde und Helene mitbringen möchtest. Aber die Erstere kannst du leider nicht mehr mitbringen; denn sie ist im Lande des Friedens. Ach, wie werden die Meinigen horchen, wenn ich ihnen die traurige Botschaft bringe. Du weißt, Johannes, wie lieb und theuer sie ihnen gewesen ist. O, sie werden viele, viele Thränen um sie weinen!"

Bei diesen vertraulichen Reden des arglosen Kyburgs, wurde Johannes immer verlegener und einsylbiger. Er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte, um seinem Freunde das verrätherische Herz nicht zu enthüllen. Der

arglose Kyburg aber, der nicht nur von seinen Freunden, sondern von Jedermann immer das Beste dachte, schob den Grund von dem verlegenen und einsylbigen Benehmen seines Freundes einzig und allein auf den Schmerz über den Verlust seiner edlen Gattin.

„Aber wo ist dein Kind, deine Helene?" fragte Kyburg. „Es muß nun schon ein schmuckes Mädchen sein?"

„Meine Tochter ist hier auf der Burg nicht zu sehen," erwiederte Johanns mit großer Verlegenheit; „sie ist auf einige Tage bei der Gräfin von Waldegg."

„Verstehe schon," versetzte Kyburg, „das gute Kind wird sich erholen wollen; denn die Trennung von der lieben, guten Mutter wird ihm auch sehr nahe ans Herz gegangen sein. Nun aber soll das gute Mädchen an meiner lieben Gertrud wieder eine gute Mutter finden. Ja mein Kuno freut sich sehr darauf, bis er Helene als die Seine in die Arme schließen kann. Das wird ein hübsches Päärlein werden! Mein Kuno ist dir ein wackerer Kämpe geworden, seitdem du ihn das Letztemal gesehen hast. Er wollte mit aller Gewalt die Reise mitmachen, aber ich konnte es ihm unmöglich gestatten."

Da setzte sich der treuherzige Kyburg neben seinen Freund ans warme Kamin, und der edle Rebensaft erwärmte auch sein Herz und stimmte ihn recht munter und froh. Draussen flogen düstere Schneewolken über die Fichtenheide entlang und versilberten die manchfaltigen Waldungen, Hügel und Berge. Der Sturm heulte durch die Hohlwege; hell knarrten und pfiffen die eisernen Wetterfahnen auf den Hundert Thurmkuppeln der alten

Wevelsburg. Aber lieblich saß es sich für den muntern Kyburg am lodernden Kaminfeuer.

„Es lebe unser vortrefflicher Kaiser Maximilian!“ rief der biedere Kyburg, indem er einen gefüllten Becher in die Höhe hob.

„Er lebe hoch!“ fiel etwas gezwungen der Wevelsburger mit ein.

„Ja, es lebe Alles, was uns lieb und theuer ist!“ fuhr der Kyburg fort; „besonders auch unser liebes Brautpaar, Helene und Kuno!“ Da stieß er mit seinem Freunde an, und trank allen Genannten auf ihr Wohlsein.

Beim Anstoßen zitterte dem Grafen Johannes der starke Arm, der selbst in blutigen Fehden, wann er das Schwert auf einen mächtigen Gegner führte, nie gezittert hatte; und als er den Becher an den Mund brachte, zuckten krampfhaft die Lippen, so daß er unmöglich trinken konnte. Er stellte sogleich den Becher nieder, und wand sein Angesicht von Kyburg ab. Denn in diesem Augenblicke war in des Heuchlers Brust Alles in Aufruhr.

„Der Gute, der Edle ist gerührt!“ sprach der arglose Kyburg bei sich, und nahm sich vor, das Gespräch auf andere Gegenstände hinzulenken, und nichts mehr von dem zu berühren, was sein Herz weicher stimmen, oder seinen Schmerz erneuern könnte.

Er erzählte von der freundlichen Aufnahme, die er beim Kaiser in Aachen gefunden; wie er ihn auf jegliche Weise ausgezeichnet und von jeder Beschuldigung seiner Feinde freigesprochen habe. Das Gespräch kam dann auch auf frühere Fehden und Turniren, und der

edle Kyburg rief im Hochgefühle der Freude aus: „Ach, Freund! das waren goldene Zeiten, da wir noch als Jünglinge neben einander kämpften, Einer für den Andern lebte und zu sterben bereit war!" Als der Edle dies sprach, glänzte eine Freudenthräne in seinem Auge.

Am Abende fanden sich, wie zufällig, mehrere Ritter aus der Nachbarschaft ein, darunter auch der Bischof Theuderich von Paderborn. Wie freute sich der alte Kyburg darüber! „Diese Einladung," dachte er bei sich, „hat sicherlich mein lieber Johannes insgeheim nur mir zur Ehre und Freude getroffen!"

Man setzte sich zur Tafel, aß und trank, war heiter und fröhlich. Je länger, desto allgemeiner wurde das Gespräch und desto lauter die Freude. Niemand aber war fröhlicher, als Kyburg; er schwamm an der Seite seines Freundes in lauterer Freude. Alles war munter — nur Johannes von Wevelsburg nicht. Und Kyburg war meistens nur deshalb so fröhlich, um seinen lieben Freund durch seine Fröhlichkeit auch aufzuheitern.

Aber wie hätte Johannes von Wevelsburg auch fröhlich sein können! Eben so wenig, als Judas Iskariot beim lezten Abendmahle, da er im Herzen schon ein Verräther seinesgöttlichen Lehrmeisters und Freundes war.

Plötzlich entfernte sich Johannes — wohin? wollte Niemand wissen. Man stand allgemein vom Tische auf. Aber ach! in diesem Augenblicke schnellte die Flügelthüre des Speisesaals auf, und Zwanzig bewaffnete Männer stürzten zur selben herein.

„Kyburg! gebt Euer Schwert ab!“ rief der Anführer von ihnen; „denn Ihr seid unser Gefangener.“

„Ich, Euer Gefangener in dem Hause meines Freundes?“ rief der wackere Kyburg, zog muthig das Schwert aus der Scheide, aber nicht um es abzugeben, sondern um sich gegen jede Gewaltthätigkeit zu vertheidigen. Er focht, wie ein Löwe. Aber was vermag Einer gegen so Viele? Er schrie aus voller Brust: Johannes! Wevelsburger! mein Freund! mein Bruder! komm' mir zu Hülfe! — man braucht Gewalt gegen deinen Freund; man will ihn in Fesseln, schmieden! Komm', Bruder! komm', und rette deinen Gottfried!“

So schrie der überwältigte Kyburg; aber vergebens. Es erschien kein Johannes, kein Wevelsburger zu seiner Rettung. Es erhob sich unter den Gegenwärtigen ein lautes Hohngelächter. Kyburg schwieg, und warf den Schändlichen einen verächtlichen Blick zu.

Es war ein dunkles unterirdisches Gewölbe, in dem der edle Kyburg auf einem eichenen Block saß, und seine Ketten an Händen und Füßen schüttelte, so daß das ganze Gewölbe schauerlich davon wiederhallte.

„Ach, Kyburg!“ rief er bei sich selber aus; „was ist doch so schnell und so unverhofft aus dir geworden? Du weilst in deines Freundes Haus, wo du so heimisch bist, wie auf deiner eigenen Burg, und — dennoch bist du ein Gefangener! Ich kann das Ding fast nicht begreifen, wie es so gekommen ist. Als ich am fröhlichsten war, da warf man Schlingen um mich, und schmiedete mich in Fesseln. Wem habe ich doch nur das mindeste Leid zugefügt? Nicht ein Wort, nicht eine Sylbe ist mir bekannt, womit ich Einen der Rit-

ter beleidiget hätte. Ebenso fällt mir auch keine Handlung bei, wodurch ich mich vergangen hätte. Das Ganze kommt mir fast wie ein Traum vor. Und doch ist es so — doch bin ich ein Gefangener! Man wird mich doch nicht unverhört verurtheilen? Aber, wo doch nur auch Johannes war, als man mich überfiel, gewaltsam entwaffnete und fesselte? Warum kam er mir denn nicht zu Hülfe? Er wird doch ums Himmelswillen mit jenen Schurken nicht einverstanden sein? Ach, welch ein schrecklicher Gedanke! — Nein, das kann nicht sein. Eines so schändlichen Verraths wäre mein Johannes nicht fähig."

Plötzlich knarrte die Gefängnißthüre; sie ging auf, und ein Knappe trat schweigend herein. Er stellte einen Becher mit köstlichem Weine auf den eichenen Tisch, eine brennende Lampe dazu, und entfernte sich eilends wieder. Kyburg trat zum Tische, und da er den Becher mit dem köstlichen Weine erblickte, rief er aus: „der kommt sicher von meinem Johannes!" Er trank auf sein Wohlsein. Eine Freudenthräne entfiel dabei seinem Auge, und vermengte sich mit dem perlenden Weine. „Pfui, alter Kyburg!" sprach er hierauf; „bald hättest du deinem lieben, treuen Freunde unrecht gethan! Der Argwohn ist doch eine böse Sache; er schont oft sogar des besten Freundes nicht. Nun aber steht seine Unschuld klar vor meinen Augen. Er, der liebe Johannes, schickt mir Wein, um mich zu laben, bis es ihm gelingt, mich aus dem Gefängnisse zu befreien. Ja, nicht mehr lange, und — mein Gefängniß öffnet sich und ich liege gelöst in den Armen meines Freundes. Er ist doch immer noch der gute Johannes! Wie

wird er entrüstet sein über die Frechheit der Bösewichte, die mich in seinem Hause mörderisch überfielen, und mich gefesselt in den Kerker warfen! Er wird nicht eher rasten, bis er mich in der Freiheit weiß. Das thut er, und müßte er auch zum Kaiser gehen. Ja, er thut's; denn ich kenne meinen Johannes — er hat mich immer treu geliebt."

So sprach der alte Kyburg bei sich, der recht eigentlich einer von jenen edlen Menschen war, die von Jedermann gerne und am liebsten das Gute denken und glauben, und die in jeder mißlichen Lage immer das Beste erwarten. In der zuversichtlichen Hoffnung auf baldige Erlösung, setzte sich der biedere Kyburg wieder auf den eichenen Block hin.

Zehntes Kapitel.

Die Mörderhöhle.

In einem unterirdischen und sparsam beleuchteten Gewölbe der alten Wevelsburg war um die Mitternachtsstunde die geheime Vehme versammelt. Vier Vehmfrohnen führten den alten Kyburg, noch immer in Fesseln, aus dem Gefängniße in jenes schauerliche Gewölbe. Als er beim Eintritt die schwarzen, vermummten Männer erblickte, die auf schwarzgepolsterten Stühlen saßen, blieb er am Eingange stehen und stutzte. Alsdann trat er mit festen Schritten vorwärts in die Versammlung der Schwarzen, und fragte unerschrocken: „wo bin ich?"

„Ky=

„Kyburg! Ihr steht vor dem heiligen Freistuhle von Westphalen, Anklage halber," war die Antwort eines Freischöffen.

Kyburg blickte ruhig und musternd auf die schwarzen Männer hin, und plötzlich, wie vom Blitze getroffen, bebte er einige Schritte zurück.

„Großer, allmächtiger Gott!" rief er mit Entsetzen aus; „sehe ich recht; ist es möglich? oder ist es nur ein Gauckelspiel? O, gebe der Himmel daß es eines sey! Wie! du, Bruder Johannes, an der Spitze meiner Feinde? du auf dem Freistuhl der geheimen Vehme? Nein, es ist nicht möglich, das kannst du nicht seyn! Lasse mich doch, du furchtbare Gestalt, die du dort sitzest auf dem Freistuhle des schauerlichen Blutgerichtes, deine Stimme hören; aber ich bitte dich, sage doch nein; ja ums Himmelswillen sage nein, du seyest mein Johannes nicht!" —

„Kyburg! ich kann leider deine Bitte nicht erfüllen!" erwiederte die furchtbare Gestalt; „ich muß ja sagen; denn ich bin Johannes von Wevelsburg, Freigraf und Stuhlherr der heiligen Vehme, und in diesem heiligen Amte bin ich weder dein Johannes, noch dein Freund, sondern Sachwalter der heiligen Gerechtigkeit." —

„Gütiger Himmel! großer, allmächtiger Gott," rief Kyburg mit Entsetzen aus; „er ist's! Es ist seine Stimme, und er hat es selbst gesagt, daß er es sey. Er hat mir sogar die Freundschaft aufgekündet. Also du, Johannes! du, mein Bruder! wirst mein Richter seyn?"

Da seufzte Kyburg, und eine Thräne entrann seinem Auge. „Johannes!" fuhr er nach einer Pause wieder fort; „so habe ich dich nie gedacht. Ja, wer es vor wenigen Minuten gewagt hätte, dich treulos, und dich mei-

nen Verräther zu nennen, dem hätte ich frei in's Angesicht gesagt; er sey ein schändlicher Lügner. Schon über vierzig Jahre nenne ich dich meinen Freund, und liebte dich, wie meinen Bruder. Ja, Gott der Allwissende ist Zeuge, wie innig und treu ich dich seither liebte. Denkst du nicht mehr an den Eid der Treue, den wir einander vor Gott, dem Allwissenden, schwuren? Ich habe ihn seither treu gehalten, und dich aus mancher Noth und Gefahr gerettet. Johannes! fürchte Gott, und bleibe treu deinem Eide. Sieh', hier steht dein Freund, dein Bruder gefesselt vor dir; er ist unschuldig, und du kannst ihn retten. Nun, lieber Freund! so tritt denn auf als Vertheidiger meiner Unschuld und als mein Retter!"

„Lieber Kyburg!" erwiederte der Freigraf mit bebender Stimme," du vergissest immer, wen du an diesem heiligen Orte vor dir hast. In diesem Augenblicke bin ich nicht mehr dein Johannes, sondern der Stuhlherr der heiligen Vehme; bin hier nicht dein Freund, sondern dein Richter, und ich muß auf diesem heiligen Stuhle jedes menschliche Verhältniß vergessen, und nur nach strenger Gerechtigkeit richten. Du kannst dir wohl meinen Schmerz denken, lieber Kyburg, den ich empfinde, wenn ich dir aus heiliger Pflicht etwa das Todesurtheil sprechen muß."

„Aber, Johannes!" fiel Kyburg ein; „unverhört wirst du doch deinen Gottfried nicht richten, sonst müßte ich an deiner Gerechtigkeit ebenso, wie an deiner Freundschaft verzweifeln. Sage mir: was habe ich denn verbrochen, das den Tod verdient?" —

„Es ist zwar, lieber Kyburg!" entgegnete der Stuhlherr, „gegen unsre Gewohnheit und gegenwärtigen Sta-

tuten, daß wir mit dem Angeklagten lange rechten. Wir hören die Anklage, nehmen dem Ankläger einen Eid ab, und sprechen das Urtheil. Beides ist nun geschehen, und so hätte ich nur noch das Urtheil zu sprechen. Aber weil du mein Freund bist, und ich dich gerne retten möchte, so will ich diesmal eine Ausnahme machen.“

„So höre denn, lieber Kyburg; wessen man dich beschuldigt. Du sollst zehn Ritterburgen und die Abtei Münchethal zerstört, das Kloster beraubt und den Abt Gervasius mit eigener Hand ermordet haben. Und nach den Gesetzen der heiligen Vehme verdienen solche Vergehen die Todesstrafe. Ach, wie gerne würde ich dich, armer Kyburg, retten wenn es möglich wäre! Aber es zeugt die ganze heilige Versammlung gegen dich, und ein heiliger abgelegter Eid macht alle Rettung unmöglich.“

„Die ganze heilige Versammlung lügt!“ rief Kyburg muthig aus; „sie lügt schändlich, da sie mir solche Vergehen andichtet. Du weißt es selbst Johannes, daß diese Beschuldigung eine abscheuliche Lüge ist.“

Hierauf entstand ein Gemurmel und eine allgemeine Unzufriedenheit. „Er lästert die heilige Vehme,“ riefen einige Stimmen; „er hat zehnfach den Tod verdient!“ schrien Andere.

„Der Stuhlherr hat mich zur Selbvertheidigung aufgefodert,“ erwiederte mit gelassener Stimme der Kyburg; „nun so höret an meine kurze Vertheidigung!

„Man beschuldigt mich: ich hätte zehn Ritterburgen geplündert und zerstört. Ich fodere den Ankläger auf, mir nur eine einzige von den zehn Burgen zu nennen.“ Kyburg hielt inne, und wartete eine gute Weile auf die Erwiederung. Da aber Alles stille blieb, so fuhr er in

der Rede fort. „Ihr schweigt? Ihr verstummet? Warum sprechet Ihr nicht, und warum bekräftiget Ihr mir meine Vergehen nicht in's Angesicht? Fürchtet Ihr denn einen schwachen Sterblichen mehr, als den allmächtigen Gott, vor dessen Angesicht Ihr gelogen und einen falschen Eid abgelegt habt?"

„Schweigt, Unverschämter! schweigt, Gotteslästerer!" riefen furchtbar mehrere Stimmen in der heiligen Versammlung.

„Verzeiht, heilige Richter!" fuhr Kyburg unerschrocken fort; „wann ich mit meiner Vertheidigung fertig bin, dann will ich schweigen. Ich habe mich noch über einen wichtigen Punkt zu rechtfertigen. Ihr beschuldiget mich ferner: ich hätte die Abtei Münchethal zerstört, und den Abt Gervasius mit eigener Hand gemordet. Derjenige unter Euch trete hervor, der mich dieser Beschuldigung überweisen kann. Er soll seine Anklage noch Einmal in meiner Gegenwart wiederholen." Kyburg hielt abermals inne.

„Wie! Ihr verstummt abermals? Wagt Keiner unter Euch, mir ein Verbrechen in's Angesicht vorzuhalten? Ihr habt doch geschworen? Ihr werdet Euch nun vor Kyburg, der entwaffnet und gefesselt vor Euch steht, nicht fürchten, eine Beschuldigung wiederholt zu bestätigen, die Ihr vor der heiligen Vehme und dem heiligen Angesichte Gottes mit einem furchtbaren Eide bekräftiget habt. Es schweigen Alle? Glaubt Ihr etwa, daß Ihr mir keine Antwort schuldig seid? Wenn Ihr das glaubet; wozu dann diese Formen? warum sitzet Ihr zu Gerichte? Wo in der Welt hat ein Gericht das Recht, ohne Verhör zu verurtheilen? Doch Ihr

habt mich verhört; Ihr habt mich auch unschuldig gefunden? nicht des mindesten Vergehens habt Ihr mich überwiesen. Nun denn, Ihr Richter der heiligen Vehme! so zögert nicht, mir die Fesseln abzunehmen und mich in Freiheit zu setzen. Du, Johannes! du mein Freund! sey der Erste, der mir die Freiheit ankündiget. Befiehl diesen Frohnen da, mir die Fesseln abzunehmen, damit ich frei in deine Arme fliegen, und dich als meinen Bruder an meine Brust drücken kann. Warum zögerst du? es hat mich ja keiner aus der ganzen Versammlung weder eines Vergehens beschuldiget, noch dessen überwiesen. Siehst du nicht, wie alle verstummen, wie auch nicht Einer es wagt, die Lüge mir noch Einmal in's Angesicht zu wiederholen? Nun so sprich, als Richter auf dem Freistuhle des westphälischen Blutgerichts, deinen schuldlosen Bruder frei!"

„Wie Johannes! du zögerst noch? Du willst deinen Gottfried, deinen Bruder unschuldig verurtheilen? Du willst an dem Frevel meiner Feinde Theil nehmen, willst, wie sie, deine Hände mit unschuldigem Blute beflecken? Du willst an deinem Bruder ein Mörder werden, und so den Freisitz der heiligen Vehme zu einer Mörderhöhle machen?"

Da hielten die Vehmrichter mit beiden Händen die Ohren zu, und riefen mit furchtbarer Stimme: „Stuhlherr! Stuhlherr! wir beschwören Euch im Namen Gottes und im Namen der heiligen Vehme; sprechet dem Gotteslästerer das Urtheil!"

Da sprach denn der Stuhlherr mit zitternder und gebrochener Stimme seinem unschuldigen Freunde das Urtheil. Kyburg hörte es mit niedergeschlagenen Augen

an. Es herrschte eine Minute ein tiefes Schweigen. Endlich erhob Kyburg seine Augen, worin eine Thräne stand, und öffnete seinen Mund zum Sprechen.

„Schweigen wäre hier vielleicht besser, als Reden. Der göttliche Heiland schwieg auch, als man ihn unschuldig zum Tode verurtheilte. Leider aber fehlt mir des Heilandes Geduld und Seelenstärke. Denn ich darf nicht daran denken, aus wessen Munde so eben mein Todesurtheil kam, ohne daß mir dabei die Haare zu Berge stehn, und das Blut in den Adern stockt. Ich fürchte zwar den Tod nicht; ich habe ihm schon mehr als Hundertmal, wovon Ihr Alle selbst Zeugen seid, furchtlos in's Antlitz geschaut. Aber vor dem schrecklichen Gedanken schaudert es mich, daß Johannes, den ich wie mein eigenes Ich liebte, mein Verräther und mein Mörder geworden ist. O, Johannes! daß dein Gottfried einst hier und so hier stehen würde, daran hat damals dein Herz nicht gedacht, als ich dir mit eigener Gefahr das Leben gerettet, als du an meiner Brust Dankesthränen geweint, und als du mich deinen Lebensretter nanntest! Sieh', Johannes, dein Gottfried stirbt — aber er zürnet dir nicht! Nein, mein unschuldiges Blut komme nicht über dich! das vergebe dir der liebe Gott, wenn du einmal vor seinem Richterstuhle erscheinen wirst. O, ich weiß wohl, daß du nie ein so schreckliches Verbrechen begangen hättest, wann du nicht durch Macht und Ehre verblendet worden wärest! Aber, unglücklicher Johannes! um unsrer alten Freundschaft willen wirst du mir doch noch drei Bitten gewähren, ehe ich sterbe? Nämlich, Erstens: daß man meiner armen Gattin und meines einzigen Sohnes schone. Zweitens: daß man

meinem alten Diener Benno die Freiheit schenke, und ihm erlaube, mich vor meinem Tode noch allein zu sprechen. Drittens: daß man mir einen Priester sende, der mich zum Tode vorbereiten wird."

Alle drei Bitten wurden ihm gewährt, und die Vehmfrohnen erhielten den Befehl, ihn wieder in den Kerker zurückzuführen, und binnen einer Stunde zu enthaupten. Unter der Thüre blickte Kyburg noch Einmal mit einem thränenvollen Auge auf den erschütterten Stuhlherrn hin, und rief mit wehmuthsvoller Stimme: „Johannes, leb' wohl! aber du hast schlecht an mir gehandelt! Doch, das verzeihe dir der liebe Gott. Sieh', in Zeit einer Stunde bin ich bei deiner Kunigunde! O, sie wird's dir auch verzeihen! Gebe der liebe Gott, daß wir dich jenseits einstens wiedersehen!"

Nachdem Kyburg von einem Priester zum Tode vorbereitet worden, und er aus dessen Hand das Brod des ewigen Lebens empfangen hatte, kam sein alter treuer Diener, der gute Benno, zu ihm in den Kerker. Dessen Angesicht war blaß, und dessen Knie zitterten, als er sprachlos in den Kerker stürzte, und seinem Herrn zu den Füßen niederfiel. Er umfasste dessen Knie, und benetzte sie mit einem Strom von Thränen.

„Ach, daß Gott erbarm!" rief der alte Benno nach einigem Schweigen. „Lieber gnädiger Herr! was Schreckliches mußte ich hören! Es wird doch um Gotteswillen nicht wahr sein! Ich habe gehört: Ihr müßtet sterben. Saget doch, lieber Herr! es sei eine Lüge. Denn dies kann ja im Hause Eures Freundes nicht möglich sein."

„Steh' auf, lieber Benno!" erwiederte ruhig der

Herr. „Fasse dich, und schicke dich darein. Ja, guter Benno! du hast recht. Ich war vor einer Stunde selbst auch noch deiner Meinung; auch ich glaubte, daß mir unmöglich im Hause meines Freundes so etwas geschehen könnte. Aber ach; auf Menschen kann und darf man nicht bauen. Mein Freund ist in seinem eigenen Hause nicht mehr Meister. Seitdem ich das Letztemal hier war haben sich Unholde hier eingenistet. Diese Menschen ohne Gott, ohne Religion und Gewissen sind meine Todfeinde. Sie haben nicht eher geruht, bis sie mich in ihrer Gewalt hatten. Es ist diesen Bösewichtern gelungen, meinen Freund durch Verblendung für sich zu gewinnen, und ihn zu meinem Verräther zu machen. Lieber, guter Benno! tröste dich, und weine nicht so sehr, wenn ich in einer Stunde dir in's bessere Leben vorangehe."

„Ach großer Gott!" rief schmerzlich der alte Diener aus; „also ist es doch wahr, daß Ihr sterben müsset? Was soll nun aus mir werden, wann Ihr todt seid? Ach, lieber Herr! bester Herr! laßt mich auch mit Euch sterben!"

„Das kann nicht seyn lieber Benno!" versetzte Kyburg gerührten Herzens. „Nein, du darfst noch nicht sterben; ich habe für dich die Freiheit erbeten. Du mußt heimreisen auf meine Burg, und dort die Nachricht von meinem Tode überbringen."

„Werde ich alter, tiefgebeugter Mann dies wohl können?" fragte Benno schluchzend. „Ich, bester Herr! soll von Euch scheiden — ich! soll allein heimziehen — ich! soll Euch nicht mehr begleiten, nicht mehr bedienen? Ach, Herr! das kann ich ja nicht. Ich habe

mich seit so vielen Jahren so ganz in Euch hineingelebt, und — jetzt soll ich von Euch scheiden — Euch in dieser Welt nicht mehr sehen? Ach, Herr! das überlebe ich nicht." Hier brach der gute, treue Diener in lautes Weinen aus.

„Guter, treuer Benno!" sprach Kyburg tiefgerührt; „beruhige dich und weine nicht mehr! Sieh' nur was du gethan hast! du hast mir eine Thräne entlockt. Dies ist die erste Thräne, die du seit dreisig Jahren in meinem Auge erblickest. Aber deine Treue, deine Liebe, guter Benno! hat mich tief in der Seele gerührt. Der liebe Gott wolle sie dir vergelten! Sei aber so gut, lieber Benno! und weine nicht mehr; sonst machest du mir das Herz noch weicher und den Abschied schwerer."

„Verzeiht, lieber Herr!" versetzte Benno; „ich will's nun nicht mehr thun. Ich will nicht mehr weinen — will ruhig sein; ich will nicht murren gegen den Himmel und seine göttlichen Fügungen, sondern will Euch ja gerne noch gehorchen, so lange Ihr mir befehlet. Aber Euch, guter Herr sterben sehen, und zwar noch in dieser Stunde, und Euch dann auf immer verlassen zu müssen, ist doch hart und schwer für einen Mann, der in Euerm Dienste grau geworden ist. Wären wir doch lieber von Aachen sogleich wieder heimgeritten, und hätten wir nur in dieser Mörderhöhle keinen Besuch gemacht! Ach! ist das jetzt Euer so hochgerühmter Freund, für den Ihr mehrmals das Leben gewagt, und von dem Ihr bei jeder Gelegenheit schon so viel Rühmliches erzählet habt? Ist das Euer Freund, der das Recht der Gastfreundschaft so schändlich verletzt, Euch sogar verrathen und dann dem Blutgerichte überliefert hat? Behandelt man so seine Freunde? ist

das auch menschlich? O, Herr! der Wevelsburger hat schändlich an Euch gehandelt — er hat einen Judas an Euch gemacht! Er hat wahrlich Eure Freundschaft, Eure treue Liebe nie verdient."

„Lasse das, lieber Benno!" versetzte Kyburg sanft; Johannes war nicht immer so. O, er war einst ein treuer Freund, ein edler Mensch! Bösewichte haben ihn verführt. Aber ich habe ihm schon Alles verziehen, und Gott, der Allbarmherzige wird ihm auch verzeihen. Höre nun, lieber Benno! ich habe dir noch wichtige Dinge aufzutragen, und meine Zeit ist bald verflossen.

Wann ich gestorben bin, so kehrest du heim auf meine Burg, und wann mein liebes Weib dich begrüßt und fragt: „wo hast du deinen Herrn gelassen?" — so antworte ihr: „der Kyburg ist wohl aufgehoben, und seine Seele ist in Gottes Hand." Sage auch meiner lieben Gertrud: „der Kyburg sey unschuldig, aber wie ein Mann gestorben, und habe sterbend noch ihren und seines Sohnes Namen genannt. Beide, mein Weib und Kind, werden sehr um mich weinen; aber du, lieber Benno! wirst sie trösten."

„Ach, was wird das für ein Jammer sein, wenn ich heimkomme ohne meinen Herrn!" rief der gute Benno aus.

„Der liebe Gott wird sie stärken," versetzte Kyburg, „daß sie diesen Schlag mit Muth und Geduld ertragen. Meinem Kuno schärfe ganz besonders ein und sage ihm: er soll ein Mann, der Trost und die Stütze seiner alten Mutter seyn. Der Segen seines Vaters werde stets auf ihm ruhen, wenn er tugendhaft und bieder bleibe, und — des Vaters Segen baue den Kindern Häuser. Sage ihm auch: es sey seines Vaters letzter Wille, daß er an

seinen Mördern keine Rache nehmen soll; er soll vielmehr an den göttlichen Spruch sich halten, der da lautet: „Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr!“ Er soll sein Herz besiegen, wenn es nach Rache begehrt, und soll seinen Feinden verzeihen, wie ihnen auch sein Vater schon verziehen habe. Dabei soll er sich vorzüglich an das göttliche Beispiel des sterbenden Heilandes erinnern, der auch am Kreuze noch seinen Mördern verzieh. In dem Siege über sein eigenes Herz werde dann für ihn eine größere Freude liegen, als in der Rache, die nicht christlich ist. Ferner erlaube ich dir, lieber Benno! meinem Sohne, aber sonst keinem andern Menschenkinde, das Geheimniß vom Burggeiste mitzutheilen, das, außer mir, bisher Niemanden, als dir und Rupert bekannt gewesen ist. Nimm meinem Sohne im Namen seines Vaters einen heiligen Eid ab, damit er das Geheimniß heilig in seinem Busen bewahre, den verborgenen Freund eben so ehre und achte, wie seinen Vater, und bereit sey, dessen Sicherheit und Leben mit Gut und Blut zu schützen. Sage ihm dann: er werde vom Burgvogte, dem ich auch schon Aufträge hierüber gegeben habe, alles Nähere, sammt einem schriftlichen Willen von mir, erfahren. Willst du dies Alles treu erfüllen, lieber Benno?“

„Alles, lieber Herr! Alles, was Ihr mir auftraget, will ich treu erfüllen,“ erwiederte Benno. „Aber, guter, lieber Herr! gebt mir auch noch den Segen, ehe Ihr sterbet!“ Da knieete der alte Diener schluchzend vor Kyburg nieder, faltete fromm seine Hände und senkte sein Haupt.

„Es segne dich der dreieinige Gott; es

geleite dich Zufriedenheit durch's Leben; ein gutes Gewissen tröste dich in der letzten Noth, und bereite dir einen süßen Schlummer in der engen Todtengruft! Christi Blut wasche dich sündenrein, und verleihe dir eine fröhliche Urständ — Auferstehung —!"

Während der ehrwürdige Kyburg diesen Segen sprach, strahlte sein Antlitz, wie das eines Verklärten. Und der fromme Benno sprach ehrerbietig sein Amen.

Hierauf öffnete sich der Kerker, und zwei Vehmfrohnen traten herein, um den edlen Kyburg zum Tode zu führen. Einer der Frohnen öffnete mit einem rostigen Schlüssel ein Pförtlein, und der Andere ging mit einer düstern Lampe voran. Sie winkten dem Kyburg, und dieser folgte ihm muthig und mit festen Tritten nach, als ginge es nur in sein Schlafgemach. Man stieg eine schmale Wendeltreppe hinab. Sieben und zwanzig Stufen stiegen sie hinunter. Schauerlich dröhnte jeder Fußtritt im Gewölbe; bleich, wie ein Geist, schwankte ihnen schaudernd der alte Benno nach. Ein rostiges Schloß kreischte, und — eine Eisenpforte öffnete sich knarrend. Man trat in ein Kämmerlein, schmal, eng und dunkel. Da stand ein Vermummter neben einem Block und in seiner Hand lag ein weißes Tüchlein ausgebreitet. Er bot's stillschweigend dem Verfehmten, um ihm die Augen zu verbinden.

„Nicht doch!" sprach Kyburg ruhig; „ich habe den Tod schon gar oft gesehen — mir graut es nicht vor ihm."

Nun gab er seinem treuen Benno den letzten Ab=

schiedskuß, und noch herzliche Grüße an sein Weib und Kind. Alsdann knieete er nieder und betete aus Inbrunst des Herzens ein Vater unser. Benno betete mit. Nach dem Gebete wendete er sich an Einen der Frohnen und sprach: „Sage dem Freigrafen Johannes von Wevelsburg: „sein Freund zürne ihm nicht, sondern er sei mit unverbrüchlicher Liebe zu ihm hinüber in's bessere Leben gegangen."

Kyburg sprach's, legte sein graues, ehrwürdiges Haupt auf den Blutblock hin, und — ein Beil fiel durch seinen Hals.

„Ach gütiger Himmel! großer, allmächtiger Gott! der Edle hat's schon überstanden! der Himmel nehme seine Seele in Gnaden auf!" So rief schaudernd der treue Benno. Er nahm das blutige Haupt in die Hände, küßte es mit Ehrfurcht, und benetzte das erbleichte Antlitz mit einem Strom von Thränen. Hierauf schnitt er eine Locke vom Haupte, und verließ noch zur selben Stunde schluchzend die schreckliche Wevelsburg.

Eilftes Kapitel.

Die Gewissensbisse.

Nachdem Gottfried von Kyburg zum Tode verurtheilt und von den Vehmfrohnen abgeführt worden war, wurde sogleich die Sitzung der geheimen Vehme aufgehoben. Triumphirend erhoben sich die Freischöffen von den Gerichtsstühlen, gerade als hätten sie in dieser Nacht den herrlichsten Sieg auf Erden erfochten.

„So wäre denn einmal," ging es von Mund zu

Mund, „der mächtige Kyburg, der gefährlichste Feind unsrer heiligen Vehme, gedehmüthigt und besiegt!“

Unter lautem Jubel kehrten Kyburgs Mörder in denselben Saal zurück, wo vor Kurzem noch lustig gezecht worden war. Wäre nur ein einziger Ritter von Ehre unter ihnen gewesen, so hätte er aufrichtig gestehen müssen, daß ihnen der Sieg über den wehrlosen Kyburg zur größten Schmach gereiche. Man setzte sich wieder zur Tafel nieder, schenkte die Becher voll vom besten Weine, den der Freigraf von Wevelsburg in seinem Keller hatte, und brachte der heiligen Vehme und deren Stuhlherrn ein schallendes Lebehoch. Die Freude unter den gewissenlosen Gästen ward bald wieder so bunt und lebhaft, als wäre sie nie unterbrochen gewesen. Ja immer lauter wurde die Freude, immer größer die Lustbarkeit. Der große Rittersaal ertönte von lautem Jubel und Becherklang. Und um dieselbe Stunde floß Kyburgs Blut unten in der Marterkammer.

Wie ein Missethäter, der bald vor seinem Richter erscheinen, und aus seinem Munde sein Todesurtheil vernehmen muß, saß Johannes von Wevelsburg mitten unter den lustigen Zechern. Er wollte sich anfänglich Gewalt anthun, wollte auch, wie die Uebrigen, fröhlich seyn; aber es wollte ihm nicht gelingen. Denn Kyburg's letzte Worte: „Johannes! du hast schlecht an mir gehandelt!“ ertönten unaufhörlich in seinen Ohren. Es war ihm, als sehe er seinen Freund, wie er sein Haupt unter das Beil hinlegt, und als höre er noch die letzten Worte aus dessen Munde; wie er sterbend noch ausruft: „Johannes! ich verzeihe dir.“ Selbst der rothe Wein in den Bechern kam ihm, wie rauchendes Blut vor. Und

in seiner Brust war es nicht anders, als wühle darin eine giftige Schlange, die ihm mit ihren Bissen das Herz zernage, und das Blut in den Adern vergiftete. Es war das erwachte Gewissen.

Als Johannes so ganz stumm und theilnahmslos unter den lustigen Zechern saß, fing man an ihn zu foppen. Die schlimmsten von Allen waren Graf Hennigs von Waldegg und Graf Hugo von Blumenau.

Erster Ritter. Potz Blitz und Hagel, Johannes! zu was das Kopfhängen? Es steht dir auch gar nicht wohl an. Leer' den Becher fleißig! ja trink Wein! und du wirst lustig werden.

Zweiter Ritter. Ja, meiner Treu! unser Stuhlherr sieht gerade aus, als müßte er statt des Kyburgs sterben.

Dritter Ritter. Laßt ihn! er betet die sieben Bußpsalmen — ha ha ha.

Vierter Ritter. Das wird wenig fruchten. Es wäre gescheidter, lieber Johannes! du würdest die Grillen aus dem Kopfe schlagen, und lustig seyn wie wir. Wir haben doch, meiner Treu! diese Nacht Ursache lustig zu seyn. Ist nicht unser mächtigster Feind bereits aus dem Wege geräumt? Drum seyd lustig, lieber Bruder! stoßet an, und trinket wacker aus!

Fünfter Ritter. Holla, Johannes! lustig, lustig! Wohin denn so eilig? du wirst doch unsre fröhliche Gesellschaft nicht fliehen?

Sechster Ritter. Ey, laßt ihn gehen! Er wird vermuthlich den Burgpfaffen aufsuchen, um ihm zu beichten — ha ha ha.

Siebenter Ritter. Beim Ritter Georg! du hast recht, Bruder! ja das wird er — ha ha ha.

Achter Ritter. Daß es mit seinem Gewissen nicht richtig ist, das merkt man ihm an. Der Kyburg hat ihm aber auch tief in's Herz gegriffen. Wie er doch so furchtlos und muthig in der Versammlung stand, und wie er uns alle tief beschämt hat! So spricht wahrhaftig nur ein Kyburg!

Neunter Ritter. Ja ich muß gestehen: so sehr ich den Kyburg hasse, so habe ich ihn diese Nacht doch bewundern müssen. Es gibt doch in der ganzen Ritterschaft nur Einen Kyburg.

Zehnter Ritter. Nur schade, daß wir ihn nicht für die Sache der heiligen Vehme gewinnen konnten. Der Kyburg wäre eine kräftige Stütze für die Vehme geworden.

Eilfter Ritter. Aber seine strengen Grundsätze hätte er vorerst ablegen müssen. Er wäre zu gewissenhaft für uns gewesen.

Zwölfter Ritter. Vielleicht hätten wir ihn auch noch herumgebracht, wie den Freigrafen Johannes.

Viele einstimmig. Den Kyburg nie. Denn einen so eigensinnigen Mann gibts keinen mehr.

Hierauf wurden die Becher frisch gefüllt und wacker ausgetrunken. So zechten die lustigen Gäste, ohne den Gastgeber, wohl noch eine gute halbe Stunde, bis ein Frohne zur Thüre hereintrat, und laut Kyburgs Tod verkündete.

„Eine glückliche Fahrt in die Ewigkeit!“ rief der gottlose Hennigs von Waldegg, und erhob einen vollen

Be-

Becher. „Stoßet an, Brüder! auf Kyburgs Wohlsein; denn drüben ist er uns nicht mehr schädlich. Es wird zwar manche Thräne um ihn fließen! besonders der Kaiser wird ihn sehr bedauren. Kyburg war auch wirklich ein wackerer Ritter: ja er war die Blume der deutschen Ritterschaft. Aber gerade deßhalb hat er sterben müssen. Wäre er uns ein gleichgiltiger Ritter gewesen, wie es Tausende gibt, so hätten wir ihm kein Haar gekrümmt. Uebrigens waschen wir die Hände, wie Pilatus, und sprechen zum Wevelsburger, wie die Hohenpriester zum Iskariot: „siehe du zu!" Ja, Er hat ihn verrathen. Er hat ihn zum Tode verurtheilt." So, wie dieser Bösewicht, dachten und sprachen auch die Uebrigen. Es war eine Versammlung von lauter verworfenen Menschen. Und da der Wevelsburger immer noch nicht erschien, ließen die Meuchelmörder ihre Pferde satteln, und sprengten, ohne beim Gastgeber Abschied zu nehmen, mit einer neuen Schandthat befleckt, zum Burgthore hinaus.

Es war eine helle, aber sehr kalte Nacht; furchtbar heulte der Nordwind in den langen Bogengängen der alten Wevelsburg. Und da, wo vor Kurzem noch die laute Freude geherrscht, war jetzt eine Todtenstille. Sie wurde durch Nichts unterbrochen, als durch das Dröhnen der Fußtritte bald in den Gängen, bald in diesem, bald in jenem Gemache. Es waren die Tritte des Johannes von Wevelsburg, der unstät von Gang zu Gang, und von Gemach zu Gemach rannte; überall Ruhe suchte, aber sie nicht fand. Wie ehedem Kain, der Brudermörder, von den Gewissensbissen gequält, unstät in dichten Wäldern umherirrte, so irrte Johannes in der schrecklichsten Gewissensangst in der weiten, alten Burg umher.

Immer stärker heulten die Winde, immer heftiger brausete der Sturm; aber doch noch heftiger stürmte es in des Johannes Brust.

Keines der Dienstleute ließ sich blicken; Jedermann ging dem stürmischen Burgherrn vorsichtig aus dem Wege. Denn was ihm zufällig unter die Hände, oder Füße kam, stieß er um, oder zertrümmerte es. Was aber Füße hatte und laufen konnte, machte sich wohlweislich aus dem Staube.

Endlich hatte Johannes seine Zuflucht auf sein Schlafgemach genommen; aber auch in dies stille Kämmerlein war ihm das furchtbare Gewissen nachgefolgt. Er begab sich an's Fenster und kühlte an den gefror'nen Scheiben seine glühend heiße Stirne ab. So kalt es auch war, so fand er's überall zu warm. Er riß den einen Flügel auf, um sich von kühlen Lüften anwehen zu lassen. Er stierte mit beiden Augen von der hohen Burg in die weite Ebene hinab, ohne nur das herrliche Schauspiel an dem blauen Himmelsgezelte zu bemerken. Weder das Flimmern von Millionen Sternen, noch den Silberglanz des freundlichen Mondes hatte er nur eines einzigen Blickes gewürdigt. Der ganze Sternenhimmel mit all' seiner Pracht, der sonst jedes fromme Herz himmelwärts zieht, war für Johannes, wie eine Sandwüste. Wohin sein Auge nur blickte, stand Kyburgs blutige Gestalt vor ihm. Und jeder Gegenstand schien ihm die furchtbaren Worte zuzurufen: „Johannes! du hast schlecht an mir gehandelt." —

„O, Gottfried! Gottfried! höre auf mich zu verfolgen!" rief Johannes in seiner schrecklichen Gewissensangst aus, und eilte unruhig und schnell im Gemache

auf und ab. „Aber konnte ich denn als Stuhlherr der heiligen Vehme anders handeln? War ich nicht gezwungen meine harte Pflicht zu erfüllen? Ja, nicht ich; meine fatalen Verhältnisse sind schuld an Gottfrieds Tod.“

„Johannes! du hast schlecht an mir gehandelt!“ rief ihm eine geheime, furchtbare Stimme zu. Es war umsonst, daß er sein Verbrechen zu beschönigen und sein erwach es Gewissen zu beschwichtigen suchte. Eine geheime Macht ergriff ihn, und eine Todesangst fuhr ihm durch die Glieder. Ermattet sank er in den Lehnsessel nieder, und war einige Minuten, wie besinnungslos. In seiner Brust wurde es etwas ruhiger, und sein erhitzes Blut strömte nicht mehr so schnell durch die Adern. Er öffnete die Augen, und seine Blicke fielen unwillkürlich auf ein Oelgemälde, das ihm gegenüber an der Wand hing und vom Mondenscheine hell beleuchtet wurde. Dies Gemälde war das Werk einer Meisterhand — es war die gelungene Abbildung jener rührenden Scene, als Gottfried seinem Freunde Johannes in einer blutigen Fehde das Leben rettete. Gottfried sitzt auf einem Steine, und Johannes vor ihm auf der Erde, das Haupt auf Gottfrieds Schoos gestützt. Gottfried verbindet seinem Freunde eine leichte Kopfwunde, und Beider Augen sind mit Freudenthränen gefüllt.

Auf dieser Abbildung hafteten starr des Johannes Blicke. Sein Herz wurde weicher und seine Augen füllten sich mit Thränen. Edlere Gefühle tauchten in seiner Seele auf, und er war in seinen Gedanken auf einige Zeit auf das Schlachtfeld versetzt. Er glaubte Gottfrieds sanfte Stimme zu hören, womit dieser ihn damals tröstete: „beruhige dich, mein lieber Johannes!

deine Wunde ist nicht gefährlich, du bist gerettet, und — nun wieder mein." —

„O, mein Gottfried! mein Bruder! mein Lebensretter!" rief Johannes, wie in Entzückung aus, und breitete beide Arme aus, um seinen Freund zu umfassen. Aber er drückte krampfhaft beide Arme an seine eigene Brust. Allmählich kehrte sein Geist aus der Vergangenheit wieder in die Gegenwart zurück. Es war ihm, als erwache er aus einem süßen Traume. Unaufhaltsam flossen ihm die Thränen stromweise über die Wangen hinab.

„Ja, so saß er dort, der Edle; so saß ich zu seinen Füßen; so stützte ich mein Haupt auf seinen Schooß; und so verband er mir die Wunde. Ach! der edelmüthige Freund hatte sich damals mitten unter die Feinde gestürzt, sein eigenes Leben nicht achtend, um mir das meinige zu retten! Und wie er auf die Kniee sank, die Hände gen Himmel hob, und Gott für das Gelingen dankte! Wie er mich endlich unter Freudenthränen in seine Arme schloß, und ausrief: „Gottlob! nun hab' ich meinen Johannes wieder!" Ach, wie war ich damals noch ein ganz anderer Mensch! Ich liebte damals meinen Gottfried noch so innig und treu, und ich konnte noch so herzlich beten. Und jetzt — ach! jetzt kann ich nur mit Schrecken an ihn denken! Und beten kann ich schon längst nicht mehr. Großer Gott! was ist seither aus mir goworden? Ich konnte ein Verräther — ein Mörder an meinem edlen Gottfried werden. Wie tief bin ich doch gesunken! Ach! so tief hätte ich nicht sinken sollen. Gottfried kam gestern in mein Haus; er war noch der alte warme Freund, und ich

trug den Teufel in meinem Herzen; er hatte sich mir so arglos anvertraut, und ich habe sein Vertrauen so schändlich mißbraucht — habe ihn an seine Feinde verrathen. Pfui, Johannes! das war abscheulich von dir; du hast schlecht an deinem Gottfried gehandelt!" Da flossen noch häufiger seine Thränen — es waren seit vielen Jahren die ersten Thränen der Reue.

„Aber was nützen meine Thränen? was nützet meine Reue, wann ich Gottfried sterben lasse? Nein, so wahr Gott im Himmel lebt! in meinem Hause und durch meinen Verrath soll er nicht sterben! ich muß, ich will ihn retten!" —

„Allein, wie soll und kann ich ihn retten? Ich habe als Stuhlherr der geheimen Vehme ihm selbst das Todesurtheil gesprochen — wie kann ich dieses wieder zurücknehmen? Was werden die Freischöffen dazu sagen? Werden sie nicht meiner spotten, und mich meiner Würde entsetzen? Ja, das werden sie." In diesen Gedanken lief er hastig das Gemach auf und ab. Bald war er weich, bald voll Wuth; bald betete und bald fluchte er. Sein Inneres war ganz in Aufruhr. Er kämpfte lange mit sich selbst; doch endlich kam er zu einem Entschlusse. Er folgte der guten Eingebung eines unsichtbaren Schutzgeistes.

„Es sey denn! ich will, ich muß meinen Gottfried retten!" rief er aus und betrachtete noch Einmal das rührende Gemälde. „Dank dir, Schutzgeist der Freundschaft, der du mich zum Letztenmale warnest, damit ich nicht ein Ungeheuer, ein Scheusal der Menschheit werde! Ich will deiner Eingebung folgen; denn ich weiß, daß sie gut ist. Mag dann aus mir werden,

was will! ich habe doch dann meine Hände nicht befleckt mit dem unschuldigen Blute meines Freundes. Gottfried muß frei werden, und sollte ich Gut und Blut daran wagen müssen!"

Mit diesem edlen Entschlusse verließ er eilig das Schlafgemach. Aber unter der Thüre begegnete ihm ein Vehmfrohne. Diesen fuhr er barsch mit der Frage an: „wohin Bastian? Komm und führe mich in den Kerker, zum Kyburg! ich will ihm seine Freiheit ankünden. Wie! warum zauderst du?"

„Ach, Herr! gestrenger Herr!" stotterte Bastian zitternd; „es ist zu spät." —

„Was zu spät!" schrie Johannes zornig. „Du führst mich zum Kyburg, sage ich!"

„Gestrenger Herr, verzeiht!" entgegnete Bastian; „warum fiel Euch doch dieser edle Gedanke nicht eher ein? Ach nun ist es zu spät; der arme Kyburg hat's überstanden!"

„Du lügst Elender!" donnerte Johannes seinen Diener an; „du lügst, sage ich! Gottfried ist noch nicht todt; ja er darf nicht todt seyn — er muß noch leben; denn ich will ihn retten. Nur geschwind, Bastian! zeige mir seinen Kerker!" —

In diesem Augenblicke kam ein zweiter Frohne hinzu, und sprach mit tiefer Verbeugung: „Gestrenger Herr! Euer unterthänigster Diener hat nun Euern hohen Befehl vollzogen; aber diesmal mit schwerem Herzen. Der gute Kyburg läßt Euch noch seine Verzeihung melden, und er ist mit unverbrüchlicher Liebe zu Euch gestorben. Er war halt doch ein wackerer Ritter."

Während der Frohne dies sprach, stand Johannes,

wie versteinert, vor seinen Dienern; seine Lippen zuckten krampfhaft, seine Augen sprüheten Feuer, und das Blut kochte in seinen Adern.

„Hölle und Teufel!“ schrie er aus schäumendem Munde; „wehe Euch, Ihr Bösewichte! die Ihr mich zum Mörder meines Gottfrieds gemacht habt.“ Da zog er das Schwert, und schwang es mit seiner kräftigen Rechten in die Luft, daß es gar fürchterlich den Dienern um die Ohren pfiff. Beide Diener fielen vor Schrecken auf die Kniee, und baten mit aufgehobenen Händen um Gnade; denn sie wußten nicht, in welchem Augenblicke ihnen der Kopf vom Rumpfe fliegen würde.

„Wehe Euch!“ schrie er nochmals mit der Stimme eines Rasenden; „rothfärben will ich mein Schwert in Eurem Blute; meine Augen will ich weiden an den zuckenden Gliedern Eurer Leichname!“

Mit dieser schrecklichen Drohung stürzte er die Wendeltreppe hinab und in den Speisesaal, wo er vor einer Stunde die zechenden Ritter gelassen. Er stampfte, wie ein Rasender, mit den Füßen den Boden, und stieß schreckliche Flüche und Verwünschungen aus, als er den Saal und die Tafel menschenleer fand. Er stürmte, immer noch das entblößte Schlachtschwert mit der Rechten in den Lüften schwingend, in den Burghof hinunter, und schrie aus vollem Halse: „Martin! Lorenz! schnell ein gesatteltes Pferd her! Schnell, schnell, sage ich; oder ich zerspalte Euch den Schedel!“

Martin und Lorenz eilten zitternd in den Marstall, und sattelten, so schnell als möglich, das nächstbeste Pferd. Aber keiner von ihnen wollte es dem tobenden Herrn vorführen; denn sie hatten vor dem entblößten

Schwerte einen gar gewaltigen Respekt. Da aber der Herr ganz rasend tobte, so mußte es doch Einer von ihnen thun. Lorenz, der noch am meisten Herz hatte, führte das gesattelte Pferd vor. Aber diesmal verlor er doch das Herz, als ihm das Schwert seines Herrn mehrmals um die Ohren pfiff. Er hatte seine Augen immer nur auf dem Schwerte, und bei jedem Schwunge desselben wich er bald mit dem Kopfe, bald mit dem ganzen Leibe aus. Der Todesschweiß stand ihm auf der Stirne.

„Gottlob!" rief er mit einem tiefen Seufzer aus, als der Graf im Gallopp aus dem Burghof sprengte. „Gottlob! daß ich meinen Kopf noch habe. Aber, Martin! hast du unsern Herrn auch je schon so rasen und toben gesehen? Ich wußte nicht den Augenblick, wann es mir den Kopf kosten würde. Diesmal ist es mir wahrhaftig so heiß geworden, wie in einer Schlacht."

Martin. Gott sey dem gnädig, den das Unglück ihm in den Weg führt! Ich, für meine Person, möchte es wenigstens nicht sein.

Lorenz. Aber was soll das schreckliche Wüthen und Toben bedeuten? Bis um Mitternacht war in der Burg eine Freude und Lustbarkeit, und jezt, da die Gäste kaum fort sind, thut unser Herr nicht anders, als wie ein Rasender. Wo mag er wohl so spät und so ganz allein noch hinreiten? Wen mag er wohl verfolgen?

Martin. Er wird doch den armen alten Benno nicht verfolgen! Ach, der arme Schelm! Gott sey ihm gnädig!

Lorenz. Ja, wahrhaftig! er jagt sicher auf den alten Benno. Wann er ihn einholt, so ist's um den guten Alten geschehen.

Martin. Ach, wie dauert er mich! Die Herren

Ritter sind doch oft grausame Menschen. Zuerst haben sie den guten Grafen von Kyburg gemordet, und nun dürstet es sie auch nach dem Blute seines alten Dieners.

Lorenz. Kyburg ist, so wahr ich lebe, unschuldig gestorben. Denn so ehrwürdig, so edel, wie dieser Ritter, sieht wahrhaftig kein Verbrecher aus. Einen so stattlichen Ritter, wie Kyburg, habe ich in meinem Leben nie gesehen. Und wie er dabei noch so bescheiden und herablassend ist! Wie freundlich hat er nicht mit uns Dienern gesprochen, als er bei seiner Ankunft abstieg und uns sein Pferd übergab! Und mit seinem alten Diener sprach er ja, wie ein Bruder mit dem andern. Ach! es ist schade um ihn. So ein edler, so ein freundlicher Ritter hätte noch lange nicht sterben sollen. Wäre er nur auch an einer Krankheit gestorben; dann könnte man doch denken: Gott habe es gethan. Aber unter dem Beil sterben! so ein edler, vortrefflicher Ritter! und sogar noch in dem Hause seines Freundes! Dir im Vertrauen gesagt, guter Martin, dies war keine ritterliche That.

Martin. Nein, eine schlechte That war's. Aber einer solchen That wäre unser Herr nie fähig geworden, wenn die schwarzen Ritter nie auf unsre Burg gekommen wären. Denn seitdem diese kamen, ist aus unserm Herrn ein ganz anderer Mensch geworden. Er war sonst so sanft und gut, gerade wie der Graf von Kyburg. Jetzt aber wird er mit jedem Tage strenger, härter und grausamer. Ja so oft die schwarzen und geheimen Ritter auf die Burg kommen, gehts nie ohne Blutvergießen vorüber. Es ist doch grausam, wenn Menschen am Blutvergießen ein Vergnügen finden! Höre,

Lorenz! nur dir im Vertrauen gesagt: mit der Heiligkeit der Vehme muß es just nicht so ganz richtig seyn; ich wenigstens habe einen schwachen Glauben daran.

Lorenz. Und ich noch einen schwächern, als du. Aber stille! die Wände haben Ohren. Da hielt er den Mund an Martins Ohr und flisterte ihm zu: „die Freischöffen halte ich für geheime Räuber und Mörder, und die Vehmfrohnen für Henkersknechte. Daß es so ist, haben sie erst diese Nacht durch den Mord des unschuldigen Kyburgs bewiesen. Ich kann unserm Herrn diese schändliche That nie mehr verzeihen."

Martin. Etwas freut mich noch in der Seele, und wird mich auf dem Sterbebette noch freuen, daß ich nämlich dem unglücklichen Kyburg noch einen Becher von unserm allerbesten Weine insgeheim in den Kerker gebracht habe. Der gute Ritter wird wohl der Meinung gewesen seyn, er komme von seinem Freunde. Nun aber mag seine Meinung gewesen sein, wie sie wolle, wenn ihm nur der gute Wein noch geschmeckt hat."

Ein ähnliches Urtheil, wie diese beiden redlichen Diener, fällte der größte Theil des damaligen deutschen Volkes über die geheime Vehme. Aber Jedermann nahm sich wohl in acht, seine Meinung öffentlich zu äußern, aus Furcht verrathen zu werden.

Johannes von Wevelsburg flog mit Pfeilesschnelle auf seinem schnellfüßigen Mecklenburger die Straße dahin. Erst als er die Thürme von Paderborn erblickte, nahm er gewahr, daß er vom rechten Wege abgeirrt sey. Da er schon sein Roß wieder umlenken wollte, sah er einen Rittersmann vor sich, der vor ihm zu fliehen schien.

„Halt, halt!“ rief ihm der Wevelsburger mit donnernder Stimme nach. Jedoch der Flüchtling hielt nicht, sondern ritt im gestreckten Galopp davon.

„Halt! gebiete ich dir,“ donnerte ihn der Freigraf an, als er ihn bereits eingeholt hatte. Der arme Rittersmann stieg zitternd vom Pferde, fiel auf die Kniee nieder und rief: „O, Gnade, Gnade, strenger Herr!“

Wie stutzte der Graf, als er in dem Rittersmann den alten Benno, Kyburgs Knappe erkannte!

„Steh' auf, Benno!“ sprach er befehlend zu ihm; „steh' auf sage ich; denn dir gilt meine Jagd nicht.“ Hierauf wollte der Graf schnell umlenken; aber sein muthwilliges Roß wollte nicht folgen. Es wieherte, stampfte und bäumte sich, als wolle es seine Last von sich abwerfen. Plötzlich lief es auf Benno zu und legte seinen Kopf auf dessen Schultern. „O, armer, lieber, guter, Braun!“ sprach Benno mit wahrer Rührung; „du kennest mich noch, und suchst gewiß deinen guten Herrn?“

Erst jetzt bemerkte Johannes, daß er Kyburgs Roß reite. Rasend vor Wuth fluchte er über seine Knappen, daß die Sterne vom Himmel hätten herunterfallen mögen. Benno bekreuzte sich, bestieg eilig sein Roß und wollte davon reiten. Des Grafen muthiges Roß wollte nachfolgen; dieser aber gab ihm den Sporn, worauf der wilde Mecklenburger einen plötzlichen Seitensprung machte und den Herrn Ritter in den Straßgraben warf, der gerade voll Wasser war.

„Großer Gott! ein Unglück —“ mit diesem Ausrufe stieg Benno eilig vom Rosse, und eilte dem Grafen

zu Hülfe. Es gelang ihm endlich, ihn herauszuziehen.

„O, Jesus, Maria! er ist todt;“ rief Benno mit sichtbarem Schrecken aus. „Gott sey ihm gnädig!“ Hierauf knieete er nieder und betete als ein ächter Christ für die abgeschiedene Seele seines Feindes. Er bestieg sein Roß, und ritt eilig dem nahgelegenen Kloster zu, um Hülfe herbeizuholen, die er sobald auch fand.

Da nun Benno den todtgeglaubten Ritter in guten Händen sah, band er das Roß seines seligen Herrn neben das seinige, und floh aus einer Gegend, die für ihn so viele Schrecken hatte.

Zwölftes Kapitel.

Der Wahnsinnige und die Trennung.

Gräfin Beata und Fräulein Helene saßen einmal von Mitternacht an, bis fast am hellen Morgen traulich bei einander, und diesmal war der Gegenstand ihres Gespräches ganz besonders traurig und niederschlagend gewesen. Helene hatte von ihrem Vater ein Schreiben empfangen, worin ihr des Vaters Ankunft, in Begleitung der beiden Grafen von Walldegg, auf den kommenden Tag angesagt war. Der Zweck seines Besuches war darin ebenfalls deutlich ausgedrückt — er werde nämlich kommen, um seine Tochter wegen der Vermählung mit dem jungen Grafen von Walldegg zu vernehmen, und hoffe ganz zuversichtlich, daß sie ihren Starrsinn werde gebrochen und den Entschluß gefaßt haben nach des Vaters Willen zu handeln. Der Schluß

des kurzen Schreibens bestand in einer furchtbaren Drohung, wenn Helene in ihrem Starrsinn und ihrer Widerspenstigkeit noch länger verharren werde.

„Ach! daß Gott erbarm!" versetzte Helene unter Anderm; was wird auch noch aus mir werden? Mein Vater wird mit seinen Drohungen und Strafen so lange fortfahren, bis er endlich seine Tochter entweder im Braut- oder im Todtenkranze erblickt. Aber eher wird ihm das Letztere, als das Erstere gelingen. So lange ich denken kann und der freien Selbstbestimmung fähig bin, werde ich dem Wüstlinge meine Hand verweigern. Wird man mich aber durch Zwang an den Brautaltar führen, so wird Graf von Walldegg sicher entweder mit einer Wahnsinnigen, oder mit einer Sterbenden getraut. Warum habe ich nicht auch mit der lieben Mutter sterben können?" —

Die mütterliche Freundin tröstete Helena nach Kräften, und munterte sie zur Gottergebenheit und zum kindlichen Vertrauen auf Gottes allwaltende Fürsicht auf.

„Ja, beste und einzige Freundin!" erwiederte Helene unter bittern Thränen; „ich will Euch folgen, und auf den lieben Gott vertrauen. Aber werde ich auch so stark seyn, daß ich ferne von Euch, entweder an der Seite eines aufgedrungenen Bräutigams, oder in einem dunklen Kerker, nicht verzweifle? Ach, Freundin! ach Mutter! ferne von Euch werde ich das unglücklichste Geschöpf von der Welt seyn!"

„Stille!" versetzte die Gräfin, welche das weinende Mädchen in ihren Armen hielt und an ihre Brust drückte; „stille ich höre Fußtritte. Ach, Gott! wir sind verrathen!" —

In diesem Augenblicke ging die Thüre der Zelle auf, und die Abtissin trat eilig herein.

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhren die Freundinnen aus ihrer Umarmung auf, stürzten vor der erstaunten Abtissin auf den Boden, zu den Füssen nieder, und in eine Ohnmacht.

Die Abtissin verlor durch den plötzlichen Schrecken alle Geistesgegenwart, und floh mit einem Schrei des Entsetzens aus der Zelle und ihrem Gemache zu. Während einige Frauen sich mit der gnädigen Frau beschäftigten und sie, einer Ohnmacht nahe, zu Bette brachten, erholten sich die beiden unglücklichen Freundinnen in der offenstehenden Zelle wieder. Sie erhoben sich, und blickten einander schweigend an. Sie besannen sich, was denn mit ihnen vorgefallen sey; und es war einer Jeden, als wäre sie so eben aus einem schrecklichen Traume erwacht. Plötzlich aber trat ihnen der schreckliche Vorfall mit dem Erscheinen der Abtissin klar vor das Bewußtsein, und Beide riefen in demselben Augenblicke, wie aus Einem Munde aus: „ach, großer Gott! wir sind verloren!"

Jetzt naheten sich zwei Schwestern der Zelle, und deren vernehmbares Gespräch stellte ein neues Unglück an.

Schwester Agnes: Du heilige Mutter Gottes! was ist doch das für ein unglücklicher Morgen!

Schwester Martha. So einen habe ich noch nie erlebt, so lange ich im Kloster bin, und ich bin doch schon 30 Jahre darin.

Schwester Agnes: Zuerst heißt es: es ist ein todter Ritter in dem Pfortenstüblein, und dann heißt es wieder: die gnädige Frau ist vor Schrecken in

eine Ohnmacht gefallen. Und wer möchte über so etwas nicht erschrecken?

Schwester Martha. Ja ich zittere noch am ganzen Leibe. Hu! hu! wie fürchterlich sah der todte Ritter aus. Er kommt mir gewiß noch einmal im Traume vor.

Schwester Agnes. Ich will ihn nicht sehen. Aber was werden wir nun mit der Verwehmten und mit dem armen Fräulein anfangen, wenn sie noch in Ohnmacht liegen?

Schwester Martha. Es ist aber eine sonderbare Geschichte mit der Verwehmten; die gnädige Frau hat sie bei dem Fräulein in der Zelle gefunden, deren Thüre doch von Aussen fest verschlossen und verriegelt war. Das Ding will mir gar nicht gefallen.

Schwester Agnes. Ich wollte, es wäre Alles schon vorüber. Das Aergste ist aber, wie wir dem Fräulein beibringen wollen, daß der todte Ritter . . . ."

Schwester Martha. Bst! wir sind an der Zelle, das Fräulein könnte uns verstehen.

Diese Warnung kam aber zu spät; denn Fräulein Helene hatte Alles deutlich verstanden, und war mit den Worten: „mein Vater sey," in eine neue und tiefe Ohnmacht gefallen.

So fanden sie die zwei Schwestern in den Armen der Gräfin Beata. Zitternd vor Furcht und Schrecken halfen sie der Gräfin das Fräulein in's Bett zu bringen. Beide Schwestern hatten auf der Stelle die Geistesgegenwart verloren, jammerten und wußten nicht, was anzufangen sey. Die Gräfin bat um ein Riechfläschchen; aber keine der Schwestern wollte sie verstehen.

Da kam sie auf den Gedanken, in Helenens Koffer nachzusuchen, und hatte die Freude ein solches Fläschchen darin zu finden. Sie hielt es der Ohnmächtigen unter die Nase, und diese kehrte allmählig wieder in's Leben zurück. Wer war froher, als die jammernden Schwestern? Denn sie hatten das Fräulein schon für todt gehalten.

„Aber Frau!" sprach nun Schwester Martha zur Gräfin; „was Schreckliches habt Ihr angestellt! Die gnädige Frau ist Euerer wegen in eine Ohnmacht gefallen, in der sie leicht sterben kann. Aber, o heilige Klara! du Stifterin unsers Klosters, wirst doch ein solches Unglück verhüten!"

„Beruhigt Euch, liebe Schwester!" versetzte die Gräfin; „man stirbt nicht so leicht an einer Ohnmacht; sonst wäre ich schon längst nicht mehr am Leben."

„Also meinet Ihr, es thut der gnädigen Frau nichts?" fragten beide Schwestern mit einem Seufzer, der ihren Herzen leichter machte.

„Wie seyd Ihr aber um's Himmelswillen in diese verschlossene Zelle gekommen, ohne Schloß und Riegel zu öffnen?" fragte hierauf die Schwester Agnes.

„Das kann ich Euch und Niemanden, nicht einmal der gnädigen Frau Abtissin sagen," war der Gräfin Antwort.

Die Schwestern wandten sich darauf um, blickten einander furchtsam an, und bekreuzten sich mehrmals; denn sie zweifelten nicht mehr daran, daß diese verwehmte Frau eine Zauberin, oder eine Hexe sey. Sie küßten bald das Amulett, das eine Jede von ihnen bei

sich trug; bald das metallene Cruzifix, das an einem Rosenkranze befestiget war, woran die Korallen die Größe von Haselnüssen hatten. Sie verließen eilig die Zelle und kehrten nach einigen Minuten mit der Frau Priorin wieder zurück. Diese machte der unglücklichen Gräfin im Namen der Abtissin einen stolzen und derben Verweis, und befahl ihr, auf der Stelle zu folgen. Bleich, wie der Tod, stand die unglückliche Gräfin vor Helene, die ihre Augen wieder öffnete, aber immer noch bewußtlos war. Ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Sie umarmte noch Einmal die bewußtlose Freundin, und folgte der strengen Priorin mit den Worten: „liebe Helene! lebe wohl auf immer!“ zur Zelle hinaus. Voraus ging die Priorin, hinter ihr die schwankende Gräfin, und dieser folgten die beiden Schwestern, die abwechselnd das Amulett und das Cruzifix an die Lippen drückten, und unverständliche Worte dabei sprachen. Am Ende des langen Kreuzganges wand sich die Priorin links, und öffnete mit einem rostigen Schlüssel eine Eisenpforte. Von da führte eine steinerne Wendeltreppe in ein dunkles und schauerliches Gewölb hinab, das seit mehr, als ein halb Jahrtausend von keinem Sonnenstrahle beleuchtet worden war. Dies schauerliche Gewölbe wurde nun der unglücklichen Gräfin, die man für so gefährlich hielt, zur Wohnung angewiesen. Schweigend verließ die strenge Priorin mit den Schwestern die Unglückliche, die Eisenpforte schnellte kreischend zu, und die Priorin rief aus: „diese Eisenpforte wird die Vervehmte wohl schwerlich aufzaubern.“

Als die Schwestern in Helenens Zelle zurückkamen, fanden sie diese mit gefalteten Händen auf dem Boden

knieen, und ihre Augen schwammen in einem Strom von Thränen. Denn ihr Bewußtsein war vollkommen zurückgekehrt, und sie erinnerte sich wieder an Alles, was vor Kurzem vorgefallen war. Sie ahnete, was Schreckliches ihrer Freundin bevorstehe. Diese furchtbare Ahnung, wie auch der Gedanke an den unglücklichen Vater, der nun todt seyn soll, brach ihr das beklommene Herz.

„Wo ist meine Freundin?" rief Helene im schmerzlichen Tone den eintretenden Schwestern zu.

Diese legten den Finger auf den Mund, und schwiegen. Helene aber, die nun ihre furchtbare Ahnung verwirklicht sah, warf sich auf ihr Lager hin, verhüllte das Angesicht, und weinte bitterlich.

Bald darauf trat die Abtissin ein, und rief mit erheitertem Angesichte der weinenden Helene, deren Thränen sie anders deutete zu: „seyd getrost, gnädiges Fräulein! Euer verehrter Herr Vater ist nicht todt — er lebt, und — will's Gott, noch lange, noch recht viele Jahre!"

„Mein Vater lebt?" mit dieser Frage erhob sich das Fräulein und wand ihr blasses Angesicht der Abtissin zu.

„Ja, liebes Fräulein!" erwiederte diese mit einer Freudenthräne im Auge; „er lebt — der gütige Gott konnte einen so vortrefflichen Ritter, eine so mächtige Stütze der heiligen Kirche, und den Wohlthäter unsers Gotteshauses nicht im Tode lassen. Kommt und sehet!"

Bei diesen letzten Worten faßte die Abtissin das Fräulein bei der Hand, und führte es aus der Zelle in ein Nebenhaus des Klosters, worin Johannes von Wevelsburg in einem prachtvollen Zimmer und auf einem kostbaren Bette lag. Ein Chirurg und ein geschickter

Arzt aus der Stadt standen vor dem Bette, als die Abtissin mit dem Fräulein eintrat. Helene wollte auf ihren Vater hinstürzen, aber der Arzt hielt sie zurück, und bat sie des kranken Vaters zu schonen, indem er beifügte, daß jede Störung seiner gegenwärtigen ruhigen Lage für ihn höchst gefährlich werden könne. Helene folgte. Und der schmerzvolle Anblick ihres todtblassen Vaters preßte ihr so das Herz zusammen, daß sie weder reden noch weinen konnte. Sie blickte ängstlich und mit unabgewandten Augen auf den bleichen Vater hin, der mit geschlossenen Augen langsam und leise athmete. Sie bewachte jeden Athemzug, und konnte den Augenblick nicht erwarten, bis er seine Augen öffnen und sein Bewußtsein zurückkehren würde. Bis ihr diese Freude wurde, verflossen noch einige bange und schmerzvolle Stunden. Nach dem ersten Schmerze über des Vaters gefährliche Lage kehrte ihr auch die Erinnerung an die unglückliche Freundin wieder zurück. Unaussprechlich war dabei ihr Schmerz. Sie wurde so schwach, daß man sie in ein Seitenzimmer zu Bette bringen mußte. Da hatte sich ihr, weil sie die verflossene Nacht schlaflos durchwacht hatte, ein süßer Schlummer erbarmt, aus dem sie erst gegen Mittag so ziemlich erquickt wieder erwachte.

Bei ihrem Erwachen erfuhr sie aus dem Munde des Arztes, daß ihr Vater gerettet sey, und heute noch auf einer Senfte auf seine Burg gebracht werden könne.

Diese erfreuliche Nachricht hätte die gute Helene in andern Verhältnissen wieder ganz glücklich gemacht; aber sobald sie an die Vermählung mit dem Grafen von Walldegg und an die theure Freundin dachte, von der

sie wahrscheinlich auf immer getrennt bleiben wird, so fühlte sie sich unaussprechlich unglücklich.

Ehe die Nacht einbrach, befand sich der Graf auf seiner Burg, und Helene, die ihm aus kindlicher Liebe gefolgt war, saß an seinem Lager. Sie pflegte seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt, und durchwachte ganze Nächte an seinem Lager. Seine körperliche Gesundheit gewann mit jedem Tage an Kraft, hingegen aber schwanden die Kräfte seines Geistes, so, daß er nie zum vollen Bewußtsein kam, sondern wahnsinnig wurde. Denn sein Geist war ganz zerrüttet, und die körperlichen Kräfte dienten nur dazu, daß sich sein Wahnsinn furchtbarer äussern konnte. Die zwei stärksten Burgknappen waren zu schwach, den Wahnsinnigen im Bette festzuhalten. Man mußte ihn mit starken Stricken an Händen und Füßen festbinden. Es war schauerlich um ihn zu seyn. Denn er rasete, tobte und stieß so schreckliche Flüche und Verwünschungen aus, daß es einen dabei schauderte. Die gute Helene verging fast vor Kummer und Kreuz. Des Vaters Tod wäre für sie eine Wohlthat gewesen. Was ihr die unglückliche Lage etwas erträglich machte, war, daß sie doch von Seite der Grafen von Waldegg Ruhe hatte; denn von ihrer Vermählung war jetzt keine Rede mehr. Der junge Graf von Waldegg ließ sich auf der Wevelsburg gar nicht mehr blicken, und dessen Vater kam äußerst selten dahin. Denn des Wevelsburgers Flüche und Verwünschungen durchdrangen, wie ein zweischneidiges Schwert, sein schuldbewußtes Herz. Der schreckliche Anblick des Wahnsinnigen rüttelte sein schlummerndes Gewissen auf, das ihn mit furchtbarer Stimme als den Haupturheber von Johannes Wahnsinn anklagte.

Er konnte ohne sein Inneres zu verrathen, nicht mehr vor dem Wahnsinnigen erscheinen, weßhalb er gänzlich ausblieb.

„Das ist nun der wackere Freund meines Vaters!“ sprach Helene einmal bei sich. „So lange er hoffen konnte, meines Vaters reiche Grafschaft für seinen Sohn zu gewinnen, heuchelte er Freundschaft. Nun aber, da seine eigennützige Hoffnung zu scheitern anfängt, verläßt er seinen Freund gerade da, wo er am meisten eines freundschaftlichen Beistandes bedarf. So sind die selbstsüchtigen Freunde dieser Welt. Und — ach! die Zahl der falschen Freunde ist leider größer, als die der wahren. Wie ganz anders ist die Freundschaft meiner lieben unglücklichen Gräfin von Waldern! Ach, wenn sie hier wäre, würde sie mit mir, so treu und sorgfältig, wie meine selige Mutter, meines unglücklichen Vaters pflegen! Ja dies ist die wahre Freundschaft, die sich in der Noth bewährt. Und eine solche hätte ich in meiner mütterlichen Freundin gefunden, wenn mir sie die Grausamkeit der Menschen nicht wieder entrissen hätte. Das Elend ist groß, das ich am Lager eines wahnsinnigen Vaters erdulden muß; ich würde es aber noch für geringe achten, wenn ich meine gute Freundin bei mir hätte, und sie nicht höchst unglücklich in irgend einem schauerlichen Kerker des Klosters wissen müßte.“ So sprach die unglückliche Helene, und nahm ihre Zuflucht zum Gebete. Im Glauben an einen allgütigen Vater im Himmel und im Vertrauen an eine allweise Fürsicht Gottes fand sie allein noch so viel Kraft und Trost, daß sie ihrem Elende nicht unterlag.

Nicht minder unglücklich, als Helene, war auch die

arme Gräfin von Waldern in ihrem neuen, schauerlichen Kerker. Sie hatte doch auch in ihrer frühern Zelle noch die freundliche Sonne, den lieblichen Mond und die funkelnden Sterne am Himmel schauen können. Nun aber war sie Tag und Nacht von einer schauerlichen Finsterniß umgeben und von der ganzen Welt getrennt. Mit Beten und Weinen, Seufzen und Jammern verbrachte sie die meisten Stunden des Tages und der Nacht.

„Was wird nun aus meiner armen Helene geworden seyn?" sprach sie einmal bei sich. „Ach könnte ich ihr Elend mit ihr theilen und an ihrer Seite leiden und dulden; wie viel Trost fände ich schon darin! Aber nun bin ich ganz verlassen, von der ganzen Menschheit ausgeschlossen! Nicht einmal den Trost hat man mir gelassen, daß mich die menschenfreundliche Schwester Rosalie im Kerker besuchen darf. Ach, wenn nur die Edle nicht verrathen worden ist, und ihre Menschenfreundlichkeit nicht in einem Kerker büßen muß! Der liebe Gott stehe ihr bei, und rette ihre Unschuld!"

Wie die unglückliche Gräfin befürchtete, so war es auch. Die gute Schwester Rosalie wurde so lange gequält und gefoltert, bis sie das Geheimniß mit der verborgenen Thüre in der Bretterwand zwischen den beiden Zellen eingestand. Sie wurde auf mehrere Wochen bei Wasser und Brod eingekerkert. Die Edle fand aber Trost in ihrem guten Bewußtseyn.

Wir empfehlen nun unsre Unglücklichen, insbesondere die zwei Dulderinnen, dem väterlichen Schutze des Allmächtigen, und folgen auf Adlers Flügeln Kyburgs altem Diener nach dem fernen Breisgau, um ihm noch etliche Stunden vorzukommen.

Dreizehntes Kapitel.

Die unglückliche Botschaft.

Seit jener Nacht, in der Kuno von Kyburg, wie er vorgab den Burggeist gesehen hatte, fand die gute Gräfin Gertrud nirgends mehr Ruhe. Tag und Nacht, wachend und träumend wurde sie von einer schrecklichen Ahnung gequält. Wohl zehnmal des Tages ging sie in die Burgkapelle, um dort zu beten und im Gebete Ruhe zu suchen. Allein, auch bis in die gottgeweihte Kapelle verfolgte sie die schreckliche Ahnung und störte sie in der heiligen Andacht.

Es war doch etwas Wundersames mit dieser Ahnung. Gräfin Gertrud ließ es sich nicht mehr nehmen, sondern blieb darauf, daß sie ihren Gemahl in diesem Leben nicht mehr sehen werde. O, wie wahr hat sie geahnet — die gute, die arme Gräfin! Ja wohl wird sie in diesem Leben ihren lieben Gottfried nicht mehr sehen. Denn in derselben Nacht und in derselben Stunde, in welcher Kuno in dem verborgenen Gemache war, stand der arme Kyburg vor der geheimen Vehme und vernahm sein Todesurtheil.

Gertruds Unruhe nahm mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde zu, so daß ihr weder Essen, noch Schlaf mehr schmecken wollte.

„Komm', liebe Clementine!" sprach sie eines Nachmittags zu ihrem Kammermädchen; begleite mich hinab in's Thal, nach St. Valentin, um dort zu beten, und aus dem Munde des frommen Bruders wieder einige

tröstliche Worte zu vernehmen. Der Bruder Klaus ist ein gar frommer und einsichtsvoller Greis. Ich habe Alles Zutrauen zu ihm. Auch setze ich ein großes Vertrauen in die Fürbitte des heiligen Valentin, die ich jetzt ganz besonders von Nöthen habe. Eine unheilsvolle Ahnung quält mich gar schrecklich; ja ich weiß mir weder zu rathen, noch zu helfen.“

Bald darauf stiegen Beide den hohen Kübfelsen, in's Thal hinab, und kamen unter frommen Gesprächen nach St. Valentin. Es war ein gelinder und freundlicher Wintertag. Der Wind und die Sonne hatten den Schnee geschmolzen und die Erde getrocknet. Ihr erster Gang war in die Valentins-Kapelle, wo sie unter Thränen den Heiligen bat, er möchte doch beim lieben Heiland Trost und Kraft für sie erflehen, damit ihr banges Herz auch wieder Ruhe finde. Nach einem kurzen aber kraftvollen Gebete, wurde es ihr wundersam um's Herz — sie fühlte im hohen Maaße die Kraft des Gebetes. Ihr Herz wurde mit einem himmlischen Troste, und ihre ganze Seele mit einer göttlichen Kraft erfüllt. Mit mehr Ergebenheit, als sonst, schloß sie mit den Worten des göttlichen Heilands, die sie halblaut aussprach, ihr gläubiges Gebet: „Mein Vater! wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch mir vorüber; doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst.“ Unter dem Kelche meinte sie das Unheil, welches sie ahnete.

Hinter ihnen sprach eine männliche Stimme ein lautes Amen; die Betenden wanden sich um, und erblickten im Hintergrunde der Kapelle einen ehrwürdigen Greis — es war der fromme Bruder Klaus. Dieser nahm die Gräfin sammt dem Kammermädchen in seine

friedliche Klause auf, und bewirthete sie mit Brod Butter und Käse.

Nachdem die Gräfin von Allem dankbar gekostet hatte, sagte sie dem ehrwürdigen Bruder auch den Grund ihrer heutigen Wallfahrt. Sie verschwieg ihm weder ihre peinliche Ahnung, noch den Trost, den sie so eben in der Kapelle des heiligen Valentins gefunden hatte.

„Was an Eurer Ahnung, gute Gräfin!" versetzte der Greis, „Wahres seyn kann, wissen wir Alle nicht; aber auch die Ahnungen kommen von Gott. Die Ahnung eines künftigen Unglücks, das einem bevorsteht, ist immer etwas Geheimnißvolles, das man sich nicht erklären kann. Es wird einem angst und bange dabei, und eine geheime Furcht beunruhigt das Herz. Es ist dem Menschen nicht anders, als wolle ihn ein geheimes Wesen auf ein bevorstehendes Unglück vorbereiten, damit ihn das Unglück, wann es einbricht, nicht unvorbereitet überraschen soll. Denn unerwartete Leiden schlagen immer tiefere Wunden, als solche, auf die man vorbereitet ist. Hat nicht schon manches tapfere Heer bei einem unerwarteten Ueberfall einen Sieg verloren, der ihm schon beinahe sicher war? Eben so ist es auch bei einem Menschen der Fall, den ein unerwartetes Leiden so plötzlich überrascht. Die Vorausahnung eines bevorstehenden Unglücks ist daher immer ein warnender Schutzgeist, der uns schwache Menschen ermahnt, daß wir uns durch eine fromme Vorbereitung auf ein kommendes Leiden stärken sollen. Glücklich ist, wer dieser Ermahnung folgt, seine Zuflucht zum Gebete nimmt, sein ganzes Vertrauen auf die allwaltende Fürsicht Gottes setzt, und sich so mit Gottergebenheit auf Alles gefaßt macht, was da kommen mag.

So thut jeder fromme Christ, und so, verehrte Gräfin, habt auch Ihr gethan, und — das war gut. Wir wünschen und hoffen zwar, daß dem lieben gnädigen Herrn auf seiner Reise nach Holland nichts Uebels zugestoßen seyn möge; aber des Menschen Schicksale sind in Gottes Macht, der aus weiser Absicht manches geschehen läßt, was gegen die Wünsche der kurzsichtigen Menschen ist. Mag nun der liebe Gott über Euch, gute Frau Gräfin, kommen lassen, was sein heiliger Wille ist; es kommt Euch doch nicht unerwartet, sondern Ihr seyd mit Vertrauen und Gottergebenheit darauf vorbereitet. Dies ist wahrhaft christliche Weisheit, die ich allen Menschen wünschen möchte."

So sprach der fromme Greis, und eine Thräne zitterte in seinem Auge; denn er dachte in diesem Augenblicke an die Möglichkeit, daß dem Grafen von Kyburg, denn er innig liebte, ein großes Unglück, das er kaum zu denken wagte, zugestoßen seyn könnte. Er wußte, wie viele Feinde der Kyburg habe, und wie leicht es möglich sey, daß sich ein geheimes Vehmgericht seiner bemächtiget habe. Und ohne es zu wollen, rief er halblaut mit gefalteten Händen aus: „Herr dein Wille geschehe."

„Ja, sein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden!" fügte fromm die Gräfin bei, und es folgte auf einige Augenblicke ein tiefes Schweigen, das durch ein leises Pochen an die Thüre der Klause unterbrochen wurde.

Auf des Klausners Wort: „herein!" öffnete sich langsam die Thüre, und — der alte Benno trat ein. Unter der Thüre blieb er, wie versteinert stehen und

mit dem Ausruf: „O, Jesus, Maria!" sank er in die Kniee.

„Ach, großer Gott! mein Mann ist todt!" rief die Gräfin und war einer Ohnmacht nahe. Und während sich Clementine mit der Gräfin beschäftigte, stand Bruder Klaus dem alten Diener bei. Er führte ihn in's Freie und setzte ihn vor der Klause auf einen Stein. Der gute Alte hatte alle Fassung verloren, denn er hatte die Frau Gräfin hier nicht vermuthet. Er war nur vorerst hiehergekommen, um die Botschaft vom Tode seines Herrn zuerst dem Bruder Klaus mitzutheilen, und ihn dann zu bitten, daß er die gnädige Frau darauf vorbereiten möchte. Mit Einemmale aber war sein Plan vereitelt, und dieser Schlag hatte ihn aller Fassung beraubt. Er konnte lange nicht zu Worten kommen, sondern nur Thränen und Schluchzen verkündeten seinen Schmerz. Der verständige Klausner, der die Wohlthätigkeit der Thränen kannte, ließ den Thränen des alten Dieners freien Lauf, und selbst auch seinem Auge entrann eine Thräne des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust des glorwürdigen Kyburgs. Jedoch er beherrschte seinen eigenen Schmerz, um fremden Schmerz lindern, und um so besser die heilige Pflicht eines Trösters erfüllen zu können. Er vermochte es, und erfüllte mit gutem Erfolg sein Trösteramt.

Die gute Gräfin hatte sich vom ersten Schlag des Schreckens bald wieder erholt, und war über die Erwartung gefaßt auf das schreckliche Wort: „ja, der Kyburg ist todt."

Sie trat mit Clementine aus der Klause und zu ihrem alten Diener hin. Als dieser die gnädige Frau

erblickte, fiel er ihr zu Füßen, und brachte unter Weinen und Schluchzen nichts heraus, als: „ach, ach, daß Gott erbarm!"

Auf Clementinens Arm gestützt fragte die Gräfin mit schwacher Stimme den Diener, wo er seinen Herrn gelassen und was ihm geschehen sey, und hieß ihn aufstehen. Der alte Benno ergriff, noch immer knieend, die Hand der Gräfin, benetzte sie mit Thränen und stotterte die Worte heraus: „ach, liebe, gute, gnädige Frau! verzeiht — verzeiht Euerm alten Diener, daß er — daß er — allein heimkehrt, ohne seinen Herrn! Ach ich wäre gerne für ihn und mit ihm gestorben — aber der liebe — gnädige Herr hat's nicht haben wollen. Du mußt heimkehren auf meine Burg — mußt die Nachricht von — meinem Tode bringen — mußt sagen meiner Gattin: der Kyburg ist gut aufgehoben er ist in Gottes Hand — . . . ."

„Er ist in Gottes Hand!" rief die Gräfin aus, und schwankte, von Clementinen unterstützt, in die Klause zurück. „Herr! dein Wille geschehe!"

„Amen!" sprach der fromme Klausner, welcher der Gräfin nachgefolgt war, und schweigend vor ihr stehen blieb. Die gute Gräfin saß etliche Minuten sprachlos und ohne Thränen da; nur das Zucken ihrer Lippen und die krampfhafte Bewegung ihres ganzen Körpers zeigte von ihrem innern Schmerz, der ihr die Brust zusammenpreßte und die Thränenquelle versiegte.

Endlich aber wurden ihre Augen feucht, und ein Strom von Thränen linderte ihren qualvollen Schmerz. Diese wohlthätigen Thränen hatten auch dem frommen Klausner das Trösteramt um Vieles erleichtert. Gotter-

geben hörte dann die gute Gräfin die fernere Erzählung ihres alten Dieners an, und war mehr um ihren geliebten Kuno, als um sich selbst, bekümmert. Sie bat den frommen Klausner, mit ihnen heimzukehren auf die Burg, damit er dem armen Kuno die traurige Botschaft mittheilen könne. So müheselig dieser Weg für den 80 jährigen Greis auch war, so war er dennoch sogleich zu dieser schweren Pflicht bereit. Und mit thränenvollen Augen begab sich die betrübte Gesellschaft auf den Weg, nach der Kyburg.

Vierzehntes Kapitel.

Die doppelte Trauer auf der Kyburg.

Die Gräfin bestieg das Pferd ihres Gatten, und der 80 jährige Greis jenes des Dieners. Langsam, traurig und stille ging es den steilen Kübfelsen hinan. Jedes war in seine traurige Gedanken vertieft, und Keines störte das Andere.

Um diese Zeit stand Kuno gerade am Fenster, und erblickte den Zug, wie er sich langsam den Kübfelsen hinan bewegte.

„Es ist mein Vater!“ rief er freudig aus; „an seiner Seite reitet die Mutter! Sie hat ihn unten im Thale empfangen, und hat mir keine Silbe davon gesagt!“ Er wünschte in diesem Augenblicke, Flügel zu haben, um desto schneller bei ihnen zu seyn. Er stürzte jubelnd zum Gemache hinaus, die Windeltreppe hinab und durch den Burghof, und war in wenigen Augenblicken schon am Abhange des Felsenhügels. Mit der Schnelligkeit eines

Rehes eilte er den Kübfelsen hinunter, dem Zug entgegen. Schon von ferne rief er den Kommenden entgegen; „willkommen, willkommen, lieber Vater!“

Nun war er kaum noch zwanzig Schritte ferne, und breitete schon mit freudepochendem Herzen die Arme aus, um den lieben Vater zu umfassen und ihn an sein liebendes Herz zu drücken. Aber plötzlich blieb er, wie angewurzelt, stehen. Auch der Zug hielt an. Der arme Kuno sah seinen Irrthum ein, und erblickte auf dem Rosse, statt des Vaters, den alten Bruder Klaus. Sein Auge suchte ihn unter den Laufenden, fand ihn aber nicht.

„Wo ist mein Vater!“ fragte Kuno mit zitternder Stimme. Aber statt einer Antwort, hörte er schluchzen und sah er Thränen fließen. Blitzesschnelle fuhr ihm eine schreckliche Ahnung durch die Seele. Es war ihm, als hätte ihn plötzlich ein Blitzschlag getroffen. Er wollte sprechen, aber seine Lippen zuckten nur krampfhaft; er wollte sich vorwärts bewegen, aber seine zitternden Füße waren, wie an den Boden gewurzelt; er wollte weinen, aber seine Augen waren, wie ausgetrocknet. Eine zentnerschwere Last lag auf seinem Herzen, die es zu erdrücken drohte. Todtenbleich und regungslos, wie eine Marmorsäule, stand er dem traurigen Zuge gegenüber. Willenlos breitete er seine Arme aus, in die sich schluchzend seine Mutter warf.

„Ermanne dich, lieber Kuno!“ rief diese unter Thränen aus; „fasse dich, mein Sohn! der gute Vater ist nicht mehr!“ Lange lagen sich Mutter und Sohn lautlos an der schmerzvollen Brust; bis endlich auch Kunos Augen ein Thränenstrom entstürzte, der seinem beklommenen Herzen leichter machte.

Als sich der Sohn mit gebrochenem Herzen den Armen seiner weinenden Mutter entwand, erblickte er den alten Benno zu seinen Füßen, der mit beiden Armen seine Kniee umklammerte, und schluchzend ausrief: „ach, lieber Herr! guter Herr! — verzeiht's Eurem Diener, und scheltet ihn nicht feige, daß er allein heimkehrt — ohne seinen Herrn — daß er für ihn nicht verspritzet hat seinen letzten Tropfen Blut! Ach, lieber Herr! Ihr dürfet mir es glauben — ich hätt's gerne gethan — wäre gerne für ihn, gerne mit ihm gestorben! Aber Euer glorwürdiger Vater wollte allein sterben. Zu mir sprach er: „lieber Benno! du mußt heimkehren auf meine Burg — mußt trösten mein Weib und meinen Sohn!" So sprach er, der liebe, gute Herr, und starb, wie ein Heiliger. Aber ach! ich soll trösten? und bin selbst so trostlos." Dabey schwammen seine Augen in Thränen.

Kuno hob den alten Diener freundlich von der Erde auf, schloß ihn in seine Arme und drückte ihn an sein blutendes Herz, und sprach: „beruhiget Euch, lieber, treuer Benno! denn ich kenne Euer treues Herz. Ihr habt meinen geliebten Vater sterben gesehen, und seyd ihm treu geblieben, bis in den Tod. Ihr kennet die Mörder meines edlen Vaters, und Ihr werdet ihm auch nach dem Tode noch treu seyn."

Benno, der den Sinn von Kunos Rede wohl verstand, zog die Haarlocke, die er von Kyburgs leblosem Haupte geschnitten, hervor, küßte sie noch Einmal, und übergab sie dem jungen Grafen. Dieser erschrack beim Anblicke der silberweißen Locke, drückte sie an das Herz, in welchem ein Gefühl sich regte, das er bisher nicht kannte — es war das Gefühl der Rache. Sein Herz

pochte schneller, seyn Angesicht färbte sich roth, seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten, und auf seiner Zunge lag das Wort „Rache."

Alle um ihn her erschracken; denn sie ahneten, was in Kunos Herz vorgegangen war; sie lasen Rache auf seinem Antlitze, obwohl er das furchtbare Wort noch nicht ausgesprochen hatte.

„Vater! dein Sohn wird deinen Tod rächen!" rief er endlich aus.

„Doch nein, lieber Herr!" versetzte Benno; „Verzeihung will Euer gottseliger Vater und keine Rache. „Sage meinem Kuno," sprach Euer Vater noch kurz vor seinem Tode zu mir; „sage ihm, daß er an meinen Mördern ja keine Rache nehmen, sondern ihnen verzeihen soll, wie der liebe Heiland auch sterbend seinen Mördern verziehen hat. Der Sieg über sein Herz werde ihm mehr Freude machen, als die blutige Rache. So sprach Euer gottseliger Vater, und seyn letzter Wille wird Euch heilig seyn?"

„Ja, das ist er, und das wird er mir ewig seyn!" erwiederte Kuno, wie aus einem schweren Traume erwachend. „Gegen den Willen meines geliebten Vaters werde ich nie etwas thun." Er unterdrückte daher das Rachegefühl schon in seinem ersten Entstehen, und errang über sein eigenes Herz einen Sieg, der ihn sogleich mit einem heiligen, noch nicht gekannten Gefühle belohnte. In demselben Augenblicke reifte in seiner Brust der edle Entschluß: „Ich will meines vortrefflichen Vaters würdig seyn!"

Ueber Kunos edlen Entschluß, großmüthig den Mördern seines Vaters zu verzeihen, äußerten die Uebrigen

eine aufrichtige Freude und ein großes Wohlgefallen. Und der fromme Klausner fügte eine Bemerkung bei, indem er sprach: „es ist groß, um der Wahrheit und der Tugend willen zu sterben; aber größer noch ist es, sterbend seinen Mördern zu verzeihen. Denn dies heißt: im Sinn und Geiste Jesu handeln, und so hat der edle Gottfried von Kyburg im Tode noch gehandelt. Wer so lebt und so stirbt, wie er, von dem kann man in Wahrheit sagen; er habe im Herrn gelebt, und sey im Herrn entschlafen. Und selig, wer im Herrn entschlafen ist.“

Dies wohlverdiente Lob, das der aufrichtige Greis dem Verblichenen sprach, that dem wunden Herzen der Uebrigen, insbesondere der Gräfin und des jungen Grafen, sehr wohl. Und der Gedanke, daß Gottfried den Tod eines Gerechten gestorben sey, linderte um Vieles ihren großen Schmerz. Sie wußten doch seine Seele in Gottes Hand, und in ihrer Brust lebte die schöne Hoffnung auf ein Wiedersehen im Lande des Friedens.

Hierauf bewegte sich der Zug wieder langsam und traurig vorwärts; er glich einem Leichenzuge. Nun war er Oben. Aber ach! welch' große Trauer erregte die Nachricht von Kyburgs Tod unter allen Dienstleuten! Denn Alle, ohne Ausnahme, hatten ihn unaussprechlich geliebt. Die Burg ward plötzlich zu einem Thränenhaus. Und wie auf der Burg, so beweinte und beklagte den Verblichenen auch Alles unten im Thale. Kein Auge blieb ohne Thränen, und kein Herz ohne Leid. Und aus jedem Munde erscholl die Klage: „Man hat uns den lieben Herrn gemordet! — Wir haben in ihm den besten Vater verloren!“

Auch auf allen Ritterburgen, wo der edle Verbli-

chene bekannt gewesen, war große Trauer und Klage. Jeder biedere Ritter empörte sich über die himmelschreiende Ungerechtigkeit der geheimen Vehme, und schwur ihr eine blutige Rache. Selbst auch der edle Kaiser Maximilian habe sich ungemein über Kyburgs Hinrichtung empört, seinen Tod beweint und in einer Versammlung von vielen Hundert Edlen ausgerufen: „Ach, edler Kyburg! mit dir habe ich Vieles verloren — einen treuen Freund und den Wackersten aller Edlen meines Reiches!“

Obwohl Gertrud und Kuno diesen harten Schlag des Schicksals mit vieler Starkmuth und Gottergebenheit ertrugen, so wirkte er dennoch nachtheilig auf ihre Gesundheit. Kuno war nicht mehr der muntere und lebensfrohe Jüngling, wie zuvor, und an der Gräfin bemerkte man täglich mehr das Schwinden der Gesundheit und das Abnehmen ihrer Lebenskräfte. Sie selbst mochte wohl nicht darauf achten, umsomehr aber ihr Sohn und ihre Dienstleute.

„Ach, wie unsre gnädige Frau seit dem Tode unsers gnädigen Herrn mit jedem Tage abnimmt!“ hieß es einstimmig unter den Dienstleuten. „Wann es mit ihr so fortgeht, haben wir sicher, ehe ein halbes Jahr vorüber ist, keine Burgfrau mehr!“

Auch Kuno wurde mit jedem Tage ängstlicher, weil er sie täglich schwächer fand. Wann er so ganz einsam in seinem Gemache weilte und über die Wahrscheinlichkeit nachdachte, daß er bald auch die theure Mutter verlieren könnte, da siegte seine kindliche Liebe über seinen ritterlichen Muth, und er vergoß stille Thränen. Denn selten liebt ein Sohn seine Eltern, wie Kuno die seinigen geliebt hat.

Wie die Dienstleute unter sich sagten, und wie

Kuno bei sich befürchtete, so geschah es auch. Die gute Gräfin nahm an körperlichen Kräften immer mehr ab, so daß sie sich endlich zu Bette legen mußte, und mit schnelleren Schritten dem Grabe zuwandelte. Endlich sah sie selbst auch ein, wie gefährlich es mit ihr stehe; aber sie erschrack nicht dabei. Denn jemehr ihre körperlichen Kräfte schwanden, um somehr gewann ihre Seele an Starkmüthigkeit und gottseligem Sinne.

Mit der zärtlichen Sorgfalt einer Tochter pflegte Kuno seiner kranken Mutter. Er vergaß Lanze und Schwert, Turniere und Fehden, Sieg und Ruhm, und durchwachte ganze Nächte am Krankenlager der geliebten Mutter. Wie wohl diese kindliche Sorgfalt dem mütterlichen Herzen thun mußte, läßt sich denken. Obwohl das viele Wachen nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt so verminderte er dennoch seine Sorgfalt nicht. Das Bewußtsein, zur Linderung ihrer Schmerzen etwas beitragen zu können, war ihm der süßeste Lohn dafür. Und wer von uns muß nicht eingestehen, daß so eine stille und anspruchslose Tugend einen biedern Ritter eben so schön schmücke, als der Lorbeer den Sieger?

Eines Abends, als die kranke Mutter mit großer Andacht die heilige Beicht verrichtet und aus der Hand eines Priesters das Brod des ewigen Lebens empfangen hatte, verlangte sie, ganz allein mit Kuno zu sprechen. Dieser saß an ihrer Seite, und indem er seinen stillen Schmerz verbiß, entfiel seinem Auge manche verborgene Thräne. Und nur mit geheimem Zittern konnte er auf die todtenblasse Mutter hinblicken.

„Lieber Kuno!" so begann die Mutter mit schwacher Stimme ihre Rede; „obwohl du es mir zu verbergen

suchst, so fühle ich doch selbst, daß meine Auflösung nicht mehr ferne sey. Ich erschrecke nicht dabey. Habe ich ja doch eine schöne Reihe von Jahren, und darin auch manche Freude und mehr Gutes, als Schlimmes, erlebt. Dem lieben Gott sey Dank dafür! Da mich nun der himmlische Vater von dieser Erde abruft, um mich zu sich in ein besseres Land aufzunehmen, so wäre es ja ein schändlicher Undank von mir, wann ich nicht willig und gerne seinem väterlichen Rufe folgen würde. Ich will es nicht läugnen, daß mir die Trennung von dir, lieber Kuno! sehr schwer zu Herzen geht; aber Einmal muß die Trennung doch sein — ob einige Jährlein früher, oder später — sie fällt einem schwer, wann sie geschieht. Drum will ich mich geduldig in Gottes heiligen Willen ergeben, und das, lieber Kuno! mußt du auch thun. Wann dir die Trennung von mir auch noch so schwer fällt, so mußt du deshalb nicht verzagen, sondern in der heiligen Religion Trost und Muth für dein Herz suchen. Diese göttliche Trostquelle hat noch keinen Menschen, der zu ihr seine Zuflucht nahm, trostlos gelassen. Auch ich habe in Leid und Schmerz, in Noth und Trübsal jederzeit Muth und Trost darin gefunden. O, die heilige, göttliche Religion ist im Leben und im Tode für alle Sterbliche die sicherste Zufluchtstätte! Wer zu ihr die Zuflucht nimmt, kann ewig nicht untergehen. Sieh', mein lieber Sohn! wie stark die göttliche Religion den Menschen macht, fühle ich um so mehr, je mehr ich meiner Auflösung nahe. Glaube mir: ohne Religion, ohne den Glauben an eine Auferstehung und an ein ewiges Leben, wäre der Tod das Schrecklichste auf Erden, und jeder Sterbende müßte

verzweifeln. Die Religion aber nimmt dem Tode alle Schrecken, und stellt ihn mir als einen göttlichen Boten dar, der aus einer bessern Welt herüberkommt, um alle Kinder Gottes heimzuführen in ihr wahres Vaterland, das ihnen der liebe Heiland erworben hat. Dieser Glaube, von dem ich nimmer lasse, macht mir das Scheiden leichter. Denn ich halte mich fest am lieben Jesus; von ihm lasse ich nicht, und an seiner Hand werde ich sicher wandeln hinüber in die dunkle Ewigkeit."

„O, lieber Kuno! bewahre stets den frommen Glauben deiner Väter; es gehe dir nichts über Gott, Religion und Tugend; halte stets Treue dem Fürst und Vaterlande; nimm niemals Rache, sondern sey immer und schnell zur Versöhnung bereit; werde ein Vertheidiger der unterdrückten Unschuld, ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen, und ein treuer Gatte, und — der Tod, mag er dich auf dem Schlachtfeld, oder auf dem Ruhebette überraschen, wird dir nicht schrecklich seyn; du wirst in ihm einen Freund finden, der dich zu deinem Gott und zu deinen Eltern führt!"

So sprach Kunos Mutter, und eine Thräne zitterte in ihrem halberstorbenen Auge. Und Kuno, der durch die Rede seiner Mutter tiefgerührt worden war, ergriff ihre kalte Hand, drückte sie an sein Herz und an seine Lippen und sprach: „liebste Mutter! beste Mutter! das Scheiden fällt mir schwer. Aber Eure Lehren sollen mir heilig seyn, und nie will ich sie vergessen."

Mehr, als diese Worte, konnte er nicht sprechen; sondern verließ eilends das Krankenzimmer, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Er kehrte

aber bald wieder gestärkter zurück; denn er hatte gebetet.

„Lieber Kuno!" begann die Mutter bey dessen Rückkehr nochmals, aber mit noch schwächerer Stimme, als zuvor — „lieber Kuno! noch Eines habe ich dir zu sagen: ich wünschte, daß einmal Gottfrieds Leichnam in unsrer Familiengruft neben dem meinigen ruhe. Wende dich daher an den Kaiser, damit er dir durch einen Machtspruch die Gnade gewähre, daß dir die Freischöffen deines Vaters Leichnam ausliefern müssen. Ich will drüben beim lieben Gott für dich beten, daß er dich in deinem Unternehmen schützen möge. Ich wünsche auch, daß du alle unsre Dienstleute, die deinen Eltern lange treu gedient, in Ehren halten, und sie so liebevoll behandeln wollest, wie sie dein Vater und deine Mutter jederzeit behandelt haben. Für meine liebe Clementine, die mir über 20 Jahre eine treue Freundin gewesen, und für den alten Benno, der deinem Vater bis in den Tod treu gedient hat, wirst du ganz besonders sorgen. So, lieber Kuno! weißt du nun meinen letzten Willen. Wann du ihn treu erfüllest, so wird mein und deines Vaters Segen beständig auf dir ruhen, bis der liebe Gott uns alle wieder miteinander vereinigen wird."

Hier hielt die schwache Mutter inne, denn die Kräfte verließen sie ganz. Sie legte ihr müdes Haupt auf das Ruhekissen nieder, verfiel in einen Schlummer, aus dem sie nimmer erwachte — es war der Todesschlummer. Ihr unsterblicher Geist hatte die morsche Hülle verlassen, und hatte sich emporgeschwungen zum Vater des Lichtes, wo er nun weilet in den seligen

Gefilden seiner himmlischen Heimath. Auf dem Antlitze des entseelten Leichnahms weilten noch lange die Spuren des verklärten Geistes, wie am Abendhimmel das liebliche Roth, nach einem schönen Untergange der Sonne.

Ach, wie kann ich Kunos Schmerzen schildern, der in so kurzer Zeit auch gar Vieles, ja Alles verloren, was ihm das Theuerste auf Erden war? Sein Herz blutete aus zweifachen Wunden, die ihm das unerbittliche Schicksal so bald nach einander geschlagen. Vor wenigen Monaten war er noch im Besitze eines lebensfrohen Vaters und einer gesunden Mutter. Ach, wie wäre ihm damals in den Sinn gekommen, daß er sobald ein Waise sein würde! Aber je weniger man ein Unglück vermuthet hat, desto tiefere Wunden schlägt es auch einem gefühlvollen Herzen. Und so war es bei Kuno der Fall. Namenlos war sein Schmerz und unaussprechlich sein Leid.

Es wird auch Niemand daran zweifeln, daß unter den Dienstleuten und Unterthanen eine große und allgemeine Trauer war. Denn die gute Gräfin war von Allen nicht minder geliebt, als ihr edler Gatte. Wie groß ihre Trauer war, zeigte sich am Tage der Beerdigung, an dem die theuren Ueberreste der Verbliechenen der Familiengruft beigesetzt wurden. An diesem allgemeinen Trauertage erschien, wer immer nur gehen konnte, aus der ganzen Umgegend auf der Kyburg. Da sah man Greise und Kinder, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen — Alle in Trauer gekleidet, und Aller Augen schwammen in Thränen.

Als man den Sarg in die Todtengruft hinab-

senkte, und die Priester im Tone der tiefsten Trauer des „Requieskatinpaze" sangen — ach! was erhob sich da unter der Menge für ein Jammer= und Wehgeschrei!

„Ach, unsre Mutter! — unsre Mutter! — ist nicht mehr! erscholl die allgemeine Klage. Greise, Väter und Mütter fielen an der Gruft auf ihre Kniee nieder, vergossen Dankesthränen, und sandten der Verblichenen tausend Segenswünsche nach. Da erzählte Jedes die Wohlthaten her, die ihm die Verbliche gespendet, und Jedes wollte die meisten von ihr empfangen haben. Und die Dienstleute riefen unter einem Strom von Thränen aus: „Ach, so eine gute Burgfrau bekommen wir nicht mehr!"

Dies war eine rührende Scene, die aber noch rührender wurde, als der würdige Abt von Thenenbach an der Familiengruft eine kurze, aber sehr schöne Anrede hielt. Alle die benachbarten Ritter und Burgfrauen gestanden wiederholt, daß sie in ihrem Leben noch nie einem so rührenden Leichenbegängnisse beigewohnt hätten. Aber All' dies konnte nur lindernder Balsam seyn auf Kunos tief verwundetes Herz.

Fünfzehntes Kapitel.

Schlag auf Schlag.

Gott prüft seine Erdenkinder oft sehr hart, und die Besten darunter nicht selten am härtesten. Wer will deshalb mit der Weltregierung Gottes hadern, die immer gut und weise ist? Nein ein frommes Kind küsset

auch die Hand seines Vaters, wenn sie züchtigt, und ein frommer Christ betet da gläubig an, wo er nicht begreifen und fassen kann. Es gehört zwar eine große Seele und ein Herz dazu, das schon durch Leiden stark geworden, wenn ein Mensch dem harten Schicksale nicht unterliegen soll, das mit Schlag auf Schlag ihn trifft, wie es bei Kuno der Fall gewesen.

Sein Herz blutete noch an alten Wunden, da ihm das Schicksal schon wieder neue schlug.

Zu St. Tiona, ungefähr fünf deutsche Meilen von der Kyburg entlegen, lebte seit einiger Zeit, stille und zurückgezogen, eine junge Wittwe, die nicht minder tugendhaft, als reich und schön war. Es war die gepriesene Alisa, die Wittwe des Herzogs von Berry aus Frankreich. Sie war eine Urenkelin der alten berühmten Herzoge von Zähringen. Nur aus Gehorsam, nicht aus Neigung, hatte sie den Herzog von Berry geheirathet. Dieser Mann war tapfer und reich, aber dabei ein Wüstling und ein Tyrann. Ihre Ehe war deßhalb auch unglücklich. Die arme Dulderin mußte im Stillen gar Vieles leiden. Ein Glück für sie, daß der Tod ihres Gatten ihre Leiden bald endete; sonst wäre sie in wenigen Jahren ihrem stillen Gram unterlegen.

Nach dem Tode des Herzogs, der ihr unermeßliche Reichthümer hinterließ, kehrte sie wieder nach Deutschland, in das geliebte Breisgau zurück, und schlug ihren Wohnsitz auf St. Tiona, einer schönen und festen Burg auf. Ohne es zu beabsichtigen zog sie bald die Aufmerksamkeit vieler jungen Ritter und Grafen auf sich. Die bescheidene und sittsame Alisa kehrte sich aber wenig daran, sondern lebte auf ihrer stillen Burg ihr

verborgenes und anspruchloses Leben fort. Denn soviel Scharfsinn und Menschenkenntniß besaß sie schon, daß sie alle die Leute, die sich ihr von Zeit zu Zeit naheten, leicht durchschauen konnte. Die Einen waren von Alisas Schönheit, die Andern von ihren großen Reichthümern angezogen. Nur ein Einziger nahete sich ihr bescheiden und schüchtern — es war Kuno von Kyburg. Ihn zog was Edleres an die junge Herzogin, als hinfällige Schönheit und vergänglicher Reichthum, nämlich ihre vielen und großen geistigen Vorzüge. Ohne ihre äußern Vorzüge zu übersehen zog er doch diesen die innern vor. Unter einer schönen Form hatte sein scharfer Blick ein noch weit schöneres Wesen entdeckt. Denn was ist die Form ohne das Wesen? Nichts weiter, als eine Hülse ohne Frucht, und eine Schaale ohne Kern. Bei Alisa aber war unter einer schönen Schaale zugleich auch ein köstlicher Kern verborgen. Und diesen köstlichen Kern unter der schönen Schaale hatte Kuno bald entdeckt.

Alisas weiblicher Scharfblick hatte bald errathen, was Kuno in seiner Brust wohlverwahrt zu haben glaubte. Sie lernte bald auch in ihm einen vortrefflichen Jüngling kennen, den sie ihrer Achtung und Liebe würdig hielt. Nicht lange, und Alisa war Kunos Braut.

Eines Tages — es war ein gar lieblicher Sommerabend — saß Kuno vor seiner einsamen Burg auf einer steinernen Bank, und träumte beim Anblick der untergehenden Sonne von seinem künftigen Glücke.

„Wie wunderschön geht doch die Sonne unter!“ sprach Kuno bei sich selbst; „eben so schön geht sie auch morgen wieder auf. So ist mir mit dem Tode meiner

seligen Eltern auch eine schöne Sonne des Glücks untergegangen; sie wird mir aber bald in meiner vortrefflichen Alisa wieder eben so schön aufgehen." —

So träumte Kuno, und er war selig in diesem Traume. Ach, wie wäre es ihm nur in den Sinn gekommen, daß seine schöne Hoffnung nur ein kurzer Traum bleiben werde, aus dem er so bald und so schrecklich erwachen sollte!

Plötzlich stand ein Rittersmann an seiner Seite, der ihn mit dem wiederholten Rufe: „Herr Graf!" aus seinem süßen Traume weckte. Er erkannte ihn sogleich als einen von Alisas Knappen.

„Was bringst du mir für Kunde von St. Ziona?" war Kunos Frage.

„Ach, gestrenger Herr! eine traurige — eine sehr traurige!" war des Knappen Antwort. „Verzeiht, Herr Graf! ich will geradezu mit der Sprache heraus; denn es ist keine Minute zu verlieren. Denn wollet Ihr unsre theure Herzogin noch am Leben finden, so eilet — eilet nach St. Ziona!"

Wie vom Blitze getroffen fuhr Kuno von seinem Sitze auf, und rief: „Wie sagst du; habe ich dich recht verstanden? Ich soll auf der Stelle nach St. Ziona eilen, um die Herzogin noch am Leben zu finden?"

„Ja, gestrenger Herr!" erwiederte der treue Knappe mit einer Thräne im Auge; „Ihr habt mich recht verstanden. O, eilet, eilet! denn ein Schlagfluß hat sie plötzlich berührt. Ich habe mein Roß zu Tode geritten, um Euch so schnell, als möglich, die Nachricht davon zu bringen."

Diese letzten Worte hatte Kuno schon nicht mehr gehört; er war nach dem Marstalle geeilt, wo er sich das beste Roß eilends satteln ließ und auf welchem er, ohne bei Jemanden Abschied zu nehmen, mit Pfeiles Schnelle davon ritt. So schnell aber auch sein leichtfüßiger Mecklenburger durch das Thal dahineilte, so flog sein Herz doch noch schneller voraus. Sein Geist war schon zu St. Tiona, und sah die theure Alisa todtenbleich auf dem Sterbebette; wie sie den letzten Todeskampf kämpft; wie sie noch einmal die matten Augen öffnet, und die blassen Lippen zum letzten Lebewohl bewegt." „Ach, Alisa! theure Alisa!" rief er aus, und nur die schnelle Bewegung des Pferdes brachte ihn wieder zu sich. Denn es war nicht anders, als hätte es den Wunsch seines Herrn gekannt.

Gerade schlug es auf dem Schloßthurme ein Uhr, als Kuno über die Zugbrücke, und in den Burghof ritt.

„Lebt meine Alisa noch?" war seine erste Frage an die Knappen, die zu seiner Bedienung herbeieilten. Ein kurzes Ja war ihm schon genug um wieder neue Hoffnung zu schöpfen.

Es herrschte in der ganzen Burg eine Todtenstille, als er die lange Wendeltreppe hinanstieg. Ach! welchen grellen Abstich von der lauten Fröhlichkeit, die jüngst bei seinem Besuche hier herrschte. Wie pochte ihm das Herz, da er in das Vorzimmer der Herzogin trat! Daselbst empfing ihn mit feuchten Augen ein Kammermädchen, das ihn in das Krankenzimmer der Gebieterin führte. Aber wer konnte Kunos Schmerz beschreiben, der beim ersten Anblicke seiner todtbleichen Alisa, wie ein zwei-

schneidiges Schwert, sein Herz durchschnitt? Ach! da lag auf dem Sterbelager jene Braut, die vor wenigen Stunden noch, wie eine Rose blühte, mit geschlossenen Augen und halb erstorbenen Lippen, schon einer Verblichenen ähnlich. Sie hatte im ersten Augenblicke schon, da sie der Schlagfluß rührte, das Bewußtseyn verloren. Kuno knieete am Sterbelager seiner Braut nieder, um von Gott, dem Allmächtigen ihr Leben zu erflehen. Alle Umstehenden thaten desgleichen. Ach! er flehete so inbrünstig, und dennoch erhörte Gott sein Flehen nicht; weil seine Braut für den Himmel bestimmt war.

Stumm und regungslos lag der Unglückliche auf den Knieen, bis ihn der Arzt zum Aufstehen ermahnte. Er folgte willenlos. Unbeweglich blieb' er dann am Krankenlager stehen, und starrte mit thränenlosen Augen und mit gebrochenem Herzen auf die sterbende Braut hin.

„Ach, Alisa! — theure Braut!" rief er mit herzdurchdringender Stimme aus; „nur noch Einen Blick aus deinen Augen! — nur noch Ein Wort von deinen Lippen!"

Allein Alisas Augen blieben geschlossen, und stumm ihre Lippen. Denn in ihr war nichts Irdisches mehr, und ihr Geist gehörte schon nicht mehr ganz der Erde an.

Nach drei schmerzvollen Stunden wurde Kuno aus dem Krankenzimmer abgerufen, weil ein Eilbote ihn auf der Stelle zu sprechen wünschte. Er ging. Aber wie groß war sein Staunen, als Rupert, der alte Burgvogt, vor ihm stand!

„Ach, Herr! gnädiger Herr!" rief dieser mit einer Thräne im Auge. „Verzeiht, daß ich Euch zu einem alten Unglück noch ein neues verkünden muß! Ihr

mußt nicht erschrecken ob meiner Botschaft! Die Kyburg steht in Flammen! — die Kyburg brennt!"

Kuno erschrack wirklich nicht. Stumm und regungslos stand er vor Rupert, und starrte mit beiden Augen auf den Boden. Er schien für das neue Unglück ganz unempfindlich zu seyn. Denn in diesem Augenblicke, wo seine Braut in Todesgefahr schwebte, war er für alles Andere, ja für die ganze Welt, unempfindlich geworden.

„Großer Gott!" rief endlich Kuno aus, wie aus einem schweren Traume erwachend; was ist aus dem verborgenen Ritter — dem Freunde meines seeligen Vaters geworden? Lebt er noch, und ist er gerettet?"

„Will's Gott so lebt er noch," erwiderte Rupert; „denn ich habe ihn aus der brennenden Burg gerettet."

„Wo ist er nun? ist er in Sicherheit?" fragte Kuno immer ängstlicher.

„Wo er jetzt ist," antwortete Rupert verlegen, „kann ich Euch, gnädiger Herr, nicht sagen. Nachdem ich ihn aus der Burg gerettet hatte, floh er in den Wald, und ich eilte auf meinem Rosse hieher, um Euch schnell von dem Unglücke in Kenntniß zu setzen."

„Ach, gütiger Himmel! nun ist's gefehlt!" rief Kuno mit Schrecken aus. „Das letzte Unglück wäre noch das Aergste. Sterbend noch hat mir mein Vater die Sorge für den verborgenen Ritter nachdrücklich auf's Herz gebunden. Und wenn er nun nach einer fast 20 jährigen Verborgenheit, aus meiner Schuld, durch meine Sorglosigkeit, in die Hände seiner Feinde fallen, und eine Beute ihrer Rache würde! Du, lieber Heiland! wie könnte ich das verantworten? Ist denn der Himmel

so über mich erzürnt, daß er ein Unglück um das andere über mich verhängt?"

Rupert schlug die Augen nieder und schwieg.

„Ach, Rupert!" fuhr Kuno weicher fort, „das hättet Ihr nicht thun, und den anvertrauten Ritter nicht verlassen sollen! Da war Eure Treue zu mir zu weit gegangen. Wann Ihr gewußt hättet, daß mir an dem anvertrauten Freunde mehr gelegen ist, als an der väterlichen Burg, so hättet Ihr sicher anders gehandelt. Drum eilet, lieber Rupert! so schnell als möglich, wieder zurück, und suchet den Anvertrauten in allen Wäldern und Gebirgen der ganzen Umgegend auf. Und habt Ihr ihn gefunden, so fliehet mit ihm, auf geheimen Wegen nach der Schweiz, zum Grafen von Toggenburg, bei dem Ihr eine sichere Zufluchtsstätte finden werdet. Aber, eilet, eilet, guter Rupert! sonst ist Alles verloren." —

„Aber, Herr! geht Ihr nicht sogleich auch mit mir nach der brennenden Kyburg?" fragte der alte Burgvogt, und wartete mit unruhigem Herzen auf eine Antwort.

„Ich, mit Euch gehen? und jetzt, in dem Augenblicke?" fragte Kuno entgegen. „Ach großer Gott! wie wäre das möglich, da meine Braut in der Todesgefahr schwebt?"

„O, lieber guter Herr!" rief Rupert mit einer Thräne im Auge aus. „Ihr werdet uns doch in dieser großen Noth nicht im Stiche lassen? Alles steht unter den Waffen, Alles ist zum Kampfe bereit — nur der Anführer fehlet noch. Und Ihr wollet uns diesmal im Stiche lassen?"

„Ja, diesmal, guter Rupert!" erwiederte Kuno in großer Verlegenheit; „diesmal könnet ihr auf mich nicht bauen. Gegenwärtig tauge ich zu keinem Anführer einer kriegerischen Schaar. Ach, Rupert! mit mir ist's aus. Und gesetzt ich wäre auch einer muthigen Anführung fähig — was würde ich mit meiner kleinen Schaar gegen die mächtigen Freischöffen ausrichten. Denn diese und keine Andern haben meine Burg in Flammen gesteckt. Ich und alle meine Leute gingen in den sichern Tod. An meinem Leben wäre mir zwar jetzt wenig gelegen; aber das Leben meiner Unterthanen ist mir theuer. Nein, lieber Rupert! das Blut meiner Unterthanen nehme ich nicht auf mein Gewissen. Eine Fehde gegen die mächtige Vehme, ohne alle Vorbereitung und ohne Hülfstruppen, wäre eine Tollkühnheit. Geht nun, guter Rupert, allein nach Hause, entrichtet meinen treuen Unterthanen meinen freundlichen Gruß und meinen innigen Dank, entlasset sie, ermahnet sie zur Ruhe, und bekümmert Euch einzig und allein um den anvertrauten Ritter! Ja, Rupert, thuet so, und Gottes Rache wird die Mordbrenner sicher noch erreichen!"

Da Rupert einsah, daß sein Herr nicht so ganz unrecht habe, so drang er nicht mehr weiter in ihn, sondern gehorchte und entfernte sich.

Kuno kehrte mit schwerem Herzen in das Krankenzimmer zurück, und in diesem Augenblicke holte Alisa den letzten Athemzug. Ihr vortrefflicher Geist, zu gut für diese Welt, hatte die gebrechliche Hülle verlassen, und war wieder dahin zurückgekehrt, woher er gekommen, nämlich zu Gott, seinem Schöpfer.

Ku-

Kunos Leid und Schmerz zu schildern, wäre ein eitles Unternehmen. Wer es vermag, sich in seine jammervolle Lage zu denken, dem mag es eher gelingen, seinen namenlosen Schmerz mitzufühlen, als ihn zu schildern.

Sechszehntes Kapitel.

Kunos verzweiflungsvolle Lage.

Alisas Leichenbegängniß war feierlich und prachtvoll, und es flossen dabei viele aufrichtigen Thränen der Liebe und der Dankbarkeit. Alles trauerte um die Verblichene; denn sie war allgemein geliebt und geschätzt. Jedoch war unter allen Leidtragenden Niemand unglücklicher, als Kuno von Kyburg. Stumm und thränenlos folgte er hinter dem Sarge, bis in die Familiengruft. Da kniete er noch in stummer Wehmuth, als sich schon Alles aus der Todtengruft entfernt hatte. Alles war stille um ihn her, nichts regte sich, als der qualvolle Schmerz in seiner Brust. Sein Herz war so beklommen, daß er glaubte, es müsse ihm vor Schmerz zerspringen. Jedoch die Thränen, die schon manchen Schmerz gelindert, erbarmten sich seiner, und machten seinem beklommenen Herzen wieder leichter.

Nur noch Einmal wollte er die Verblichene sehen, und dann fliehen, weit von dieser Gegend, um nie wieder dahin zurückzukehren. Er lüftete mit zitternder Hand den Sarg, und ein Schauder fuhr ihm durch die Glieder. Denn es kam ihm beim Lüften des Sarges ein Modergeruch entgegen. Zusammenschaudernd deckte er

den Sarg wieder zu, floh aus der Todtengruft, aus der Burg und der Gegend.

Mit zerrissenem Herzen durcheilte er auf seinem schnellfüßigen Roße Wälder, Fluren und Auen, als fliehe er vor mächtigen Verfolgern. Noch nie so, wie jetzt, hatte er die Hinfälligkeit der Jugend und Schönheit und die Vergänglichkeit alles Irdischen gefühlt. Es wandelte ihn an Allem in der Welt einen Eckel an. Alles um ihn her, jedes dürre Reis, jedes welke Blatt erinnerte ihn an die Sterblichkeit. Und jedes Thal kam ihm, wie eine Todtengruft vor. Er ward, im Uebermaaße seines Schmerzgefühles, des Lebens überdrüssig, und wünschte sich den Tod.

Er ritt durch anmuthige Thäler, durch freundliche Haine und liebliche Gefilde; aber für Alles blieb er kalt und theilnahmslos. Wie verschlossen waren seine Augen für die buntbemalten Wiesen, obstreichen Gärten und gesegneten Saatfelder, und wie taub waren seine Ohren für den lieblichen Gesang der Vögel. Ach! wie ganz anders war es ihm zu Muthe gewesen, als er vor ungefähr 8 Tagen durch dieselben anmuthigen Gegenden ritt! Damals lächelte ihn Alles freundlich an; Alles um ihn her hauchte junges Leben und verkündete ihm Gottes Herrlichkeit. Aber so war es bei ihm jetzt nicht mehr. Alles um ihn her kam ihm vor, wie abgestorben. Die ganze prachtvolle Natur erschien ihm, wie ein verödeter Tempel, worin man kaum noch Spuren alter Pracht und Herrlichkeit erblickt.

Woher denn diese plötzliche Veränderung? Worin lag ihr Grund? Er lag nicht in Kunos äußerer Umgebung, sondern einzig und allein in seinem Innern. Die

Natur prangte noch wie zuvor, in ihrer unveränderten Schönheit; aber sein Herz, sein Gemüth war nicht mehr dasselbe. Seine übermäßige Trauer hatte sein Gefühl für alles Schöne ganz unempfindlich gemacht. Was auf sein wundes Herz hätte lindernden Balsam träufeln können, dafür war er ganz unempfindlich. Ach, wie schwer hält es doch, bis selbst auch gute Herzen im Dulden, Entbehren und Entsagen so geübt sind, daß sie nicht von der goldenen Mittelstraße des Gleichmuths und des Gottvertrauens abgleiten! Ja, der schwache Erdenmensch hat eher, als er es vermuthet, die schmale Linie zwischen Gleichmuth und Mißmuth, und zwischen Vertrauen und Mißtrauen überschritten. Er überschreitet sie aber nicht, sobald er in Leiden und Trübsal sogleich zu Gott seine Zuflucht nimmt, und mit kindlicher Ergebenheit von seiner allmächtigen Hand sich führen läßt.

Aber welcher Sterbliche hat auf seiner Bahn durch's Leben noch nie gestrauchelt? Wohl dem, der vor dem Falle noch zu besserer Einsicht kommt! Kuno strauchelte, ihm winkten schon die offenen Arme der Verzweiflung, um ihn auf ewig zu umfassen — aber in diesem entscheidenden Augenblicke ritt er an einer Kapelle vorüber. „Halt rief die bessere Stimme in seiner Brust, gehe in diese Kapelle und bete!"

Er griff dem Roß in die Zügel, hielt an, stieg ab und trat in die kleine Kapelle ein. Eine heilige Ehrfurcht durchschauderte sein Inneres, als er in das einsame, stille Gotteshaus trat. Es tauchten in seiner Seele neben den trüben Bildern freundlichere auf. Es war ihm, als wandelten an seiner Seite seine verklärten Eltern. Und er glaubte in diesem feierlichen Augenblicke, die letzten

Worte seiner sterbenden Mutter zu hören: „Lieber Kuno! bewahre stets den frommen Glauben deiner Väter, und nichts gehe dir über Gott, Religion und Tugend!“ —

Er trat ehrfurchtsvoll bis an die Stufen des Altares, und da knieete er nieder, faltete fromm die Hände, und sein Herz ergoß sich in einem andachtvollen Gebete. Und bald fühlte er die Kraft des Gebetes. Der Schmerz in seiner Brust wurde schwächer, und an die Stelle seines Schwermuths trat eine sanfte Wehmuth. Es wurde ihm wohler und immer wohler um's Herz. Seinen Augen entfloßen sanfte Thränen, die sehr wohlthätig auf sein Inneres wirkten. Seine Seele erglühte immer mehr von heiliger Andacht. Immer klarer trat ihm das Bild des göttlichen Heilandes vor seine Seele, wie er ihn sich vorstellte, so oft er die göttlichen Worte las, die der Heiland in seiner Leidensnacht auf dem Oelberge sprach, als ihm ein Engel den Leidenskelch zeigte. In den nämlichen Worten rief er nun aus: „Vater! nimm diesen Kelch von mir hinweg; doch wenn du willst, daß ich ihn trinke, so geschehe nicht, wie ich will, sondern wie du willst!“ — „O, göttlicher Heiland! du hast ihn ausgetrunken, den bittern Kelch, den dir dein himmlischer Vater darbot, und zwar mit himmlischer Geduld, bis auf den letzten Tropfen. Aber ach! was bin ich für ein kleinmüthiger Mensch! ich wollte schon verzweifeln, da mir Gott einen Kelch zum Trinken darreichte, der lange nicht so bitter ist, als jener, den du, o göttlicher Heiland! getrunken hast. Ach, verzeihe meinem Kleinmuth und meinem schwachen Glauben! Komm' meiner Schwäche zu Hülfe, und stärke mein schwaches Herz! und ich will ihn austrinken, den Leidenskelch, bis auf den letzten

Tropfen. Ja, Herr! ich will in meinem Vertrauen nicht mehr wanken, sondern will mich fest halten an deiner Hand, die mich auch auf den dunkelsten Pfaden meines Lebens sicher führen wird. Ich will leben, so lange leben, als du es beschlossen hast — nur, göttlicher Heiland! verlasse mich nicht!"

So betete Kuno, und sein Gebet drang durch die Wolken, bis zum Throne Gottes, vonwo herab Trost, Muth und Kraft in seine Seele kam. Er fühlte sich gleich nach seinem Gebete gestärkter.

Jetzt fielen seine Blicke auf ein Oelgemälde, das über dem Altare hing, und je länger er es betrachtete, desto mehr Eindruck machte es auf sein wundes Herz. Es stellte den sterbenden Heiland am Kreuz vor, wie er noch mit halberstorbenen Augen auf seine Mutter und seinen Schooßjünger hinblickt, und mit schwacher Stimme sie tröstete. Die göttliche Mutter steht in stiller Wehmuth und in aller Gottergebenheit neben dem betrübten Jünger, und blickt mit thränenvollem Auge zum Kreuze hinauf.

„Ach, göttliche Mutter!" rief mit Begeisterung der Betende aus; „wie groß und wie stark warst du da, wo wir armselige Menschen gerade am kleinsten und am schwächsten sind! Den Schmerz, der in jenem Augenblicke, da dein göttlicher Sohn am Kreuze starb, wie ein zweischneidiges Schwert, dein Herz zerschnitt, hat noch kein Sterblicher auf Erden empfunden. Und mit welcher Geduld, mit welcher Ergebenheit hast du ihn ertragen! Zu keiner Klage hat sich dein Mund geöffnet, und kein Mißtrauen schlich sich in dein Herz. O, Größte der Dulderinnen! o schmerzhafte Mutter! wie beschämt

kniee ich hier vor deinem Bilde! Bitte doch bei deinem göttlichen Sohne, daß er mich stärken möge zu jenen Tugenden, worin ich dich jetzt so bewundere!"

Auch dies letztere Gebet hatte nicht minder, als das erstere, segensreich auf sein Gemüth gewirkt. Vertrauungsvoller, gottergebener und mit mehr Seelenstärke erhob er sich von der Stufe des Altares. Und es war ihm im Geist nicht anders, als lächeln ihm die verklärten Geister seiner theuren Alisa und seiner geliebten Eltern aus den himmlischen Gefilden wohlgefällig Beifall zu. Sein Gemüth erheiterte sich, und er verließ, als ein ganz umgewandelter Mensch, das stille Gotteshaus.

Die wundersame Umänderung seines Gemüthes hat der Welt wieder einen guten Menschen, der Ritterschaft einen Helden, und dem Fürst und Vaterlande einen treuen und wackern Vertheidiger geschenkt. Wir verlassen ihn jetzt, bis wir ihn wieder, als einen tapfern Helden, an der Spitze eines mächtigen Heeres, finden werden.

Siebenzehntes Kapitel.

Das edle Mädchen zu St. Valentin.

Die Wallfahrt zu St. Valentin lag am Fuße des Kühfelsens, in einem kleinen, anmuthigen Thälchen. Unfern derselben stand das kleine, herrschaftliche Jägerhaus. Der Jäger und der Klausner waren nun die nächsten Nachbarn. Sie lebten stets mit einander in brüderlicher Liebe und Freundschaft. Täglich waren sie bei-

sammen und erbauten einander wechselseitig durch fromme Gespräche.

Der damalige Jäger hieß Martin, und war, wie der Bruder Klaus, allenthalben als ein frommer und rechtschaffener Mann bekannt. Er war noch unverheirathet, und ein Mann von etlichen fünfzig Jahren. In frühern Jahren hatte er eine Haushälterin, die eine tugendhafte Person war, nun aber schon etliche Jahre auf dem Kirchhofe lag. Jetzt führte seither seine erwachsene Tochter die Haushaltung. Er gab sie für die Tochter seines längst verstorbenen Bruders aus, die er nun als seine Pflegetochter angenommen habe. Niemand im ganzen Thale zweifelte daran.

Martins Pflegetochter war ein verständiges, geschicktes und tugendhaftes Mädchen, und hieß Marie. Sie nannte Martin nur ihren Vater obwohl sie wußte daß ihr ächter Vater schon längst gestorben sey. Die Mutter, die sie sich eben so wenig, als den Vater, noch vorstellen konnte, soll fast um dieselbe Zeit, mit dem Vater gestorben seyn.

Von ihrem vierten Jahre an hatte sie die fromme und tugendhafte Katharine, Martins Haushälterin, ihre Mutter genannt. Katharina hatte aber auch diesen schönen Namen wohl verdient; denn sie war der Waise im ächten Sinne des Wortes eine Mutter gewesen. Maria hatte alle ihre Tugenden und Vorzüge des Herzens von ihrem Pflegevater und ihrer Pflegemutter geerbt. Sie schätzte und liebte daher ihren Pflegevater so sehr, als nur ein gutes und dankbares Kind seinen Vater ehren, schätzen und lieben kann. Auch die seelige Pflegemutter blieb ihr unvergeßlich im Angedenken, und so oft sie

nur konnte, besuchte sie ihren Grabeshügel, betete darauf und weinte jedesmal eine frische Thräne der Liebe und der Dankbarkeit. Auch für den frommen Bruder Klaus hatte sie eine unbegränzte Verehrung; denn er war ihr von Jugend auf der Religionslehrer gewesen. Sie zeigte sich aber auch bei jeder Gelegenheit dankbar und erkenntlich dafür. Auch jetzt noch war es ihre schönste Stunde, wann sie den ehrwürdigen Greis von Gott, dem lieben Heilande, von der göttlichen Religion, oder sonst von nützlichen und lehrreichen Dingen erzählen hörte. Sie war aber auch des Greises Lieblingin.

Da Marie ein wunderschönes Mädchen war, so wurde sie von allen Pilgern, die nach St. Valentin walleten, nur das schöne Mädchen zu St. Valentin genannt. Dies hörte sie aber nicht gerne; lieber war es ihr, wenn man sie das gute Mädchen nannte. Wer sie genauer kannte, und die Tugend höher schätzte, als die Schönheit, nannte sie auch so. Sie war auch von Herzen gut, und der Adel ihrer Seele überstrahlte bei weitem die Schönheit ihres Körpers.

Etliche Tage nach der Schreckensnacht, in welcher die Kyburg in Flammen aufging, ließ Maria, wie gewöhnlich, am Fuße des Kübfelsens ihre Ziege weiden. Diese Ziege war ihr sehr lieb, denn sie zog immer so viel Milch von ihr, als sie und der Bruder Klaus täglich in die kleine Haushaltung brauchten. Sie trug daher große Sorgfalt für das nützliche Thierlein. Während die Ziege unfern grasete, saß sie auf dem Rasen, strickte und sang mit leiser Stimme ein frommes Liedchen. Endlich blickte sie nach der Sonne, und diese neigte sich schon zu ihrem Untergange. Plötzlich fuhr sie von

ihrem Sitze auf; denn sie hatte diesmal fast auf ihre Ziege vergessen.

Aber wie erschrack die gute Maria, als sie die Ziege nirgends mehr sah! Sie lief eilends bergan und waldein, rief und lockte das Thierlein; aber es zeigte sich keine Spur von ihm. Sie machte sich wegen ihrer Sorglosigkeit bittere Vorwürfe.

„Ach, großer Gott!" rief sie mit einer Thräne im Auge aus; „was fange ich nun an, wann ich die Ziege nicht mehr finde? Was werden mein Vater und der Bruder Klaus von meinem Leichtsinne denken? Sie werden sicher mir zürnen. Warum habe ich doch auch diesmal so wenig auf die Ziege acht gegeben? So etwas ist mir noch nie begegnet. Wo sie doch nur auch hingekommen seyn mag? Sie hat sich doch noch nie weit vom Hause entfernt. Ohne sie kann ich unmöglich nach Hause gehen. Ja, ich muß sie wieder finden, und wann ich das ganze Gebirg durchstreifen muß!"

So dachte und sprach Marie bei sich, und war fest entschlossen, vom Nachsuchen nicht eher abzustehen, bis sie wieder im Besitz ihrer Ziege seyn würde. Sie stieg den steilen Kübfelsen immer höher und höher hinan. Wohl Hundertmal war sie ausgeglitscht, oder hatte sich an Dorngesträuchen Hände und Füße wund gerissen. Aber sie gab weder ihren Muth, noch ihre Hoffnung auf. Endlich war sie auf dem Gipfel des hohen Kübfelsen, nahe bei den Ruinen der Kyburg.

Sie war schon im Begriffe einen andern Weg einzuschlagen, als sie plötzlich ihre Ziege im Gesträuche, nahe an der abgebrannten Kyburg, erblickte.

„Gottlob!“ rief sie entzückt und jubelnd aus; endlich habe ich sie doch wieder gefunden! Aber du bist doch ein boshaftes Ding! Warte nur ich will dir das Entlaufen schon verleiden! So bald ich heimkomme, sperre ich dich ein, und lasse dich lange, lange nicht mehr heraus. Und das zur Strafe für deine Bosheit. Suche ich dich doch schon über eine halbe Stunde, in Thal und Wald, und habe sogar den hohen Kübfelsen ersteigen müssen! Nein, das ist zu arg; diesmal hast du es mir auch gar zu bunt gemacht! — Doch weil es das Erstemal ist, so will ich diesmal noch gnädig sein, und dir Pardon ergehen lassen.“

So sprach Maria halb in Aerger, halb in Freude, und wollte mit der Ziege davoneilen. Plötzlich aber vernahm sie aus dem nahen Gemäuer her ein dumpfes Jammern und Seufzen, wie das eines schwachen Kranken. Sie schauderte vor Schrecken zusammen; denn in diesem Augenblicke fiel ihr der Burggeist ein. Sie wollte fliehen, aber die Ziege sträubte sich.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ rief sie ängstlich aus, und wäre bald ohne die Ziege davon geeilt. Aber die Stimme ließ sich wiederholt und etwas lauter hören. „Ach, erbarmet Euch! — erbarmet Euch eines Sterbenden!“

„Also ein Sterbender wäre es — und nicht der Burggeist?“ sprach Maria halblaut vor sich hin, und nahete sich furchtsam jener Stelle, woher sie die jammernde Stimme vernommen. Plötzlich aber schauderte sie bei dem Gedanken zurück: „wenn aber alles nur ein Blendwerk wäre?“ Sie wollte wieder umkehren.

„Ach, fürchtet Euch nicht!“ rief es wieder in den

Ruinen; „ich bin der Burggeist nicht — bin ein Mensch, wie Ihr, aber ein Unglücklicher. Um Jesu Willen erbarmet Euch meiner!"

„Um Jesu Willen?" fragte Marie staunend. „Ja, wann Ihr mich um Jesu willen bittet, da kann ich nicht anders — da will und muß ich Euch beistehen. Wäret Ihr auch ein Geist, so könnet Ihr doch kein böser seyn; weil Ihr den allerheiligsten Namen Jesu ausgesprochen habt."

Mit diesen letzten Worten nahete sie sich den Ruinen wieder; jedoch mit furchtsamen Schritten und mit pochendem Herzen. Denn die Sonne war schon längst untergegangen. Sie mußte vorerst über eine eingestürzte Stockmauer schreiten, und von da erblickte sie vor sich ein halbverschüttetes Gewölbe. Sie blieb furchtsam stehen, und blickte gebückt, aber vorsichtig in das Gewölbe hinein.

Ach! was erblickte sie darin? — Etwa den Burggeist? — Nein, nur einen jammernden Greis, der schwach und todtenbleich auf der bloßen Erde lag.

„Gutes Mädchen!" sprach der Greis mit sanfter Stimme, „seyd ohne Furcht! Ein schwacher kranker Greis fügt Euch kein Leid zu."

Endlich wagte Marie noch einige Schritte, und — sie stand im Gewölbe vor dem todtenblassen Greise. „Ach, armer unglücklicher Mann!" rief sie voll innigsten Mitleids aus; „wie, und womit kann ich Euch helfen?"

„Seyd so barmherzig, und reichet mir einen Trunk Wasser!" erwiederte der schwache Greis; „denn ich muß sonst vor Durst verschmachten."

„Ach, nein! das sollet Ihr nicht! versetzte Marie und eilte davon. Sie eilte dem großen Radbrunnen zu, der ihr wohl bekannt war. Aber unterwegs fiel ihr plötzlich ein, daß sie kein Trinkgeschirr habe. In diesem Augenblickt stolperte sie an einen Scherben, und — sieh'! es war der untere Theil von einem zerbrochenen steinernen Kruge. Entzückt vor Freude hob sie ihn vom Boden auf, und eilte weiter. Nun war sie am Brunnen. Aber, ach! welch ein schmerzlicher Anblick! Das große Rad, das zum Treten bestimmt war, sammt beiden Eimern, war ganz zertrümmert.

„Großer Gott!" rief Marie aus „was fange ich nun an; woher nehme ich Wasser? Auf dem ganzen Berge weiß ich keine Quelle, und bis ich unten im Thale, und dann wieder oben auf dem Berge bin, kann unterdessen der arme Greis verschmachten. O, heiliger Valentin! hilf mir doch aus meiner Noth!"

In diesem Augenblicke zupfte sie etwas hinten am Rocke; sie blickte um, und — ihre Ziege stand dicht hinter ihr. Da fuhr ihr plötzlich ein guter Gedanke durch den Kopf.

„Gottlob! — gottlob!" rief sie voll Entzücken aus; „es ist geholfen — der arme Greis darf nicht verschmachten! Aber warum bin ich doch nicht gleich auf diesen Gedanken gekommen?"

Eilends setzte sie sich unter die Ziege, hob den zerbrochenen Krug unter, und fing zu melken an. Während sie melkte, sprach sie immer mit der Ziege.

„Bleib' stehen, liebes herziges Thierchen! halt' stille! Hast recht gethan, hast dich brav gehalten, daß du da herauf geklettert bist. Nun bin ich dir wieder

gut, recht gut. Ich will dich aber morgen auch dafür belohnen; du mußt einen Festtag haben. Lauter junge Schößlein will ich dir sammeln — das wird dir schmecken!"

Nun war der Scherben voll, und Maria eilte damit zum Greise hin. Sie neigte sich zu ihm herab, hielt ihm mit den Worten den Scherben an den Mund; „da trinket, lieber, alter Mann! es ist zwar kein Wasser; aber es stillt Euch doch den Durst — es ist frische Ziegenmilch."

Der Greis trank in gierigen Zügen.

„Trinket nur aus, lieber Mann!" fuhr Marie fort; wann Ihr diese getrunken habt, so hole ich Euch wieder frische."

Der Greis erhob seine matten Augen, faltete seine Hände, und rief aus: „das edle Mädchen! möge Euch der liebe Gott vergelten!" Dabei zitterte eine Thräne in seinem halberstorbenen Auge.

„Wie ist es Euch nun, lieber alter Mann?" fragte Marie mit zärtlicher Sorgfalt, und trocknete ihm mit ihrem reinen Sacktuche die Thräne vom Auge.

„Besser, viel besser, liebes, gutes Mädchen!" war des Greisen Antwort.

„Gottlob!" versetzte Marie, und eilte davon, um die Ziege, die draussen noch immer ruhig weidete, noch Einmal zu melken. Bald war sie wieder zurück; der Greis trank, und fühlte sich immer gestärkter.

„O, gutes Mädchen!" rief er später wieder aus; „Ihr ward mir ein Engel in der Noth. Hätte Euch der liebe Gott mir nicht zur Rettung gesendet, so wäre ich diese Nacht noch gestorben."

„O, gottlob!“ versetzte Marie, „daß unsre Ziege hieher entlaufen ist! Das hat der liebe Gott so gefügt.“

„Ja, durch Gottes Leitung, gutes Mädchen! seyd Ihr zu meiner Rettung erschienen. Aber ach! . . . .“ So sprach der Greis und seufzte tief.

„Habt Ihr noch etwas zu befehlen, lieber Mann?“ fragte Marie mit einem mitleidsvollen Blicke.

„Ich befehlen?“ fragte der Greis entgegen. „Ja, es war einmal eine Zeit, wo ich zu befehlen hatte; aber diese ist schon längst vorüber. Nun aber bin ich einer der ärmsten und unglücklichsten Menschen auf Erden, dem der Mitleidsvolle auf seine Bitte nicht einmal ein Almosen reichen darf. Ach, gutes Mädchen! wann Ihr wüßtet, wer ich bin — Ihr würdet keinen Augenblick länger bei mir verweilen; ja Ihr würdet fliehen, eilig fliehen!“

„Wer könntet Ihr denn seyn, daß ich vor Euch fliehen würde?“ fragte Marie mit Erstaunen. „Ich fliehe nur vor bösen Menschen, und daß Ihr das nicht seyd, sagt mir Euer frommes und ehrwürdiges Angesicht.“

„Ja, ein Sünder bin ich, aber kein Verbrecher,“ erwiederte der Greis. „Gott, der Allmächtige ist mein Zeuge, daß ich kein Verbrecher bin. Aber dennoch gutes Mädchen! hält mich die böse Welt dafür. Sie hat mich verdammt, aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und vogelfrei erklärt. Denn ich bin — erschreckt nicht gutes Mädchen! — ich bin ein Vervehmter!“ —

„Vervehmter?!“ — fragte Marie mit Entsetzen, und bebte einige Schritte zurück.

„Ihr seyd noch da, seyd noch nicht geflohen aus der Nähe eines Vervehmten, eines Geächteten?“ fragte der Greis mit schwacher Stimme. „Fliehet und schweiget zu Allem, was Ihr gesehen und gehört, sonst seyd Ihr des Todes! Ihr habt einem Geächteten ein Almosen gespendet, und diese Wohlthat bestraft die Vehme als ein Verbrechen, das den Tod verdient. Fliehet gutes Mädchen, fliehet und schweiget!“

„Ich soll fliehen? — Ich soll euch verlassen, und Euch dem Tode Preis geben?“ versetzte Marie mit einer Thräne im Auge.“ Das wäre grausam, sehr grausam von mir! Nein, davor bewahre mich der liebe Gott!“

Sie trat wieder ganz nahe zum Greise hin, neigte sich zu ihm herab, ergriff seine Hand, küßte und benetzte sie mit einer Thräne und sprach: „Verzeiht, guter, alter Mann! wann ich Euch etwa gekränkt habe. Ich bin nicht vor Euch so erschrocken, sondern vor dem schrecklichen Worte, das Ihr so eben ausgesprochen habt. Denn es gibt kein schrecklicheres Wort in der Welt, als das Wort „vervehmt“ — „geächtet“. Ach! wie hätte ich denn vor Euch erschrecken sollen, da Ihr so fromm, so gut seyd? An Eure Unschuld glaube ich so fest, als an den lieben Gott im Himmel. Ihr seyd gewiß ein unschuldig vervehmter Ritter, deren es jetzt zu unserer Zeit, wie mir mein Vater schon oft erzählt hat, gar Viele geben soll? Ach, armer, unglücklicher Mann! wie dauert Ihr mich! Ihr müsset dem Tode entrissen werden! Aber wie fange ich es nur auch an?“ —

„Ach, vortreffliches Mädchen!“ rief der Greis im Gefühle der innigsten Rührung aus! „Ihr wollet Euch der Gefahr aussetzen? Ihr wollet Euer junges Leben

wagen, um eines Geächteten, eines Verfehmten willen? So viel Edelmuth hätte ich wahrlich bei keinem Mädchen gesucht! O, Ihr müsset kein Erdenkind — sondern ein Engel seyn!" —

Da traten Thränen der Rührung in sein mattes Auge, und flossen unaufhaltsam über seine hagern Wangen hinab.

„Nein, gutes Mädchen!" fuhr der Greis weichen Herzens fort; nein, das müsset Ihr nicht thun. Ihr seyd noch so jung, so herzensgut, so fromm! — ach! es wäre schade um Euer junges, edles Leben. Seht, ich bin schon alt und abgelebt! bin schon längst vergessen; bin schon viele Jahre von der Menschheit ausgeschlossen — an mir ist wenig mehr gelegen. Ich sterbe gerne — nur wünsche ich noch die Gnade von Gott, vor meinem Tode noch einen Priester zu haben!" —

„Müßt noch nicht vom Sterben reden, lieber Mann!" versetzte Marie unter Thränen; „seht, sonst bricht mir das Herz! Nein, Ihr dürfet noch nicht sterben! Ich will sogleich nach Hause eilen, es meinem Vater und dem Bruder Klaus erzählen, und — ich bin versichert, daß sie Euch nicht im Stiche lassen. Mein Vater und der Bruder Klaus haben die Herren Ritter gar gerne, besonders die braven und unglücklichen."

Nach diesen Worten wollte Marie forteilen, kehrte aber schnell wieder um, zog ihre Schürze und ihr Halstuch ab, wickelte Alles in ihr Taschentuch, hob dem Greise den Kopf in die Höhe, und legte das Bündelchen darunter.

„So lieber, alter Mann! so lieget Ihr jetzt besser. Be=

Behüte Euch der liebe Gott! Es wird bald Hülfe und Rettung kommen."

So sprach das edle Mädchen, und eilte davon. Der Greis wollte sprechen, aber Thränen der Rührung erstickten seine schwache Rede.

Achtzehntes Kapitel.

Die wundersame Entdeckung.

Aus dem niedrigen Gewölbe eilte Marie zuerst zur Ziege, die sie mit dem Stricke, welchen das Thierlein am Halse trug, an den nächsten Baum band; und dann hüpfte sie, wie ein Reh, den Kübfelsen hinab, der Heimath zu.

Martin der Jäger, und der Bruder Klaus waren voll Angst wegen Mariens Ausbleiben. Martin hatte sie im ganzen Thale aufgesucht, sie allenthalben beim Namen gerufen, und war bangen Herzens gerade in dem Augenblicke zurückgekommen, als Marie voll Athem und mit schweistriefender Stirne in die Stube trat. So froh und so erfreut der zärtliche Pflegevater auch war, so glaubte er doch seine Freude verbergen und der Pflegetochter über ihr zu langes Ausbleiben eine kleine Strafpredigt halten zu müssen. Sie fiel aber sehr kurz und glimpflich aus.

Obwohl Marie, die vor Athemholen nicht sogleich zur Sprache kam, ihrem Pflegevater, durch allerlei Zeichen und Deutungen, zu verstehen gab, daß sie ihm wichtige Dinge mitzutheilen habe, so achtete dieser vor inniger Freude nicht darauf, sondern eilte sogleich zum

Hause hinaus, um dem Bruder Klaus die frohe Botschaft von Mariens Rückkunft zu bringen. Denn beide Männer hatten das gute Mädchen unvergleichlich lieb. Und was ihre Sorgfalt für das Mädchen noch vermehrte, war bis jetzt für Jedermann noch ein Geheimniß geblieben.

Kaum hatte Martin in des Bruders Klause die frohe Botschaft geendet, so stand Marie schon hinter ihm. Sie hatte sich nun erhohlt, und begann mit den rührendsten Worten die Begebenheit auf dem Kübfelsen, innerhalb den Ruinen der Kyburg, mitzutheilen. Sie schilderte das Elend des Verwehmten mit solchen Farben, daß den beiden Greisen das Herz warm und die Augen feucht wurden. Und da sie sein Aeußeres ziemlich treu beschrieb, entfärbte sich Martins Angesicht. Ihm fuhr eine Ahnung durch die Seele, wozu er in diesem Augenblicke noch schweigen mußte, und die er erst dann seinem Freunde offenbarte, als sich Marie entfernt hatte, um zu Hause Vorkehrungen zu des Verwehmten Rettung zu treffen.

Bruder Klaus fand Martins Vermuthung wahrscheinlich, und beide berathschlagten unter sich, wie der Unglückliche, ohne verrathen zu werden, zu retten sey. Der Eine rieth dies, der Andere jenes, und sie konnten lange nicht in ihren Meinungen einig werden. Endlich kamen sie doch darin überein, daß Martin mit seiner Tochter diesen Abend noch den Kübfelsen ersteigen, den Unglücklichen mit Speisen und Getränken stärken, und dann, wann dessen Körperkräfte es erlauben, versuchen sollen, den Verwehmten heimlich nach der Valentins Kapelle zu bringen, und ihn in dem darunter befindlichen Gewölbe zu verbergen.

Martin ging, unter Anrufung Gottes um seinen Segen und Beistand, unverweilt an die Ausführung seines edlen Unternehmens.

Zu Hause hatte Marie schon alles Nöthige in Bereitschaft, und so viele Sachen zusammengepackt, daß Beide daran zu tragen hatten. Sie kamen glücklich, und ungesehen auf dem Kübfelsen an. Als sie sich den Ruinen naheten, hörten sie den Unglücklichen überlaut beten. Er sprach gerade einen Segensspruch über die abwesende Marie und ihre ihm noch unbekannten Eltern. „Möge ihnen der gütige Himmel ein langes, zufriedenes Leben gewähren, und sie einstens zur ewigen Seligkeit aufnehmen!" Damit endete er gerade, als Vater und Tochter in das niedere Gewölb eintraten. Martin mußte sich bücken.

„Da wäre ich denn schon wieder, lieber guter Mann!" rief Marie beim Eintritt, und warf einen schweren Bündel vom Kopfe auf den Boden, zur Seite des unglücklichen Greises. Er hielt noch die Hände zum Beten gefaltet, und seine aufwärtsgerichteten Augen waren mit Thränen gefüllt. Er hatte Mariens Vater noch nicht erblickt; als diese zu ihm hintrat und sprach: „seht, guter Mann! meinen Vater. Er ist gekommen, um Euch zu retten." —

„Gelobt sey Jesus Christus!" mit diesem Gruße nahete sich Martin dem Unglücklichen.

„In Ewigkeit!" war des Greises fromme Erwiederung.

Während Martin eine leuchtende Laterne neben sich hinstellte, und einen steinernen Krug aus einem Arm=

korbe nahm, und sich zum Greise herabneigte, war Marie eifrig mit andern Verkehrungen beschäftigt.

„Da, unglücklicher Mann!“ sprach Martin mit leiser Stimme; „da nehmet vorerst einen stärkenden Trunk! denn Ihr scheint sehr schwach zu seyn. Dürfet schon trinken; es ist vom ächten Rheinwein.“

Der Greis nahm den Krug in beide Hände, hielt ihn an den Mund, und trank in guten Zügen.

„Er mundet ihm, der köstliche Wein,“ versetzte Martin, hob die Laterne von der Erde auf, und beleuchtete des Greises Angesicht. Der Greis that den Krug vom Munde und stellte ihn neben sich hin. Der alte Wein hatte ihn gestärkt.

„O, Jesus, Maria!“ rief Martin in diesem Augenblicke aus, und die Laterne entfiel seiner Hand.

„Was ist Euch, lieber Vater?“ fragte Marie erschrocken, und hob die Laterne wieder auf.

„Er ist's! — Er ist's!“ sprach Martin weiter, fiel neben dem Greis auf die Kniee, ergriff heftig dessen Hand, drückte sie an sein Herz und an seine Lippen.

„Ach, lieber Herr! — ach, guter Herr!“ — rief er schluchzend, „muß ich Euch so wieder finden!?“ Er konnte nicht mehr weiter sprechen, sondern Thränen erstickten seine Rede. Marie stand in Verwunderung daneben, und wußte nicht, was sie davon denken sollte.

„Welche bekannte Stimme!“ rief hierauf der Greis, indem er sich mit Mühe aufrichtete; „Mann, wer seyd Ihr?“

„Ach, lieber Herr!“ erwiederte dieser, „kennet Ihr mich denn nicht mehr? Ich bin Kurt, Euer Diener. Ach! warum muß ich Euch so wieder finden?“

„Ja, du bist mein treuer Kurt," sprach der Greis mit Entzücken; „jetzt kenne ich dich wieder. Komm' in meine Arme — an meine Brust!" —

Während beide Greise einander in den Armen lagen, stand Marie vor Erstaunen wie versteinert da; denn sie sah und hörte Dinge, die ihr ganz unerklärlich waren. Jedoch sie faßte sich bald wieder, und erinnerte sich an das Bett, welches sie dem kranken Greise im Hintergrunde des Gewölbes bereitet hatte.

„Laßt uns, lieber Vater!" sprach sie zu Kurt, der sich der Umarmung wieder entwand: „laßt uns Euern Herrn dort auf's Bett hinbringen; denn die Erde ist gar kühl und hart."

Erst jetzt bemerkte Kurt, daß sein kranker Herr noch immer auf der bloßen Erde liege. Sogleich umfaßte er ihn mit seinen nervigen Armen, und trug ihn auf das weiche Lager hin.

„Ach, verzeiht, lieber Herr!" bat alsdann Kurt, „daß ich Euch so lange auf der harten Erde habe liegen lassen. Wie Ihr so mager, so krank und alt aussehet! Es muß Euch seither gar übel ergangen seyn! O, lieber, guter Herr! ich kann mich vor Freude kaum fassen, daß ich Euch — Euch, bester Herr! wieder habe. — Aber ach! verzeiht Euerm Diener, daß er aus eigener Freude bald Eure große, überaus große Freude vergessen hätte!"

Während er Mariens Hand ergriff, und sie näher zu seinem Herrn hinführte, fragte der Greis: „Du bist also verheirathet, lieber Kurt? O, was hast du für eine engelsgute Tochter! Ohne sie wäre ich vielleicht schon nicht mehr, und dann hätte ich dich, und du hät-

test mich in diesem Leben nicht mehr gesehen. Ich gratulire dir von Herzen, du bist ein glücklicher Vater."

„Ach, ja, lieber Herr!" versetzte Kurt, „ich bin es gewesen, bis zu dem Augenblicke, wo ich Euch wieder gefunden habe. Aber jetzt und von nun an bin ich es nicht mehr, und will es auch nicht mehr seyn. Dieses Vaterglück werde ich und muß ich auf Euch übertragen. O, bester Herr! seyd auf eine große Freude gefaßt, die Euch der liebe Gott noch diesen Augenblick bescheren wird!"

„Fasset Euch, lieber Herr! und wisset, daß dies Mädchen nicht meine, sondern Eure Tochter ist. Ja drücket sie an Eure Vaterbrust! — sie ist Eure Bertha!" —

„Meine Bertha?! — meine Tochter?!" — rief der Greis im Gefühle des Entzückens aus, und schloß das Mädchen in seine Arme, und so heftig an seine Brust, als wollte er es vor Freude erdrücken.

Marie — die wir von nun an wieder Bertha nennen müssen — wußte nicht, wie ihr geschah; sie konnte sich lange nicht fassen. Sie konnte an der Brust ihres Vaters, den sie von Jugend auf für todt gehalten, kein Wort hervorbringen — sie konnte nur weinen und schluchzen.

„Ihr müsset nicht weinen, liebes, gutes Fräulein!" tröstete Kurt; „Ihr müsset Euch freuen; denn dieser mein Herr und Gebieter ist Euer Vater. Ich bin von nun an Euer Diener, und Ihr seyd meine Gebieterin."

Hierauf kam der guten Bertha, welcher die Worte

ihres bisherigen Vaters sehr schwer auf's Herz fielen, das Weinen noch ärger.

„Also du, edles, Kind! das mir, ohne mich zu kennen, das Leben gerettet — du also bist meine Bertha! Ja, du bist es — jetzt erkenne ich die Züge wieder. So hat deine Mutter gerade ausgesehen — so blühend und schön war sie, als ich sie an den Brautaltar führte. Ach! — lieber Kurt! wie ist's ihr ergangen? lebt sie noch, meine geliebte Beata? — Und was ist aus meinem Kuno geworden?"

„Ach, bester Herr!" es thut mir leid, daß ich Euch keine sichere Kunde von der gnädigen Frau und dem jungen Herrn Kuno geben kann. Eines weiß ich von ihnen. Aber, lieber Herr! Ihr müsset vorerst, ehe ich erzähle, etwas Speis und Trank zu Euch nehmen."

Hierauf brachte der gute, treue Diener kalten Rehbraten, gutes weißes Brod und den Krug mit dem alten Rheinwein herbei. Er bediente seinen Herrn so eifrig und so ehrerbietig, als wäre er noch auf der gräflichen Burg.

„Dank, lieber Kurt!" sprach alsdann sein Herr; „du meinst es mehr als gut mit mir; aber ich kann gegenwärtig weder essen, noch trinken. Ach, mein Herz ist so voll — zum Zerspringen voll! Erzähle mir lieber Kurt, etwas von meiner theuren Beata und meinem lieben Kuno!" — —

Neunzehntes Kapitel.

Aufschluß.

„Jener Abend, an dem Ihr, lieber Herr, die Flucht nehmen mußtet, bleibt mir unvergeßlich. Wie wehe that es mir, daß ich Euch nicht begleiten durfte! Aber nun sehe ich ein, wie gut es war, daß ich zu Hause bleiben mußte. Hättet Ihr mich damals mitgenommen, so hätte ich der Retter und Erzieher Eurer Tochter nicht werden können, und wäre nun nicht so glücklich geworden, Euch beim Wiederfinden das theure Kind wohlerhalten wieder zurückgeben zu können. So hat es der liebe Gott gefügt, und wie er es fügt, so ist es immer am besten, obwohl wir Menschen es selten einsehen. Ich habe es damals auch nicht eingesehen, und es für ein großes Unglück gehalten, daß ich zurückbleiben mußte. Und es war doch ein großes Glück."

„Ich habe Euern Befehl treu befolgt und die Burg bei Tag und Nacht mit doppelten Wachen besetzt. Es wurde kein Ritter und kein Pilger eingelassen, der sich nicht ganz gut ausweisen konnte, daß er keine verdächtige Person sey. Doch, bald hätte ich das Wichtigste zu sagen vergessen."

„Noch in derselben Nacht, etliche Stunden nach Eurer Flucht, sind drei schwarze Ritter mit verschlossenem Visir vor das Burgthor gekommen und haben im Namen des Kaisers und der heiligen Vehme Einlaß begehrt. Ich ließ sie herein. Sie traten schweigend in die Burg. Die gnädige Frau und die Kinder waren

schon in der Ruhe — nur noch der Burgkaplan und Fräulein Kunigunde von Bieberingen waren noch beisammen im Empfangsaale. Beide müssen sich vortrefflich gehalten haben; denn Jakob, der Thurmwart, hat einen der schwarzen Ritter, als sie sich durch das Burgthor entfernten, sagen hören: „so viel Muth und Unerschrockenheit hätte ich meiner Treu von einem Mädchen und einem Burgpfaffen nicht erwartet! Wie die uns Stand gehalten haben!“

„Aber ihre schrecklichen Drohungen hättet Ihr, lieber Herr, hören sollen! So lange man ihre Stimme vernehmen konnte, hörte man ein Rache- und Wehgeschrei. Es war grausig anzuhören.“

„Wir machten uns auf einen Ueberfall gefaßt, trafen sogleich Vorkehrungen zur Gegenwehr, und waren entschlossen, die Burg bis auf den letzten Tropfen Blut zu vertheidigen. Denn wir setzten ein großes Vertrauen auf die veste Lage derselben. Es würde den Freischöffen wirklich auch viele Mühe und manchen Tropfen Blut gekostet haben, wann sie die Veste hätten bestürmen wollen. Das haben die feigen Männer wohl gewußt. Dadurch haben sie durch List zu bekommen gesucht, wozu es ihnen an Muth und Tapferkeit fehlte. Höret nur, lieber Herr, wie die Elenden, die Feigen die Sache angingen. Ich bin nur ein Knappe; aber das sage ich: ich würde mich schämen, den Namen eines Ritters zu tragen, wann ich auf eine so niederträchtige Weise eine Burg erobern müßte, wie es die Freischöffen gethan haben. So, wie diese machen es die Räuber und Mörder, und keine Ritter.“

„Während wir uns auf der Burg jeden Augenblick

kampfrüstig hielten, haben unsre Feinde eine niederträchtige List ausgesonnen, die ihnen auch gelungen ist. Vielleicht aber hat es Gott zu unserm Glücke so geschehen lassen. Eines Abends, die Sonne war schon untergegangen, meldete sich ein Pilger und bat am Burgthore um des Heilandes willen, von dessen heiligen Grabe er komme, Einlaß. Jakob, fragte mich, ob er ihn einlassen solle. Da ich dem Pilger nicht traute, sondern darunter einen Bösewicht vermuthete, so untersagte ich den Einlaß. In demselben Augenblicke aber, als Jakob wieder zurückkehrte, begegnete ihm im Burghofe die gnädige Frau und das Fräulein von Bieberingen. Er setzte sie auch von dem Pilger aus dem heiligen Lande, der um des Heilandeswillen Einlaß begehre, in Kenntniß. Die gnädige Frau, die, wie Ihr selber wißet, stets die lautere Güte war, befahl Jakob, den Pilger einzulassen, und ihn recht gastfreundlich zu bewirthen. Denn man müsse, fügte sie gutmüthig bei, keinen Menschen abweisen, der um des lieben Heilandes willen Einlaß begehre. Aber die gute, gnädige Frau hat in ihrer Herzensgüte vergessen, daß um jene Zeit Vorsicht nöthig war, und man daher nicht jedem Worte und jedem frommen Gesichte trauen sollte. Aber die liebe gnädige Frau dachte von allen Menschen zu gut, als daß sie beim Erscheinen des Pilgers nur den geringsten Verdacht schöpfen, und unter dem Pilgergewande einen verworfenen Bösewicht vermuthen konnte. Sie traute dem Schein, ließ den Heuchler gastlich bewirthen, und begab sich mit Fräulein Kunigunde, ohne was Arges zu ahnen, wieder auf ihr Gemach zurück.

Ich that, wie die gnädige Frau befohlen, und ließ

den Heuchler recht gastlich bewirthen. Der Wein schien ihm zu munden; denn er leerte einen Becher nach den andern. Er munterte auch mich zum Trinken auf; aber ich trank nicht. Denn je länger ich mit dem Pilger sprach, und je aufmerksamer ich ihn beobachtete, um so verdächtiger ist er mir geworden. Denn seinen Erzählungen aus dem heiligen Lande merkte man es an, daß sie nur erdichtet seyen. Und er that mir auch gar so fromm und so heilig, daß mir das Ding je länger, je weniger gefallen wollte."

„Du bist eher, als nicht, ein verkappter Bösewicht," dachte ich bei mir; „denn wer gar zu fromm und zu heilig thut, dem ist nicht zu trauen."

„Weil ich die Aufsicht über die Nachtwachen selbst führen wollte, so nahm ich den Knappen Moritz auf die Seite, und sprach zu ihm: „Moritz! habe ein aufmerksames Aug' auf den Pilger; denn dieser Mensch gefällt mir gar nicht." Moritz war selbst auch meiner Meinung, und versprach mir, den Pilger, bis zum Schlafengehen, keinen Augenblick zu verlassen, und ihn selbst in's Schlafgemach zu begleiten.

Ich entfernte mich vom Pilger, um nachzusehen, ob die nöthigen Anstalten im Burghofe getroffen, und die gefährlichen Posten alle mit Wachen besetzt seyen. Ich fand Alles in der Ordnung. Es war zehn Uhr Nachts, als ich auf der Vestungsmauer von Posten zu Posten, von Wache zu Wache ging, und Alles um die Burg herum noch sicher fand. Nach einer halben Stunde ging ich wieder dahin, und da vernahm ich von jeder Wache, daß sie unten im Thale schwarze Gestalten wandeln gesehen, und vom Walde her bald ein Flistern, bald

ein dumpfes Waffengeräusch vernommen hätten. Ich schärfte den Wachen die größte Aufmerksamkeit ein, und hielt die ganze Mannschaft auf einen Ueberfall bereit.

Während im Burghofe und auf der Vestungsmauer Alles in Ordnung war, hat uns die List eines einzigen Bösewichts einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ein Knappe brachte mir die schreckliche Nachricht, daß der arme Moritz erdolcht, und nirgends kein Pilger mehr zu finden sey. Und es rieche in der Burg allenthalben gar abscheulich nach Schwefel und Pech.

„Jetzt ist's gefehlt, wir sind verrathen!" rief ich aus. Und in demselben Augenblicke erscholl von der Vestungsmauer her, von allen Wachen der einstimmige Ruf: „Feuer io! — Verrath! — Ueberfall!" —

„Ach, gnädiger Herr! das war ein Schrecken unter der ganzen Besatzung! Das Feuer flammte schon in der Burg zum Dache und den Gemächern heraus, und im Burghofe waren feindliche Truppen. Es war nicht anders, als wären sie aus dem Boden herausgeschlüpft. In wenigen Augenblicken war der ganze Burghof damit angefüllt. Eine Vertheidigung war da gar nicht mehr möglich. Die Wachen waren erdrosselt, unsre Mannschaft in Unordnung gebracht und zerstreut, und Alles war verloren."

In diesem schrecklichen Augenblicke, wo ich den unvermeidlichen Tod vor Augen sah, gab ich jede Gegenwehr auf, eilte in die brennende Burg, um doch noch die gnädige Herrschaft zu retten. Unterwegs begegnete mir Konrad, den ich folgen hieß. Und da wir vor das Gemach der gnädigen Frau kamen, trafen wir den edlen Burgkaplan, der schon damit beschäftigt war, die Thüre

des Schlafgemachs einzusprengen. Was ihm nicht gelungen war, gelang unsern vereinten Kräften leicht und schnell. Die Thüre schnellte auf.

„Ach, welch ein schmerzlicher Anblick! Da lag die gnadige Frau auf den Knieen und schrie gar erbärmlich zu Gott um Hülfe. Konrad weil er der Stärkste von uns war, nahm eilends die gnädige Frau, der Burgkaplan den jungen Herrn Kuno, und ich das Fräulein Bertha auf die Arme, und eilten mit ihnen aus dem Gemache, mitten durch die Flammen hindurch, in den unterirdischen Gang hinab und entkamen glücklich in den Wald.“ —

„Gottlob, gottlob!“ rief Berthas Vater aus, und faltete die Hände zu einem Dankgebete. „Also sind doch meine theure Beata und mein Kuno nicht unter dem Schutte der verbrannten Burg begraben!“

„Nein, lieber Herr!“ erwiederte Kurt mit einer Thräne im Auge;“ ein Raub der Flammen sind sie nicht geworden; aber was später noch aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Wir wollen das Beste hoffen, denn Gott sind alle Dinge möglich.„

„Wir wurden durch das Weinen der jungen Herrschaft verrathen, und die Feinde waren uns auf der Spur. Auf den Rath des verständigen Burgkaplans haben wir uns getrennt, der Eine da = und der Andere dorthinnaus.„

„Ich verstopfte der weinenden Bertha den Mund, um so desto eher unentdeckt zu bleiben. Ich eilte immer tiefer und tiefer in das Dickicht des Waldes hinein, und habe das arme Fräulein Bertha, was mir unendlich leid that, in den Dorngesträuchen an Händen und

Füßen, sogar auch im Gesichtlein verwundet. Und mein Herz blutete dabei, als ich das arme Kind so übel zugerichtet und am ganzen Körper zittern sah. Denn das arme Fräulein hatte nichts, als ein dünnes, leinenes Nachtkleid an, und die Nacht war grimmig kalt. Ich suchte es an meiner Brust und unter dem Schirme meines Oberkleides zu erwärmen. Später war das liebe Fräulein in meinen Armen eingeschlummert, und ich war dessen sehr froh.

„Ehe der Tag grauete, war ich schon etliche Meilen weit von der Burg entfernt. Eine Köhlersfrau gab mir, da sie glücklicherweise ein Mädchen von dem Alter und der Größe des Frauleins hatte, ein reinliches Gewand, in welches ich das arme Fräulein kleidete. Auch ich vertauschte meine Knappenrüstung um ein Köhlergewand, wofür ich all' mein Taschengeld, bis auf wenige Silbermünze hingab. Ich galt nun für einen Köhler, und das Fräulein für mein Kind. Und so blieb ich vor Entdeckung sicher."

„Ich nahm meinen Weg nach der Kyburg, weil der dortige Jäger ein Anverwandter von mir war, und ich bei ihm eine sichere Zufluchtsstätte zu finden hoffte. Nach manchen Müheseligkeiten kam ich glücklich dahin, und wurde von meinem Vetter, als ich mich zu erkennen gab, sehr liebreich aufgenommen. Er führte mich mit meinem vorgeblichen Kinde zum Bruder Klaus, der im erstem Augenblicke mein volles Zutrauen gewonnen hatte. Ich trug kein Bedenken, diesen zwei redlichen Männern mein Geheimniß anzuvertrauen. Und mein Vertrauen ist auch auch bisher nicht mißbraucht worden. Bruder Klaus rieth mir, noch einige Zeit unter dem Namen eines Köh=

lers beim Vetter zu bleiben, und das verkleidete Fräulein für das Kind meines verstorbenen Bruders auszugeben, und dasselbe selbst auf diesem Glauben zu lassen, bis es der liebe Gott anders fügen würde. Ich folgte dem verständigen Manne, und Niemand setzte Mißtrauen in meine Vorgabe; selbst die gräfliche Herrschaft nicht. Ich habe zwar den Grafen von Kyburg, weil ich wußte, daß er Euer bester Freund war, in mein Geheimniß einweihen wollen; aber der Bruder Klaus und mein Vetter mißriethen es mir. Das Fräulein sey, sagten sie, vor jeder Entdeckung sicherer, wenn es ganz in der Verborgenheit erzogen werde; und je weniger Mitwisser ein Geheimniß habe, desto sicherer sey es bewahrt. Da ich ihre Gründe nicht verwerfen konnte, so folgte ich ihrem Rathe. Ich blieb unter dem Namen und in der Kleidung eines Köhlers ein ganzes Jahr im Hause meines alten Vetters, wo ich mit dem vorgeblichen Pflegekind gar liebreich behandelt wurde. Fräulein Bertha hatte, weil sie noch gar jung war, bald Eltern, Bruder, Heimath und alle frühern Verhältnisse vergessen. Sie hatte auch gleich am ersten Tage den Namen bekommen, den sie seither trug, und hatte ihren ersten, eigentlichen Namen bald ganz vergessen. Sie nannte mich Vater, welcher Name mir süß war. Und mein Vetter hatte die Nichte seiner seligen Frau bei sich, die ein tugendhaftes Mädchen war, Katharina hieß, und ihrem Oheim die Haushaltung führte. Katharina gewann meine kleine Marie überaus lieb, und war für dieselbe wahrhaft mütterlich besorgt, so daß Marie sie später, nie anders, als Mutter nannte. Sie hatte auch wirklich die Mutterstelle an der noch unerzogenen Marie vertreten."

„Ungefähr nach einem 18 monatlichen Aufenthalte zu St. Valentin hatte ich das Unglück, meinen guten Vetter zu verlieren. Er starb als ein 75 jähriger Greis, und wurde von der gnädigen Herrschaft und von Jedermann sehrt bedauert. Bald nach seinem Tode wurde ich an meines Vetters Stelle gesetzt, und erfuhr, daß ich dieses Glück nur seiner Verwandung zu verdanken habe. Der Edle hat nämlich, da er sein Ende herannahen sah, mich bei der gnädigen Herrschaft als seinen Nachfolger empfohlen, und seiner Empfehlung wurde sogleich zugesagt. Er hat aber vor mir nie etwas davon gesagt. Ich durfte mit gutem Gewissen die Stelle annehmen, weil ich, wie Ihr, gnädiger Herr, selbst wisset, das Waidwerk so ziemlich gut verstehe. Ich behielt nun die brave Katharine als Haushälterinn bei mir, und war fest entschlossen, unverheirathet zu bleiben, um so recht ganz der Erziehung meiner geliebten Marie leben zu können. Sie blühete heran, wie eine Rose, und ihre geistigen Anlagen entfalteten sich durch den vortrefflichen Unterricht des frommen Klausners täglich mehr und schöner. Und wir Alle hatten tausend Freuden an ihr. Es ist nur zu bedauren, daß die gute Katharine, Mariens Pflegmutter, diese glückliche Begebenheit nicht noch erlebet hat. O, wie würde sie sich freuen, den Vater ihres theuren Pflegekindes kennen zu lernen, und zu erfahren, daß sie die Erzieherin einer Gräfinn gewesen! Aber die Edle genießt schon einen schönern Lohn jenseits, im Lande des Friedens." —

„Ja der liebe Gott vergelte ihr hundertfach, was sie an meinem Kinde gethan!" rief Berthas Vater aus; „und dir, lieber Kurt, wie dem B uder Klaus, und

allen

Allen die meinem verwaisten Kinde wohlgethan, wird der Lohn nicht ausbleiben. Komm, edler Kurt, in meine Arme, und nenne mich von nun an deinen Freund, deinen Bruder, und nie mehr deinen Herrn. Denn bereits zwanzig Jahre hast du Vaterstelle an meiner Tochter vertreten, und hast sie zu einem Engel erzogen. Wer verdient wohl mehr, mein Freund, mein Bruder zu seyn, als du?" Mit diesen Worten schloß er Kurt in seine Arme und drückte ihn an seine dankbare Brust, und Dankesthränen entflossen seinen Augen. Kurt schluchzte an der Brust seines Herrn; denn so herzlich und brüderlich hat noch nie ein Graf mit ihm gesprochen. Er nahm aber seines Herrn edles Anerbieten durchaus nicht an, sondern beobachtete fortan die hohe Ehrerbietung, die ein Diener seinem guten Herrn schuldig ist. Und sein Herr mußte es geschehen lassen.

Hierauf bat auch Bertha ihren gräflichen Vater, daß er es erlaube, ihren theuren Lebensretter und Erzieher immer noch ihren Vater nennen zu dürfen, und daß er es ihm untersage, sie Fräulein zu nennen. Denn sie möchte immer entweder seine liebe Marie, oder auch seine liebe Bertha bleiben. Und da er es mit Freuden genehmigte, rief Bertha mit Entzücken aus; „ach, wie glücklich bin ich! nun habe ich zwei so gute, so liebe Väter!"

Die drei Glücklichen gaben sich nun ganz dem Gefühle der Freude hin, und der kranke unglückliche Greis hatte in diesen seligen Augenblicken alle Schmerzen und Leiden vergessen, und weder er, noch die Uebrigen dachten daran, daß er ein Geächteter sey. Ihr Herz war voll Freude, Dank und Anbetung Gottes.

„Aber, lieber Herr!“ bat hierauf Kurt; „nun nehmet Ihr doch Speise und Trank zu Euch?! Ihr werdet sonst zu schwach.“

„Nein, lieber Kurt!“ erwiederte sein Herr; „ich fühle mich stärker. Die Freude hat mich stark gemacht. Ja ich fühle mich stark genug, mit Hülfe von Euch beiden hinab zu steigen in Eure friedliche Wohnung.“ — —

„Ach, großer Gott! was habe ich so eben gesagt? Ich hatte ganz darauf vergessen, daß ich ein Geächteter bin. Da trat eine frische Thräne der Wehmuth in sein Auge, welche die Thräne der Freude verdrängte.

Kurt und Bertha bemüheten sich aber, ihn zu beruhigen, und Kurt theilte ihm den Plan mit, daß sie ihn in das Gewölb unter die Valentins-Kapelle verbergen wollen, bis der liebe Gott weitere Hülfe senden werde. Sie drangen so lange mit Bitten in ihn, bis er ihnen nachgab, und in's Thal hinabfolgte. Zuvor aber nahm er Speise und Trank zu sich, um sich auf den beschwerlichen Gang zu stärken.

Kurt und Bertha unterstützten den schwachen Greis, der sich aber selbst alle mögliche Mühe gab, und wandelten mit ihm unter Gottes väterlichem Schutze in's Thal hinab. Die Ziege und alles Uebrige wurde dieselbe Nacht auch noch nach Hause gebracht.

Zwanzigstes Kapitel.

Des Grafen von Waldern Schicksale.

Graf von Waldern wohnte nun in dem unterirdischen Gewölbe der Valentins-Kapelle, und kein Mensch

ahnete das Mindeste davon. Kurt und Bertha hatten es in kurzer Zeit in eine reinliche Wohnung umgewandelt. Die meisten Stunden des Tages waren abwechselnd bald Kurt, bald Bertha, und bald der fromme Bruder Klaus bei ihm, und verkürzten ihm die Zeit. Zur Nachtzeit aber besuchten ihn alle Drei, und blieben oft bis Mitternacht bei ihm. Es wurde seiner so sorgsam gepflegt und gewartet, daß er bald wieder genas, und seine Körperskräfte täglich mehr zunahmen. Wie ergötzten sich Kurt und Bertha an dem Anblicke, da sie bemerkten, wie sich des Grafen Wangen täglich mehr rötheten, seine Stirne heiterer und seine Augen klarer wurden! Ihre Augen füllten sich oft mit Freudenthränen. Und der Graf erkannte mit innigstem Danke seine verbesserte Lage, und dankte dem lieben Gott, dem Haupturheber davon, in seinen täglichen Gebeten.

Da es schon nach Mitternacht war, als Kurt und Bertha mit dem kranken Grafen nach St. Valentin kamen, und dieser sehr schwach und ermüdet war; so überließen sie ihn der nöthigen Ruhe. Erst am andern Abende erfüllte der Graf den Wunsch seiner Wohlthäter, und begann seine bisherigen Schicksale zu erzählen. Der Bruder Klaus konnte dieser Erzählung nicht beiwohnen, weil gerade ein frommer Pilger bei ihm übernachtete.

„Obwohl ich ein Geächteter bin,“ so begann der Graf; „so wäre ich jetzt doch wieder glücklich, wenn auch meine theure Beata und mein lieber Kuno bei uns wären, oder ich doch wenigstens wüßte, was sie für Schicksale hatten. Doch ich will genügsam und mit dem zufrieden seyn, was mir der liebe Gott gerade da bescheret hat, wo ich es am wenigsten erwartete.“

„Du hast mir, lieber Kurt, gestern Abends schreckliche Dinge erzählt, wovon ich noch gar nichts gewußt habe, als daß meine Burg in Asche gelegt worden sey. Ich war bisher stets der Meinung, und habe endlich gar nicht mehr daran gezweifelt, daß meine Frau und Kinder unter der eingeäscherten Burg begraben und meine treuen Dienstleute erschlagen worden seyen. Nun aber strahlt mir doch noch ein Funke von Hoffnung, daß ich meine Geliebten doch noch Einmal in diesem Leben wieder finden könnte. Jedoch geschehe nicht mein, sondern Gottes Wille.“

„Die Freischöffen haben doch schändlich mit mir und meiner Familie gehauset, und ich bin mit dir lieber Kurt ganz einverstanden, daß die Freischöffen keine Ritter, sondern feige Memmen sind, wovon alle ihre Thaten zeugen. Ich kann dir auch über etwas Aufschluß geben, was dir bei der Zerstörung meiner Burg so wundersam und unerklärlich vorgekommen ist. Es hat dich gewundert, und wundert dich noch, wie der Burghof so schnell mit feindlichen Truppen angefüllt wurde, so daß es dir vorkam, als wären sie aus der Erde herausgeschlüpft. Es war auch so wie es dir vorkam. Es war nämlich in meiner Burg ein kleines Gemach, in dem sich auf dem Boden eine Fallthüre befand, die aber so mit Erde verschüttet war, daß keines Menschen Aug die Fallthüre entdecken konnte. Von da führte eine steinerne Treppe tief in die Erde hinab, bis in einen gewölbten Gang, der unten im Walde in einem mit dichten Gesträuch umwachsenen Felsen einen verborgenen Ausgang hatte. Er ist weit von jenem entfernt, durch welchen ihr aus der Burg entflohen seyd. Der erstere geheime Gang war

den Freischöffen zu ihrem schlechten Unternehmen günstiger, als der letztere. Er war aber keinem Menschen bekannt, als einem Knappen, der früher mein Vertrauter gewesen, mir aber später treulos geworden ist. Dieser elende Mensch, und kein anderer konnte den geheimen Gang verrathen und die Rolle eines Pilgers gespielt haben. Dieser Mensch hat in meinem Hause so viel Gutes und mein volles Zutrauen genossen, und hat jetzt so schlecht an mir handeln können!"

„Also Casimir war der elende Verräther, der verkappte Bösewicht?!" rief Kurt mit Entsetzen aus. „Warum habe ich ihn doch nicht wieder erkannt? War es mir doch immer, als sollte ich des Pilgers Stimme kennen. O, hätte ich den verruchten Bösewicht wieder erkannt, ich hätte ihn auf der Stelle um den Kopf kürzer gemacht!" —

„Um jene Zeit, da meine Burg mit List eingenommen und in Asche gelegt worden war," fuhr der Graf in seiner Erzählung wieder fort, „war ich schon in Sicherheit. Wie und wo ich diese fand, und wie es gekommen ist, daß ihr mich krank innerhalb den Ruinen der Kyburg fandet; All' dies ist und muß Euch natürlich ein Geheimniß seyn. Ich will euch aber dasselbe enthüllen."

„Bei der Flucht aus meiner Heimath machte ich mich sogleich in dichte Waldungen, und wählte die ungesuchtesten Wege. Ich mußte oft vom Rosse steigen und mir den Weg mit dem Schwerte bahnen. Ich dankte Gott für den heitern Himmel, ohne den ich sicher mit dem Rosse in irgend einen Abgrund gestürzt seyn, und so einen schrecklichen Tod gefunden haben würde."

„Nach langem Umherirren kam ich endlich an einen Ausgang des Waldes. Der Weg führte mich in ein schönes großes Thal. Ich wurde bald gewahr, daß ich nur wenige Hundert Schritte von der Heerstraße ferne war. Weil ich mich da nicht für sicher hielt, so gedacht ich mich wieder waldeinwärts zu schlagen. Aber in demselben Augenblicke vernahm ich Pferdegetrab, das mit Schnelligkeit mir näher kam. Ich hielt meinen Läufer an, und sah mich in der ganzen Gegend um. Plötzlich nahm ich unfern etliche geharnischte Ritter gewahr. Sie mußten mich erblickt haben; denn auf Einmal verließen sie die Heerstraße, und ritten schnurgerade auf mich zu.“

„Großer Gott! ich bin verloren!“ rief ich aus, wand meinen Läufer um, gab ihm den Sporn und ritt im strengsten Gallopp denselben Weg in den Wald zurück, woher ich gekommen war. Die Ritter jagten mir nach, und ich hielt mich schon für sicher verloren. Endlich hatte mich der dichte Wald wieder aufgenommen, und die Ritter mich aus den Augen verloren. Zuerst war ich Willens, den Rittern Stand zu halten und mich bisauf den letzten Tropfen Blut zu vertheidigen. Aber da dachte ich an Frau und Kinder, und an eine wahrscheinliche, schimpfliche Gefangenschaft und an entehrende Mißhandlungen. Deßhalb entschloß ich mich, zu Fuß in das Dickicht zu entfliehen, und mein Roß davon laufen zu lassen. Ich stieg eilends ab, gab dem Roß einen Hieb, das pfeilschnell davon flog, und schlug mich rechts in's Dickicht hinein. Bald jagten die Ritter pfeilschnell vorüber, meinem Rosse nach, worauf sie mich noch immer vermutheten. Und dieser Irrthum war

ein Glück für mich. Es war in diesem gefahrvollen Augenblicke mein einziger Wunsch, daß meine Verfolger meinen Läufer lange nicht einholen möchten. Mein Wunsch muß in Erfüllung gegangen seyn; denn ich vernahm bald keine Hufschläge mehr. Ich schlug mich immer rechts und immer tiefer und tiefer in das Dickicht hinein, so daß ich mir immer mit dem Schwerte den Weg bahnen mußte. Ich vermied gefließentlich jeden gebahnten Weg, weil ich nirgends vor Verfolgern sicher war; denn es war mehr, als wahrscheinlich, daß man mich von allen Seiten her verfolgen werde. Da ich dieser wilden Gegend ganz unkundig war, so wußte ich nicht, wohin ich meine Richtung nehmen sollte. Je tiefer ich in den Wald hineinkam, desto dunkler wurde es um mich her. Denn da standen lauter hundertjährige Eichen, deren unzählbaren Aeste mir den gestirnten Himmel verbargen. Hie und da wurde ich durch ein Wild erschreckt, das neben mir vorüber floh. Ich drang mit großer Mühe durch die dichten Gesträuche, wobei mir die schwere Rüstung gar hinderlich war. Ich mochte schon etliche Meilen tief in die Wildniß hineingedrungen seyn, als endlich der Tag zu grauen begann. Als die liebe Sonne aufging und ihre freundlichen Strahlen gebrochen in das schauerliche Dunkel der Wildniß herabsandte, da ergriff es mich gar wundersam, und ich sank auf die Kniee nieder und betete. Ich fand viel Trost und Kraft in meinem Gebete, und setzte mit frischem Muthe meine beschwerliche Reise fort. Und wie es mir schien, kam ich immer tiefer in die Wildniß hinein, und es wurde immer schauerlicher um mich her. Meine Müdigkeit, mein Hunger und Durst erin-

nerten mich an eine neue schreckliche Gefahr, daß ich nämlich in dieser schauerlichen Wildniß und zu dieser rauhen Jahreszeit werde vor Hunger und Durst sterben müssen. Meine Kräfte wollten mich verlassen und mich der Schlaf überfallen; aber ich wehrte mich dagegen, weil ich wohl mußte, daß ich, wann ich einschliefe, nimmermehr erwachen würde. Plötzlich stand ich vor einem waldigen Hügel, den ich mit der letzten Anstrengung erstieg. Erschöpft mußte ich mich niederlassen, und der ewige Schlaf wollte mich schon in seine Arme einwiegen, als ich plötzlich die lieblichen Töne einer Harfe vernahm. Sie verschmolzen mit dem Gesang einer wunderschönen Männerstimme."

„Großer Gott! was ist das? Erscheint mir in dieser Wildniß ein Engel vom Himmel, um mich vom nahen Tode zu retten?" Damit raffte ich mich von der Erde auf, und es schien neue Lebenskraft in meine fast erstarrten Glieder zurückgekehrt zu seyn. Ich lief mit neuer Anstrengung nach der Gegend hin, woher der liebliche Gesang erscholl. Und wie groß war mein Erstaunen, als ich unfern vor eine Felsenhöhle kam, worin der liebliche Sänger saß! Es war ein großer, stattlicher Mann von etlichen Vierzig Jahren. Ein langes und weites Oberkleid verhüllte seine starken Glieder. Sein langes, blondes Haar hing in flatternden Locken über die Schultern herab. Sein Angesicht war bleich und eingefallen, und die Spuren großer Leiden waren darauf unverkennbar eingeprägt. Eine Thräne zitterte in seinem blauen Auge, als er mich plötzlich gewahr nahm. Er fuhr etwas erschrocken von seinem

Sitze auf legte seine Harfe zur Seite, und trat zu mir heraus."

„Herr Ritter! was führt Euch hieher in diese menschenleere Wildniß?" fragte er, indem er mich mit verwunderten Augen betrachtete. „Ihr seyd wahrscheinlich ein Irrender und sucht einen Ausgang aus dieser schauerlichen Wildniß? Denn seit vier Jahren habe ich hier kein menschliches Wesen mehr erblickt."

„Ich bin ein Irrender und ein Unglücklicher, der Euch um Gastfreundschaft bittet," war meine Antwort. „Ihr seyd mir in dieser schrecklichen Wildniß, wo ich den sichern Tod gefunden hätte, ein Engel in der Noth."

„Das freut mich," versetzte der Einsiedler freundlich, daß mich Gott in dieser wilden Einöde zu seinem Werkzeuge brauchte, um einem unglücklichen Bruder das Leben zu retten und zu fristen. Seyd mir daher freundlich willkommen in meiner friedlichen Grotte!"

„So sprach der Einsiedler und führte mich in seine stille Grotte. Sie war lang aber schmal und zu einer freundlichen Wohnung eingerichtet. Sie hatte eine Thüre, die man schließen konnte, und daneben ein Fensterlein, wodurch das Tageslicht bei verschlossener Thüre in die Grotte fiel. Im Hintergrunde war des Einsiedles Nachtlager, das aus lauter getrocknetem Moose bestand. Es war so geräumig, daß er es bequem mit mir theilen konnte. Er that es auch mit Freude. Er stellte mir gedorrte Waldfrüchte auf, wovon er einen ziemlich großen Vorrath hatte, und die seine ganze Nahrung ausmachten. Und dann eilte er aus der Grotte, und brachte mir in einem hölzernen Trinkgeschirr das klarste Quellwasser.

Dieses war mir, da ich einen brennenden Durst hatte, vor Allem willkommen. Es erquickte mich sehr. Ach! in meinem Leben noch nie habe ich die Wohlthat eines frischen Trunk Wassers so empfunden, wie damals. Ich verkostete auch von den Früchten, aber nur sehr wenig weil ich mich nach Ruhe sehnte, und der Schlaf sich meiner bemächtigte. Ich legte mich auf das weiche Moos nieder, und schlief auf der Stelle ein. Ich habe lange geschlafen und mich beim Erwachen sehr erquickt gefunden."

„Am andern Morgen wollte ich wieder weiter ziehen; aber der gastfreundliche Einsiedler ließ es nicht geschehen. Ich blieb. Wir wurden jede Stunde mit einander vertrauter, und gewannen einander sehr lieb. Ich lernte in dem Einsiedler einen edlen, aber sehr unglücklichen Menschen kennen. Er vertraute mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine Unglücksgeschichte, und ich ihm die meinige an. Wir bedauerten und trösteten einander recht brüderlich. Er hätte es gar gerne gehabt, daß ich für immer bei ihm geblieben wäre, und mir wäre es natürlich, da ich als ein Geächteter von aller menschlicher Gesellschaft ausgeschlossen war, auch sehr lieb und willkommen gewesen. Allein ich fand es, weil dieser Ort nur etliche Meilen von meiner Burg entfernt war, nicht für rathsam. Ich stellte meinem Freunde vor, daß bei der ersten Entdeckung nicht nur ich, sondern auch er mit mir verloren sey. Er wollte aber großmüthig Gefahr und Tod mit mir theilen. Ich nahm jedoch seine Großmuth nicht an, und durfte sie auch nicht annehmen, wann ich mich nicht eines schändlichen Undanks schuldig machen wollte. Endlich, aber ungerne

gab er mir nach. Ich entschloß mich nach der Kyburg zu flüchten, und mein Freund, dem die veste Lage jener Burg, und Gottfrieds Biederkeit und Macht bekannt war, billigte meinen Entschluß. Er erbot sich als meinen Begleiter und Führer, und ich mußte meine kriegerische Rüstung mit dem friedlichen Gewande eines Minnesängers vertauschen. In dieser Verkleidung war auch mein Freund schon in ganz Deutschland umhergewandert, ohne erkannt worden zu sein. Als ich mich umgekleidet hatte, führte mich mein Freund zur Quelle, und im klaren Wasserspiegel erblickte ich eine Gestalt, die ich selbst nicht mehr erkannte. Ich war in dieser Verkleidung so entstellt, daß selbst meine Gattin und Kinder und alle meine Dienstleute mich nicht mehr erkannt haben würden. Ich mußte über mich selber lachen. Aber diesen Gedanken fand ich für vortrefflich."

„Wir reisten ab, und immer klarer sah ich ein, wie unumgänglich nothwendig mir des Freundes Begleitung war. Ohne ihn hätte ich den Ausgang aus der großen Wildniß unmöglich gefunden, und wäre somit darin zu Grunde gegangen. Und da wir auf der Heerstraße waren, mußte mir mein Freund wohl Hundertmal ein rettender Engel sein. Allenthalben streiften Schaaren von Rittern umher, die auf mich fahndeten. Wohl Zehnmal des Tages wurden wir von solchen Streifzügen angehalten, und wegen des Geächteten ausgeforscht. Fast jedesmal antwortete nur mein Freund, und ich machte mit angenommener Gleichgültigkeit bald dies, bald jenes an der Harfe zurecht, die ich an meiner Seite trug. Wie es mir aber allemal zu Muthe war, könnet ihr euch denken. Ich mußte mehrmals

hören, wie man mich vom Kopfe bis zu den Füßen beschrieb, mich verfluchte und mir Untergang und Verderben schwur. Wir suchten nirgends Herberge, als auf Burgen, und mein Freund der allenthalben zu Hause war, wählte immer nur solche, wo wir vor Entdeckung sicher waren. Und so kamen wir, unter Gottes allmächtigem Schutze, eines Abends glücklich auf der Kyburg an. Wie frohlockte ich in meinem Herzen wie pries ich Gott, und wie drückte ich meinen Retter an meine dankbare Brust! Es war mir da nicht anders zu Muthe, als wäre ich wieder auf meiner eigenen Burg und ganz in Sicherheit."

„Hier frugen wir nicht, wie auf andern Burgen, sondern ließen uns vom Thurmwarth sogleich zum Burgvogte Rupert führen, weil der Graf, wie ich wohl wußte, abwesend war. Diesem gab ich mich zu erkennen, und er fuhr vor Schrecken zusammen; denn die Freischöffen hatten mich auf dieser Burg schon aufgesucht."

„Am andern Morgen in der Frühe verließen wir scheinbar unter Ruperts Begleitung die Kyburg, und nahmen bei den Knappen, die schon wach waren, Abschied. Sie wünschten uns Glück auf die Reise und wir dankten ihnen. Außerhalb der Burg schlugen wir uns aber in den Wald hinein, wo ich unter vielen Thränen von meinem Freunde schmerzlichen Abschied nahm. O, nur schwer konnten wir uns trennen! so lieb hatten wir uns schon in so kurzer Zeit gewonnen. Weinend lagen wir einander an der Brust, und schwuren einander ewige Liebe und Treue. Er kehrte wieder in seine Einöde, und ich mit Rupert durch ein verbor=

genes Pförtchen in die Kyburg zurück. Ach! unvergeßlich bleibt mir jener Freund, ohne dessen Edelsinn ich dem Tode sicher nicht entronnen wäre. Da ich ihm seinen Edelsinn bisher noch nie vergelten konnte, so wird Gott sein Vergelter seyn."

„Ja, vergelt's ihm Gott hundertfach in dieser und in jener Welt!" riefen Kurt und Bertha einstimmig aus, indem sie die Thränen der Rührung von ihren Augen trockneten.

„Euer Freund, lieber Vater!" versetzte Bertha, war doch ein edler Mensch!"

„Ja, das war er, liebes Kind!" erwiederte der Vater, und fuhr wieder in seiner Erzählung fort.

„Mit Rupert war ich ungesehen in die Burg gekommen, und dieser führte mich sogleich in ein verborgenes Gemach, das er mir in der verflossenen Nacht zur Wohnung eingerichtet hatte. Da lebte ich nun, aller Welt unbekannt. Denn, außer dem Burgherrn, war dies verborgene Gemach Niemanden, als Rupert bekannt. Nach wenigen Wochen kehrte auch Gottfried, mein Freund, wieder aus der Schweiz von der Fehde heim. Ach! unser Wiedersehen in einer solchen Lage war schmerzlich. Er bedauerte sehr, daß er früher nicht zu Hause gewesen, und zu meiner Rettung nichts thun konnte. Er war also nur darauf bedacht, wie er meinen Aufenthalt auf seiner Burg geheim halten, und mich noch retten könnte.

Er übergab mich der Obsorge des treuen Burgvogts, und reiste schleunig aber insgeheim nach Wien zum Kaiser, um ihn um Schutz und Rettung für mich anzuflehen. Der edle Kaiser beklagte mein unglückliches

Schicksal sehr, mußte aber zugleich bedauern, daß er mich in gegenwärtigen Umständen, wo die Uebermacht der Vehme selbst dem Kaiser und dem ganzen deutschen Reiche furchtbar geworden, weder schützen, noch retten konnte. Er vertröstete meinen Freund auf bessere und günstigere Zeiten, und munterte ihn auf, mich so lange, als möglich, auf seiner Burg verborgen zu halten. Mein edler Freund hätte zwar keiner Aufmunterung bedurft; denn er hätte es ohnedies gethan."

„Niedergeschlagen kam er von Wien zurück, und traurig war für mich seine Botschaft."

„Damit meine Verborgenheit um so mehr gegen Entdeckung gesichert sey, kam er auf den Gedanken, Jedermann glauben zu machen, daß auf der Nordseite der Kyburg, gerade da, wo meine verborgene Zelle war, der Burggeist spucke."

„Das war also der Burggeist?" riefen Kurt und Bertha, wie aus einem Munde aus. „Haben der Bruder Klaus und ich unter uns doch oft gesagt; dahinter müsse ein Geheimniß stecken," versetzte Kurt.

„Da habet ihr recht gesagt," nahm der Graf wieder das Wort. Ja ich war bereits 20 Jahre lang der gefürchtete Burggeist. Es that mir leid, zu einem frommen Betruge die Zuflucht nehmen zu müssen. Aber da es Niemanden schadete, und das sicherste Mittel war, meinen Aufenthalt vor aller Welt geheim zu halten, so ließ ich es geschehen. Denn wäre er entdeckt worden, so wäre nicht nur ich, sondern mein Schutzherr sammt seiner Familie, Burg und Grafschaft verloren gewesen. Das war ein göttlich schöner Zug der Freundschaft — das war eine große, edle That von

Gottfried, meinem Freunde! Der Edle hat mich gegen die Vehme geschützt, und ist dann selbst ein Opfer ihrer Blutgierde geworden! Ach, er ist als ein Märtyrer, als ein Gerechter gestorben! glänzen, wie ein Gestirn des Himmels, wird sein verklärter Geist jenseits in der bessern Welt. Er hat schön, göttlich schön an mir gehandelt — der liebe Gott wolle es ihm tausendfach vergelten!„

„Ich ward in meiner verborgenen Zelle gut verpflegt und gehalten; denn der gute Rupert trug die größte Sorgfalt für mich. Nur zur Nachtzeit erhielt ich Besuch, und zwar zur Zeit der Geisterstunde, bald von meinem Freunde Gottfried, bald von Rupert. Vergessen blieb ich in allen zwanzig Jahren nie. Später besuchte mich auch Benno, Gottfrieds alter treuer Diener. Diese rollten von Zeit zu Zeit mit dem Fuße eine große, eherne Kugel in meiner Zelle auf dem Boden hin und her, wodurch bei der Stille der Nacht in den Bogengängen der Burg ein furchtbares Getöse entstand."

„Wir haben es oft da unten gehört," versetzte Kurt und Bertha einstimmig.

„Hätte ich aber gewußt, daß der Burggeist Niemand anders, als mein Vater wäre, da würde ich mich vor ihm nicht so gefürchtet haben!" bemerkte Bertha.

„Ach, du lieber Himmel!" fügte Kurt bei; „wer wäre auch auf den Gedanken gekommen, nur zu vermuthen, daß Ihr, bester Herr! auf der Kyburg verborgen wäret? Ich beweinte Euch schon längst für todt, und habe öfters für Eure Seele heilige Messen lesen lassen. Ich dachte oft und viel an Euch; aber so oft

ich an Euch dachte, flogen meine Gedanken in eine andere Welt hinüber. Und sie hätten doch so nahe zu Euch gehabt! So irrt der Mensch oft in seinen Meinungen, und sucht oft ein Gut in der weiten Ferne, das ihm unbekannt ganz in der Nähe liegt."

„Du hast recht, lieber Kurt!" erwiederte der Graf; „gerade so war es mir auch ergangen."

„Ihr müsset aber, lieber Vater!" versetzte Bertha, „in der einsamen Zelle durch so viele Jahre entsetzlich lange Weile gehabt haben?"

„Nicht so entsetzlich, wie du dir es einbildest," bemerkte Berthas Vater. „Ja in der ersten Zeit wandelte mich wohl Langeweile an; aber allmählig wurde ich so an die Einsamkeit gewöhnt, daß sie mir bald lieb geworden ist. Ich wußte auch die Zeit mit allerlei nützlichen Beschäftigungen zuzubringen. Bald las ich in der Legende der Heiligen, bald schrieb ich eigene Betrachtungen nieder, die ich über die Bestimmung und den Zweck des menschlichen Lebens anstellte, bald zeichnete und malte ich allerlei Figuren auf's Papier nieder. Und so verflossen mir oft die Stunden sehr angenehm. Es gab zwar auch manche trübe Stunde, insbesonders wann ich an die lieben Meinigen und an die Zukunft dachte. Jedoch fand ich allemal wieder Trost und Beruhigung im Gebet. Erst da in der langen Einsamkeit habe ich recht eigentlich die Kraft des Gebetes und die Macht der Religion kennen gelernt."

„Da ich vor meinem Freunde oft um die lieben Meinigen jammerte, besonders nachdem mir die Kunde von der Zerstörung meiner Burg zu Ohren gekommen

war;

war; so sandte er zu meiner Beruhigung etliche vertraute Diener auf Kundschaft aus. Aber ich bekam nicht die mindeste Nachricht über ihr Schicksal. Ich fügte mich geduldig in Gottes heiligen Willen, und wurde somit immer gottergebener. So brachte ich von Jahr zu Jahr ein stilles und einförmiges Leben zu; bis es endlich durch die Zerstörung der Burg auf eine schauerliche Weise unterbrochen wurde. Meinen Schrecken kann ich Euch unmöglich schildern. Ich wäre in meinem verschlossenen Gemache verbrannt, hätte mich nicht der edelmüthige Burgvogt aus den Flammen gerettet. Er trug mich auf seinen nervigen Armen in den Wald, und verließ mich, um dem jungen Grafen Kuno, der unglücklicher, oder auch glücklicher Weise zu St. Ziona war, die Schreckensbotschaft zu bringen. Ich hatte mich wieder vom ersten Schrecken erholt, und drang etwas tiefer in's Dickicht hinein, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen. Ich hielt mich zwei Tage und zwei Nächte fast ohne alle Nahrung im Walde auf. Als in der Gegend Alles um mich her ruhig und stille geworden war, zog ich mich mit aller Vorsicht zu den Ruinen der Burg zurück, in der Hoffnung, daselbst entweder den jungen Grafen, oder den Burgvogt aufzufinden. Aber ich nahm keine Seele gewahr. Da die Nacht einbrach, nahm ich meine Nachtherberge in dem Gewölbe, wo ihr mich gefunden habt. Während der Nacht überfiel mich ein heftiges Fieber, und ich wurde so schwach, daß ich mich nicht mehr aufrichten konnte. Ich sah schon den Tod vor Augen, und machte mich auf's Sterben bereit. Da aber ist mir in meiner eigenen Tochter ein rettender Engel erschienen, den mir

der liebe Gott in meiner höchsten Noth zugesendet hat. Lob, Dank und Preis sey ihm dafür!" Hiemit endete der Graf seine Erzählung.

Bertha hatte noch mancherlei Fragen und Bemerkungen zu machen, worüber ihr der Vater genügenden Aufschluß gab. Alle drei aber erkannten dankbaren Herzens Gottes wunderbare Fügungen, welche des Grafen Schicksale gelenkt und am Ende doch wieder zum Besten geleitet haben. Voll Andacht und Anbetung bewunderten sie Gottes Wege, die dunkel aber immer gut und weise sind. Und am folgenden Tage erzählte der Graf seine Schicksale auch dem Bruder Klaus, wobei Kurt und Bertha auch wieder anwesend waren, und welche die Erzählung zum Zweitenmale mit gleicher Aufmerksamkeit und Theilnahme anhörten. Und dem Grafen that die Wiedererzählung im Herzen wohl, weil er da wieder von seinen guten Freunden und Wohlthätern sprechen und Gottes Güte, Allmacht und Weisheit preisen konnte. Und schon darin, daß er seiner Leiden und Trübsalen wieder erwähnen konnte, lag gewissermaßen für sein Herz ein Trost. Und in des Klausners Lobpreisungen Gottes stimmten auch die Uebrigen mit ein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Bekehrung und deren gute Folgen.

Wir verlassen nun auf kurze Zeit St. Valentin, und reisen auf den Fittichen des Südwinds nach dem fernen Norden hin, auf die alte Wevelsburg.

Nun gottlob! jetzt sind wir schon dort, und er-

fahren aus Helenes Munde die frohe Nachricht von der Bekehrung ihres Vaters. Und was unsere Freude vollkommen macht, ist, daß wir an Helenens Seite die unglückliche Gräfin von Waldern finden, die erst vor wenigen Stunden auf der Wevelsburg angekommen ist.

„Ach mütterliche Freundin!" rief Helene im Gefühle des Entzückens aus; „meine Freude ist so groß, so unvergleichlich groß, daß ich mich darin kaum zu fassen weiß, und nicht sagen kann, wie es mir zu Muthe ist. Nun bin ich wieder glücklich und so recht von Herzen froh; es bleibt mir kein anderer Wunsch mehr übrig, als daß es lange, recht lange so bleiben möchte. Will's Gott, so wird sich mein Vater nicht mehr ändern, sondern auf dem guten Wege bleiben, den er nun betreten hat. Und Ihr, theure Freundin! werdet mich auch nicht mehr verlassen. Nicht wahr, Ihr bleibt nun für immer bei mir, und seyd und bleibt meine Mutter?"

Die Gräfin von Waldern schloß das Mädchen in ihre Arme, und versprach es ihr mit einer Freudenthräne im Auge. Sie war fast zu schwach, als daß sie die Freude ihres Herzens über die Erlösung aus dem schrecklichen Kerker und über die gänzliche Befreiung aus dem Nonnenkloster so recht äußern konnte. Sie sah so abgehärmt und so elend aus, als wäre sie schon etliche Tage im Grabe gelegen. Wäre ihre Erlösung nur wenige Wochen später erfolgt, so hätte Helene ihre unglückliche Freundin wahrscheinlich schon im Grabe gefunden. Denn ihre Lage in dem schauerlichen Klosterverließ ist fast unausstehlich gewesen.

„Aber, liebe Helene!" versetzte alsdann die Gräfin; wie kam es denn auch, daß sich unser unglückliches Schick-

sal so auf Einmal geändert und eine so erfreuliche Wendung genommen hat? Ich konnte die Möglichkeit kaum fassen, als mir im Kerker die Freiheit angekündigt wurde. Daß es der liebe Gott so gefügt habe, dachte ich mir gleich; aber wie es so kam, ist mir immer noch unerklärlich."

„Das will ich Euch erklären, liebe Mutter!" erwiederte Helene, und begann zu erzählen.

„Daß mein Vater nur scheintodt war und am Körper bald wieder genas, glaube ich Euch schon gesagt zu haben. Noch am nämlichen Tage wurde er auf einer Sänfte hierhergebracht, und ich bin ihm in Schmerz und Trauer nachgefolgt. Seine körperliche Gesundheit machte schnelle Fortschritte, um so mehr aber zeigte sich bei ihm eine solche Geisteszerrüttung, die sich bald in einem furchtbaren Wahnsinn äußerte. O, liebe Mutter! denkt Euch meine schreckliche Lage. Ich sah meinem Kreuz und Elende kein Ende mehr. Nur im Gebet und im Vertrauen auf Gott fand ich allein noch so viel Kraft, daß ich meinem Elende nicht unterlag."

„In diesem schrecklichen Zustande war mein unglücklicher Vater von allen seinen falschen Freunden verlassen. Selbst die Hennigs von Waldegg kamen nicht mehr, worüber ich von Herzen froh war. Das Ausbleiben dieser Bösewichte war ein großes Glück für meinen Vater. Jetzt hatten unser vortrefflicher Burgkaplan und ich desto mehr Einfluß auf ihn. Unser frommer und einsichtsvoller Kaplan hatte schon zu Lebzeiten meiner seeligen Mutter heilsam auf ihn gewirkt, aber es war nie von langer Dauer, weil seine gottlosen Freunde zu

viel Einfluß auf ihn hatten. Dieser schädliche und verderbliche Einfluß hörte nun vollends auf."

„Anfänglich hatten wir zwar wenig Hoffnung; weil des Vaters Wahnsinn mit jedem Tage zunahm. Aber wir gaben unsere Hoffnung nicht auf, sondern baten vertrauungsvoll zu Gott um Hülfe von Oben. Sie kam. Wie durch ein Wunder brach des Vaters Wahnsinn. Anfänglich hatte er nur einige lichtvolle Stunden, die aber endlich zu Tagen und dann zu Wochen heranwuchsen. Denket Euch unsre Freude!"

„Jetzt konnten wir heilsam auf sein krankes Gemüth wirken; und es ging leichter, als wir vermutheten, weil Gottes zuvorkommende Gnade uns schon vorausgewirkt und einen fruchtbaren Grund zu Bekehrung in seinem Gemüthe gelegt hatte.

Es war so, wie ich ahnete, und wie der Burgkaplan schon wußte: der Hauptgrund seines Wahnsinnes war ein Verbrechen, das der unglückliche Vater, auf Anstiften seiner gottlosen Freunde, an seinem wahren Freunde — Gottfried von Kyburg — begangen hatte."

Hier erzählte Helene die uns schon bekannte Geschichte von Kyburgs Verrath und Hinrichtung, und von dem unglücklichen Sturze ihres Vaters. Und die Gräfin äußerte ihre Bestürzung über Kyburgs Tod.

„Als mein Vater," fuhr Helene fort, „wieder vollkommen bei Vernunft war, so gestand er sein Verbrechen, vorerst dem Burgkaplan in der heiligen Beichte, und dann auch mir."

„Es fuhr ein Schauder durch meine Glieder, als er es offenbarte. Aber ich that mir Gewalt an, um meine Bestürzung nicht merken zu lassen. Des Vaters

Reue war so groß, daß er oft des Tages und der Nacht bittere Thränen vergoß. Es war erbärmlich ihn zu hören, wann hie und da die Verzweiflung ihn anwandelte."

„Ich elender Mensch! ich großer Sünder! wie will ich noch Erbarmen hoffen? Nein, nein, mir kann nicht mehr vergeben werden! — Meine Uebelthaten sind zu groß, als daß sie mir Gott verzeihen kann."

„So sprach er oft und wäre gewiß in Verzweiflung gefallen, wann ihm der fromme Burgkaplan nicht wieder Muth und Vertrauen eingeflößt und durch die heiligen Lehren der göttlichen Religion das gebeugte Gemüth aufgerichtet und das ängstliche Gewissen beruhiget hätte. Es gelang ihm endlich — dem edlen Manne, den unglücklichen Vater mit Gottes Hülfe wieder ganz auf den rechten Weg zu bringen. Er fing an zu beten und immer beruhigter im Gemüthe zu werden. Er gab reichlich Almosen, und ließ alle seine Dienstleute vor sich kommen, und fragte Jeden einzeln, ob er ihm etwa irgend einmal unrecht gethan habe; wann es so sey, so möge er es sagen, damit er ihm das zugefügte Unrecht wieder gut machen könne. Unsre treuen Dienstleute aber, die an der Umänderung ihres Gebieters eine aufrichtige Freude hatten, beantworteten des Vaters Frage mit Nein. Und wie oft bat er mich um Verzeihung! Mehr als Hundertmal wiederholte er den Wunsch, die vielen Beleidigungen, die er meiner seligen Mutter zugefügt, entweder ungeschehen, oder wieder gut zu machen. Da ich ihn vollkommen auf dem rechten Wege sah, und er mir eben diesen Wunsch wieder äußerte, so erwiederte ich ihm: „lieber Vater!

ich weiß einen Weg, auf dem ihr jene Beleidigungen wieder gut machen könnet." Mit Entzücken war er bereit, diesen Weg kennen zu lernen. Da erzählte ich ihm, wie ich Euch im Kloster kennen gelernt, daß Ihr die innigste Freundin meiner Mutter gewesen, und nun meine zweite Mutter geworden seyd. Und als ich ihm meine Vermuthung äußerte, daß Ihr wahrscheinlich in einem schrecklichen Kerker schmachten werdet; so rief er mit Entsetzen aus: „wer in aller Welt gab der Abtissin das Recht, die Gräfin von Waldern einzukerkern, die ihr mit dem ausdrücklichen Befehle übergeben wurde, daß man sie, wie eine der Nonnen, behandle? Ach, du barmherziger Gott! an dem Leiden dieser Frau trage ich auch große Schuld. Ich habe gar nicht mehr an diese Unglückliche gedacht. Dank', liebes Kind, dank', liebe Helene! daß du mich daran erinnert hast. Ja, ich will ihre Leiden enden, will mein Unrecht wieder gut machen, und das lieber noch heute, als morgen!"

„Ich mußte den Burgkaplan herbeiholen, mit dem er sich sogleich berathschlagte, wie es mit Eurer Befreiung anzugehen sey. Man kam überein der habsüchtigen Abtissin ein bedeutendes Lösegeld anzubieten, damit sie Euch insgeheim in Freiheit setze und hieher auf die Burg bringen lasse. Sie nahm das Lösegeld, und dafür habe ich meine zweite Mutter wieder."

Mit diesen Worten warf sie sich der Gräfin in die Arme, die an Helenens Brust Thränen der Freude und des Dankes vergoß.

„Also dem lieben Gott und dir, liebe Tochter, verdanke ich eigentlich meine Erlösung! Das habe ich mir doch im ersten Augenblicke gedacht." So sprach die

Gräfin und drückte Helenen heftiger an ihre Brust. „Empfange meinen Dank, meinen innigsten Dank! Denn ich hätte es in jenem schrecklichen Kerker, bei Wasser und Brod, nicht mehr lange ausgehalten, nicht mehr lange, und die Erlösung aus dem Kerker wäre durch den Tod für immer geschehen. Die Befreiung ist noch zur rechten Zeit erfolgt.“

„So hat es der liebe Gott gefügt!“ rief Helene aus; darum gehört nicht mir, sondern Gott allein der Dank.“

„Wer kommt?“ fragte die Gräfin etwas ängstlich.

„Den Tritten nach ist es wahrscheinlich mein Vater, erwiederte Helene; wie wird er sich freuen, daß Ihr schon da seyd!“

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und der eintretende Graf bebte erschrocken zurück. Denn als er die Gräfin von Waldern das Letztemal sah, war sie noch eine junge blühende Frau, und jetzt sah er ein abgehärmtes, dem Tode ähnliches Frauenbild vor sich. Er faßte sich auf der Stelle wieder, trat mit einer Thräne der Reue im Auge zur Gräfin hin, küßte ihr die magere Hand und bat sie vor Allem um Verzeihung. Und erst nach erhaltener Verzeihung hieß er sie in seiner Burg willkommen. Hierauf führte er sie an der Hand in die schönsten und prachtvollsten Gemächer in der Burg, und sprach: „diese, edle Gräfin! stehen Euch zu Gebote; und Ihr sollet von nun an auf meiner Burg gehalten seyn, wie die Mutter meiner Tochter, und wann Ihr's erlaubet — wie meine leibliche Schwester. Ja, Ihr sollet über Alles zu gebieten haben, was mein ist.“

Die gute Gräfin, welche auf einen so herzlichen Empfang, und auf eine so liebreiche Aufnahme nicht gefaßt war, wußte vor Rührung kein Wort zu erwiedern. Ihre Erwiederung waren Freuden- und Dankesthränen.

Der gebesserte Graf hielt Wort, und die Gräfin hatte sich bei einer so sorgsamen Pflege bald wieder erholt. Ihre Wangen fingen wieder an sich zu röthen, und ihr Frohsinn und ihre Heiterkeit zurückzukehren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Bundeseid.

Auf der Burg Lohe in der Wetterau waren um Mitternacht, in einem verschlossenen und spärlich beleuchteten Saale, mehr als Hundert biedere Ritter versammelt. Sie saßen um eine schwarzgedeckte Tafel und auf schwarzgepolsterten Sesseln. In der Mitte der langen Tafel stand zwischen zwei brennenden Kerzen ein Christusbild. Die ernste und wichtige Absicht der nächtlichen Versammlung war auf allen Gesichtern deutlich abgeprägt. Obenan saß ein ehrwürdiger Greis mit Silberhaaren. Sein edles, offenes Wesen war das treue Gepräge von der Würde seines Geistes und dem Adel seiner Seele. Auf den ersten Anblick hatte man einen Mann von Weisheit und Biedersinn vor sich. Es war der vortreffliche Graf Hugo Seelbach von der Lohe.

Mit würdevollem Ernste erhob sich der ehrwürdige Greis, und in der ganzen Versammlung herrschte eine Todtenstille. Er begann folgende Rede:

„Verehrte Freunde! — theure Brüder!" —

„Im Namen des allmächtigen Gottes, zu dessen Ehre wir das Schwert führen, haben wir uns hier versammelt, um uns gemeinschaftlich zu berathen über eine höchst wichtige Angelegenheit, welche Gottes Ehre, die heiligsten Menschenrechte, und das Wohl und Weh unsers Fürsten und Vaterlandes betrifft."

„Gott, der Allwissende, ist Zeuge, wie heilig die Absicht und wie nothwendig der Zweck unsrer gegenwärtigen Versammlung ist. Ja, es thut Noth, daß einmal biedere Männer zusammentreten und unter sich einen heiligen Bund schließen, der mit vereinigter Macht der Vehme gegenübertritt, um doch einmal der höllischen Bosheit ein Ende zu machen, womit diese ungerochen Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit und Verbrechen auf Verbrechen häuft. Oder soll vollends noch alles Blut der Gerechten fließen, und das arme Vaterland ganz zu Grunde gehen? Sprechen nicht tausend Beweise für Einen, wie viele himmelschreiende Ungerechtigkeiten und Schandthaten die geheimen Vehmrichter in ihren Mörderhöhlen ungerochen verüben? Ja, Brüder! Ihr selbst seid Zeugen von den bittern Klagen, die in unserm unglücklichen Deutschlande von Tausenden, wie aus Einem Munde, gen Himmel steigen. Jammern und seufzen nicht Hunderte der Wittwen und Waisen in Noth und Elend, worein sie die grausame Vehme ungerechterweise gestürzet hat? Ach! wer bejammert denn nicht die vielen Geächteten, die, als schuldlose Opfer der ungerechten Vehme, in Wildnissen umherirren? Wilde Baumfrüchte, Wurzeln und Kräuter sind ihre einzige Nahrung; das Wasser aus irgend einer Quelle ihr Trank; und

hohle Bäume und dunkle Felsenhöhlen ihre Wohnungen. Endlich aber fallen die Einen in die Hände ihrer Mörder, und die Andern sterben aus Mangel und Noth eines jammervollen Todes. Ach! so sind schon Hunderte der biedersten Männer aus der deutschen Ritterschaft unglückliche Opfer der Raub- und Mordlust ruchloser Vehmrichter geworden! Ihr unschuldiges Blut, womit Deutschlands Boden befleckt worden, schreit gen Himmel um Rache. O, ich will sie Euch nicht nennen, die edlen, die vortrefflichen Männer, die erst vor kurzer Zeit unschuldige Schlachtopfer der ungerechten Vehme geworden sind! Nein, es bedarf dessen nicht. Die frischen Thränen in Euren Augen sprechen laut, wie Eure Herzen noch aus ungeheilten Wunden bluten."

„Ach, armes, unglückliches Deutschland! was soll noch aus dir werden, wenn der geheimen Bosheit nicht bald mächtige Schranken gesetzt werden? Die edlen Geschlechter sterben aus, die Burgen werden zu lauter Räuber- und Mörderhöhlen, das arme Volk wird ausgeplündert und unterdrückt, und die lieblichen Thäler, Gefilde, Auen und Weinberge werden in Wildnisse umwandelt. Und wo ist dann das schöne, ruhmvolle Deutschland? Ach! unsre Nachkommen werden einst davon erzählen, als von einem Lande, das einmal blühend gewesen, das nun aber nichts mehr ist, als eine Wildniß, wo Räuber und Mörder ihre Höhlen haben. Welch' eine schreckliche Aussicht in die Zukunft! Wem blutet nicht das Herz dabei?"

„Auch Maximilian, unser vortrefflicher Kaiser, beklagt sein unglückliches Reich, und wünscht die Aufhebung der Freistühle aller Vehmgerichte Deutschlands. Denn er

selbst, wie alle biedern deutschen Ritter, sieht endlich ein, daß alle Freistühle in Deutschland bis zu Räuberhöhlen herabgesunken sind. Er selbst weiß, daß die Freischöffen alle schändliche Bösewichte sind, die unter dem Deckmantel der Religion auf den Richterstühlen sitzend aus Neid, Eigennutz, Herrschsucht und Rache das Blut der Gerechten vergießen. Und doch bestehen die Freistühle noch, und doch treiben die Freischöffen noch immer ungestraft ihr Unwesen fort!"

„Ihr, theure Brüder, und alle biedern Ritter Deutschlands haben den Kaiser schon öfters um Schutz gegen die ausgearteten Vehmgerichte angefleht. Warum hilft er nicht, der edle Kaiser, der doch alle seine Unterthanen, wie ein guter Vater seine Kinder liebt? Warum sammelt er kein mächtiges Heer, und kündet der Vehme keine Fehde an? Weil er die Macht der geheimen Vehme für zu furchtbar hält, und insgeheim für seinen Thron zittert."

„Aber wie irrig ist der gute Kaiser daran! Die Macht der Vehme ist nicht halb so furchtbar, als er wähnt. Ja, die Freischöffen selbst geben sie so furchtbar an; allein, diese List gilt ihrer Ohnmacht und Schwäche zur Schutzwehr. O, wüßte es der gute Kaiser, wie viele seiner biedern Ritter und Vasallen es wissen, daß die geheime Vehme gerade jetzt am schwächsten ist, und daß ihre vorgebliche Macht auf einem ganz morschen Stabe ruht! Wüßte er es, daß alle Freistühle der geheimen Vehme mit lauter feigen und entnervten Wollüstlingen besetzt, und diese schon längst allen Rittertugenden abgestorben sind! Ach, wüßte er es, wie viele biedere Ritter es in seinem Reiche noch gibt, auf die er bauen darf, und die

bereit sind, Gut und Blut zu wagen, um in Deutschland die Gerechtigkeit und Sicherheit wieder herzustellen! Ja, wenn der edle Kaiser All' dies wüßte, glaubt es mir, Brüder! er würde keine Stunde mehr Bedenken tragen, mit einem tapfern Heere gegen die Freistühle in Fehde zu ziehen, um sie alle auf Einmal aufzuheben."

„Allein, geliebte Brüder! wir sind des edlen Kaisers Vasallen; wir haben die Pflicht und auch das Recht, seinen Thron und sein Reich zu schützen, und wir müssen dem Wohle unsers Vaterlandes Gut und Blut aufopfern. Drum laßt uns nicht mehr länger zögern; laßt uns einen heiligen Bund schließen, dem Gott, der Allmächtige, die gerechte Rache in die Hände legt! Denn voll ist das Maas der Bosheit, und gekommen ist die Zeit der Rache. Ja, angekommen ist der Tag, an welchem der gerechte Gott das Blut aller Unschuldigen rächen wird. Das Schwert in unsern kräftigen Händen ist nun das Mittel der Strafe Gottes, die furchtbar, wie zur Zeit der Zerstörung Jerusalems, über die gottlosen Vehmrichter einbrechen wird. Jetzt, oder nie, muß es uns mit Gottes Beistand gelingen, die Vehme aus Deutschland zu vertilgen! Wir kämpfen mit Gott, und — der Sieg ist unser. Wie werden uns den Kaiser und alle biedern Bewohner Deutschlands danken! Ja die späteste Nachwelt wird uns dafür noch segnen."

„Jedoch, Brüder! mehr, als meine Rede, soll der Anblick eines unglücklichen Mannes, den die Meisten aus Euch als einen der biedersten Ritter Deutschlands gekannt, und schon bereits 20 Jahr unter den Todten geglaubt haben, auf Euch wirken. Ja der Anblick dieses vortrefflichen, schätz-

baren Mannes wird Euren Muth vollends entflammen, und unter seiner Anführung wird unser Heer siegreich von Freistuhl zu Freistuhl ziehen.“ —

In diesem Augenblicke sprang ein Flügel der Seitenthüre auf, und ein stattlicher Ritter trat herein, mitten in die Versammlung. Eine Minute herrschte eine furchtbare Todtenstille, bis dann fast hundert Stimmen, wie aus Einem Munde, riefen: „Großer Gott! es ist unser Max, unser theurer Graf von Waldern!“ Da schloß ihn Einer nach dem Andern in seine Arme, und der gute Graf von Waldern wurde vor Freude fast erdrückt. In eines Jeden Auge standen Freudenthränen. Und Maxens Erscheinen hatte wirklich auf alle anwesenden Ritter den beabsichtigten Eindruck gemacht.

„Es lebe Max von Waldern! es lebe unser Anführer!“ riefen die Einen. „Es lebe der heilige Bund!“ riefen die Andern. Alle brannten vor Kampfbegierde, umarmten einander als Brüder, und baten den Grafen Hugo Seelbach von der Lohe, ihnen den heiligen Bundeseid abzunehmen.

Der edle Greis war ganz entzückt vor Freude, daß nun einmal sein Wunsch, den er schon viele Jahre im Herzen trug, in Erfüllung gehen, und Deutschlands Rettung erkämpft werden sollte. Sein Antlitz strahlte, wie das eines Verklärten, und eine Freudenthräne zitterte in seinem Auge.

Nachdem Alle den wiedererstandenen Grafen von Waldern herzlich bewillkommt, und er die Erzählung seiner bisherigen Schicksale auf ein Andersmal verschoben hatte, knieeten Alle nieder, und flehten einmüthig zu Gott, daß er ihren heiligen Eid genehmigen, ihr

Bund beschließen, und ihr Unternehmen segnen möge. Und nun wurde der heilige Bundeseid geschworen.

Graf Max von Waldern mußte an der Spitze der Ritter den heiligen Eid abnehmen.

Er zog das Schwert aus der Scheide, und dasselbe thaten alle Uebrigen. Mit emporgehobenem Schwerte sprach nun der Graf folgende Worte vor, und alle Uebrigen sprachen sie ihm mit ebenfalls emporgehobenem Schwerte nach.

Graf Max. Wir Ritter des deutschen Reiches und Vasallen des Kaisers,

Alle. Wir Ritter des deutschen Reiches und Vasallen des Kaisers,

Graf Max. schwören vor dem heiligen Angesichte Gottes,

Alle. schwören vor dem heiligen Angesichte Gottes,

Graf Max. daß wir unsern heiligen Bund treu halten,

Alle. daß wir unsern heiligen Bund treu halten,

Graf Max. und zur Vertilgung der Vehme Gut und Blut wagen wollen. —

Alle. und zur Vertilgung der Vehme Gut und Blut wagen wollen.

Graf Max. Nur das Wohl des Kaisers und und des Vaterlandes soll der Zweck unsrer Fehde seyn

Alle. Nur das Wohl des Kaisers und des Vaterlandes soll der Zweck unserer Fehde seyn

Graf Max. so wahr ein Gott im Himmel lebt, zu dessen Ehre wir das Schwert führen!

Alle. sowahr ein Gott im Himmel lebt, zu dessen Ehre wir das Schwert führen!

Somit ward nun mit einem Eide jener mächtige Bund geschlossen, der mit Gottes Hülfe die furchtbare Vehme im ganzen deutschen Reiche vertilgen sollte. Und Gott heiligte und segnete den Bund.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Fehde gegen die geheime Vehme.

Der heilige Bund war nun geschlossen, Max von Waldern als Anführer des Bundesheers Kuno von Kyburg und Kuno von Steinegg zu seinen Adjutanten ernannt. Und mit aller Eile wurden im Stillen die Zurüstungen zur baldigen Fehde getroffen. Nun war Alles in Bereitschaft, und schon der Tag zum Aufbruche bestimmt. Wie staunte das Volk, wie zitterten die Freischöffen vor einem so zahlreichen und tapfern Heere, das so plötzlich und unverhofft erschien, als wäre es mit Einemmale aus der Erde herausgeschlüpft!

Das Bundesheer kündete auf der Stelle allen Vehmgerichten Deutschlands die Fehde an. Das war ein Schrecken unter den Freischöffen! denn auf einen so plötzlichen Ueberfall waren sie nicht vorbereitet. Der Angriff ging in Eilmärschen auf jene festen Burgen, worauf die Freistühe der geheimen Vehme waren. Vorerst galt die Fehde den furchtbarsten Freistühlen — darunter hauptsächlich Arensberg, Soest, Unna, Detmold und Wevelsburg. Die Freistühle wurden zwar in aller Eile auch mit Truppen zur Gegenwehr besetzt; allein die Zeit war zu kurz, ihr Schrecken zu

groß,

groß, und ihr Muth zu klein. Und je weiter das Heer der Verbündeten zog, desto mehr gewann es an Zuwachs.

Nun begann der erste Kampf — er war heiß und blutig. Er galt der Veste Arensberg.

Aber wie staunten und zitterten die Feinde, als sie an der Spitze des Bundesheeres den geächteten Max von Waldern, den man schon längst unter den Todten wähnte, und an seiner Seite den jungen Kyburg erblickten, den man auch unter seiner eingeäscherten Burg begraben glaubte!

„Die Todten sind erstanden!" hieß es unter den Feinden; „sie sind gekommen, um sich zu rächen." Und furchtbar erscholl in ihren Ohren das Feldgeschrei der Verbündeten; „Es lebe Max!" — „es lebe Kyburg!" — „Gott mit uns, und die Gerechtigkeit unsre Sache!"

Die Verbündeten kämpften wie Löwen, und der Tod wüthete furchtbar im feindlichen Heere. Max kämpfte immer muthiger an der Spitze der Verbündeten, und sein Schlachtschwert traf fast mit jedem Streiche einen Gegner. Wie eine Löwin mit eifersüchtigem Auge ihre Jungen bewacht, und mit ihrem Leben sie schützt; so bewachten und beschützten die beiden tapfern Ritter Kyburg und Steinegg ihren theuren Feldherrn. Hundertmal fingen sie mit ihrem Schilde und Schwerte jene Streiche auf, die ihrem geliebten Feldherrn galten. Unter beiden Jünglingen herrschte ein edler Wetteifer in den Thaten der Tapferkeit und des Edelmuths. Beide thaten Wunder des Muths und der Tapferkeit. Sie wurden allgemein im ganzen Heere bewundert. Zweimal

hat Kyburg den Steinegg, und Zweimal hat Steinegg den Feldherrn vom Tode gerettet.

Jetzt wurde die Veste bestürmt; und furchtbar war der Kampf. Wer war der Erste auf der Vestungsmauer? Kyburg war's und auf ihn folgte Steinegg, und dann ein tapferer Kämpfe um den Andern. Es erscholl von der Veste herab der Siegesruf, und — — die Burg Arensberg war in der Macht der Verbündeten. Jetzt erst floß das Blut der Freischöffen, wie Wasserbäche, und wer von ihnen den Tod nicht fand, wurde in Fesseln geschmiedet. Schrecklich hausete Gottes Rache auf Arensberg, und bald loderte die Burg in lichthellen Flammen auf.

Schnell verbreitete sich das Gerücht vom Siege der Verbündeten und von der gänzlichen Vertilgung des Freistuhls zu Arensberg. Dies furchtbare Gerücht erregte allenthalben Freude und Schrecken. Immer stärker wuchs das Bundesheer, und immer schwächer und muthloser wurden die Feinde. Selbst der Kaiser hatte den Verbündeten einen Zuwachs von etlichen Tausend tapfern Kriegern zugeschickt. Jetzt erscholl im Feldgeschrei, nebst den beiden furchtbaren Namen, auch noch der Name des glorwürdigen Kaisers. So ging nun den Verbündeten allenthalben Furcht und Schrecken vorher, und hinter ihnen her folgte Sieg und Ruhm. Schneller und leichter gingen alle folgenden Stürme vorüber, und bald waren auch die andern Freistühle Soest, Unna und Detmold von Grund aus verheert. Nun ging auch der Sturm auf Wevelsburg los. Er war heftiger, als alle vorigen. Hier schien das Glück den Verbündeten

den Rücken kehren zu wollen. Denn auf Einmal nahm für sie der Kampf eine ungünstige Wendung.

„Max ist gefangen! — Max ist in Feindes Hand!" erscholl es furchtbar durch das ganze Heer. Dies erregte einen allgemeinen Schrecken. Kyburg wurde wie rasend; denn es war ja jener Mann, den sein Vater bereits zwanzig Jahre auf seiner Burg durch Verborgenheit vor den Feinden schützte. Und nun sollte er auf derselben Burg, wo ihm sein Vater sterbend noch die größte Sorgfalt für ihn auftrug, in den Händen der Feinde ein Opfer werden! Jetzt kochte das Heldenblut in seinen Adern; er übernahm die Anführung des Heeres, und durch seine beispiellose Tapferkeit wurde das ganze Heer angefeuert. Es entstand ein ruhmvoller Kampf. Denn auch von Seite der Belagerten wurde tapfere Gegenwehr geleistet. Der Kampf wurde immer hitziger und blutiger, und beiderseits kostete es viele Opfer. Lange blieb der Sieg unentschieden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Gefängniß.

Während des hitzigen Kampfes knieeten Gräfin Beata und Fräulein Helene in einem Gemache, das auf den Burghof hinausging, und flehten unter Angst und Thränen zu Gott um glücklichen Ausgang des fürchterlichen Kampfes. Jede aber hatte ihren eigenen Wunsch. Beata flehte um den Sieg der Verbündeten, und Helene um die Erhaltung ihres Vaters.

Nach einem kurzen, aber inbrünstigen Gebete er-

hoben sich die beiden Freundinnen, und Eine suchte die Andere zu beruhigen.

„Wir haben nun zu Gott gebetet, in dessen allmächtiger Hand alle menschlichen Schicksale stehen,“ versetzte die Gräfin; „Ihm wollen wir daher auch Alles überlassen. Denn wie Gott es fügt, so ist es recht, und wenn es auch gegen unsere Wünsche ist.“

„Ja, liebe Mutter!“ fügte Helene bei, indem sie eine Thräne vom Auge trocknete; „dem lieben Gott wollen wir Alles überlassen. Wir Menschen stehen ja alle in seiner Hand, und ohne sein Wissen und Willen fällt kein Sperling vom Dache, und kein Haar vom menschlichen Haupte.“

„Horch', liebe Helene! was ist das?“ rief die Gräfin plötzlich aus, und eilte an das offene Fenster. Helene folgte ihr.

„Triumph, Triumph!“ erscholl es unten im Burghofe aus dem Munde der Belagerten; „der Feldherr der Verbündeten ist in unserer Gewalt! Hinunter mit dem geächteten Hunde in den tiefuntersten Kerker!“

In diesem Augenblicke führten rohe Knappen den gefesselten Feldherrn unter dem Fenster der Gräfin vorüber. Der Gefangene blickte unwillkürlich herauf, das Angesicht der Gräfin fesselte seinen Blick, er wollte stehen bleiben; aber die rohen Knappen schleppten ihn gewaltsam weiter.

„O, Jesus, Maria!“ rief die Gräfin aus, und fiel ohnmächtig in Helenens Arme. Vor Schrecken schrie Helene so heftig, daß ein Diener und ein Kammermädchen zu gleicher Zeit herbeieilten, um nachzusehen, was dem gnädigen Fräulein zugestoßen sey. Wie groß

war ihr Erstaunen, als sie in des Fräuleins Armen die Gräfin erblickten! Diese wurde sogleich auf's Sopha gebracht, wo sie sich bald wieder erholte. Mit dem Bewußtseyn kehrte auch wieder die schreckliche Erinnerung an das zurück, was sie gesehen, und was die Ursache von ihrer Ohnmacht gewesen.

„Ach, liebe Helene, was habe ich gesehen!" rief die Gräfin, nachdem sich der Diener und das Kammermädchen wieder entfernt hatten, schmerzlich aus; „ich traue mir kaum die Möglichkeit zu denken, und doch ist es nicht nur möglich — es ist wirklich so. Ja, ich habe ihn gesehen; er ist's — er ist's!"

„Wen habt Ihr gesehen, liebe Mutter?" fragte Helene mit Erstaunen.

„Meinen Mann, meinen unglücklichen Max!" war der Gräfin Antwort. „Ach, großer, allmächtiger Gott! so mußte ich ihn denn in diesem Leben noch Einmal sehen! Aber wie sehen? O, schrecklicher Gedanke! wie man ihn mir zum Zweitenmale entreißt, er mir zum Zweitenmale stirbt! Ach, Helene! diesen Schlag überlebe ich nicht lange. O, hätte ich ihn lieber nicht gesehen! Ich glaubte ihn schon längst im bessern Leben, und nun kommt er noch Einmal in meine Nähe, vor mein Angesicht, ehe er wirklich stirbt! Ach! sein Blick, der mich gekannt haben muß, war ein tödtlicher Stich in mein Herz. Komm', liebe Helene! komm', hier halte ich's nicht mehr länger aus. Ich muß ihn noch Einmal sehen, sprechen, und — an seiner Brust sterben!" —

Helene war so überrascht, daß sie sich kaum fassen konnte. Sie wollte ihre mütterliche Freundin beruhigen und sie zurückhalten. Aber diese hörte auf keine Vor-

stellung, sondern faßte das Mädchen bei der Hand, eilte mit ihm aus dem Gemache, die Treppe hinab, bis an die erste Thüre, welche in die unterirdischen Gefängnisse führt. Da blieb sie stehen, wie vom Blitze getroffen; denn die Thür war verschlossen. Sie fuhr zusammen, und erst jetzt entstürzte ihren Augen ein Strom von Thränen.

„Um Gotteswillen, Helene!" rief alsdann die Gräfin, wie in Verzweiflung aus; „lasse mir das Gefängniß öffnen, oder ich sterbe auf dieser Stelle! Ich muß zu ihm, muß ihn sehen! — o, liebe Helene! theure Tochter! — erbarme dich! lasse mir das Gefängniß öffnen!" —

Helene fiel der Gräfin weinend um den Hals. „Ach, liebe Mutter! — liebe Freundin!" rief sie aus; wie soll ich das angehen? Ich weiß ja den Kerkermeister nicht. Und wo soll ich ihn suchen?"

„So will ich ihn suchen," versetzte die Gräfin, eilte davon, und Helene weinend ihr nach. So durcheilten sie fast alle Gänge der großen Wevelsburg, und kamen am Ende wieder in den nämlichen Gang zurück, wo die große Gefängnißthüre war. Da begegnete ihnen der alte Kerkermeister mit einem großen Bund Schlüssel in der Hand. Die Gräfin eilte auf ihn zu, und sprach in vollem Athem: „Ach, Clemenz! öffnet geschwind die Gefängnißthüre, man hat mir meinen Mann eingekerkert; ich muß zu ihm, muß auf der Stelle zu ihm! Warum zögert Ihr so lange? Ach! schließet doch auf — geschwind, geschwind!"

Clemenz konnte vor Erstaunen kaum zu Worte kommen; er sah, wie vom Himmel gefallen, die Gräfin verwundernd an, und machte keine Mine, daß er aufschließen wolle.

„Nun, Clemenz!“ versetzte Helene, so macht doch einmal auf, und führet uns hinab in das Gefängniß.“

„Ich soll Euch in das Gefängniß führen?“ fragte Clemenz mit noch immer größerer Verwunderung.

„Ja, uns,“ erwiederten Beide ungeduldig, wie aus Einem Munde.

„Liebe gnädige Herrschaft! wo denkt Ihr um Gotteswillen auch hin? Ich Euch die Gefängnißthüre öffnen? Das würde mir ja den Kopf kosten. Und was wollet Ihr denn auch in den schauerlichen Gefängnissen thun?“ So sprach Clemenz und wollte sich entfernen.

„Ich will zu meinem Manne, den man so eben eingekerkert hat,“ versetzte die Gräfin und hielt den Kerkermeister am Arme zurück.

„Was sag't Ihr, gnädige Frau?“ fragte Clemenz mit höchstem Erstaunen; der gefangene Feldherr, der so eben eingekerkert worden ist, wäre Euer Gemahl? Da seyd Ihr ganz im Irrthum; dieser kann unmöglich Euer Gemahl seyn, da er ein Geächteter ist.“

„Großer Gott!“ rief die Gräfin aus, fiel vor dem Kerkermeister nieder, umklammerte seine Knie, und sprach im Gefühle des Schmerzes: „ja, ja, eben der ist's — der Geächtete ist mein Mann. Ach, Clemenz, habt Erbarmen mit einem unglücklichen Weibe! Ich bitte Euch um Jesu willen, führt mich zu ihm in den Kerker!“

„Was soll das?“ rief Clemenz erröthend aus; „ach gnädige Frau! erhebt Euch doch. Ich bin nur Euer Diener, und Ihr liegt vor mir auf den Knieen. Ich bitte Euch um Alles in der Welt, steht doch auf!“

„Nein, Clemenz!“ erwiederte die Gräfin, „nicht

eher, bis Ihr Euch meiner erbarmet, und mich hinab in's Gefängniß führet."

„Auch ich bitte Euch, lieber, guter Clemenz! sprach Helene ebenfalls auf den Knieen; „führt uns zu dem Geächteten in's Gefängniß!"

„Auch Ihr noch, gnädiges Fräulein?!" rief der alte Kerkermeister außer aller Fassung. Sein Herz war weich und sein Auge feucht geworden. „Stehet auf! ich bitte Euch, stehet auf! Ich will denn meinen Kopf wagen, und Euer Begehren erfüllen."

Die beiden Damen erhoben sich, und die Gefängnißthüre ging knarrend auf.

Sie stiegen eine Treppe von fünfzig Stufen hinab, die sie in ein dunkles Gewölbe führte. Hier zündete der Kerkermeister eine Fackel an, und ging den zitternden Frauen voran. Hier tief unten in der Erde, wo alles Kriegsgetümmel verstummte, und wo es so stille war, wie im Grabe, durchschauerte sie ein Todesschrecken. Sie liefen von Gang zu Gang, und noch einige Treppen hinunter. Jetzt kreischte ein rostiges Schloß, und — eine Eisenpforte öffnete sich knarrend. Sie traten in ein dunkles, schauerliches Gewölb ein, worin nur zwei Gefängnisse waren, die ein starkes Eisengitter von einander trennte.

„In jenem Gefängnisse dort sitzt der Unglückliche," versetzte der Kerkermeister, und rief in demselben Augenblicke mit Schrecken aus: „Ach, großer Gott! wir sind verloren."

„O, Jesus! wir sind verrathen!" riefen die beiden Damen aus, und sanken vor Schrecken in die Kniee.

Es krachte eine Thüre um die andere auf, die mit Gewalt aufgesprengt wurden, und in den unterirdischen

Gewölben ertönte furchtbar das Siegsgeschrei nahender Krieger. Der Kerkermeister und die beiden Damen erwarteten auf den Knieen ihr Schicksal.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Wiedersehen.

„Viktoria, Viktoria! — Erlösung, Erlösung!" riefen über zwanzig Männerstimmen. „Mein Vater, mein Vater!" rief jubelnd ein junger Ritter, stürzte in das Gewölbe herein, neben den Knieenden vorüber, und rief noch lauter: „Feldherr, Feldherr! wo seyd Ihr?"

„Hier, Ritter Kuno!" antwortete eine dumpfe Stimme, und die Ketten rasselten an seinen Händen und Füßen.

„Ach, lieber Kuno! nicht so rasch, nicht so rasch," rief ein alter Ritter, welcher Kuno nacheilte, ihn aber nicht einholen konnte.

Kuno schien aber die Ermahnung zu überhören; schon entfielen dem Gefangenen rasselnd die Ketten; schon lag der Sohn in den Armen seines überraschten Vaters, als die übrigen Ritter herbeikamen.

„Gnade, Gnade!" rief zitternd der Kerkermeister, als die Sieger um ihn herumstanden, und Einige von ihnen die zwei ohnmächtigen Damen von der Erde aufhoben.

„Steh' auf, Alter!" sprach ein Ritter, und sage uns, wer du bist, und wer die zwei Damen sind."

„Ich — bin" — stotterte der alte Clemenz," der Kerkermeister, und habe die gnädige Frau und das gnädige Fräulein hieher in's Gefängniß führen müssen. Die gnädige Frau will zu ihrem Manne."

„Wer ist denn ihr Mann?“ fragten mehrere Stimmen.

„Euer Feldherr,“ war des Kerkermeisters Antwort.

„Also ist es die Gräfin von Waldern?!“

„Ja, ja die ist's,“ erwiederte Clemenz.

Auf die letzten Worte entwand sich Graf von Waldern eilends den Armen seines Sohnes, und zur Gräfin hin, welche ihre Augen wieder öffnete, und rief aus: „Ach, gütiger Himmel! — allmächtiger Gott! Also hat mich mein Blick nicht betrogen — die ich am Fenster erblickte ist meine Gattin!“ Er wollte im Gefühle des Entzückens dieselbe in seine Arme schließen, aber man hielt ihn aus Schonung für die Gräfin zurück.

„Gütiger Himmel!“ fuhr der glückliche Graf fort; „ich kann das große Glück ja kaum fassen. Sohn und Gattin in ein und demselben Augenblicke wieder finden — das ist fast zu viel für mein Herz.“ Er hatte das Geständniß, daß er schon früher seine Tochter wieder gefunden, schon auf der Zunge; aber schnell besann er sich wieder und schwieg.

Weil seine Gattin noch nicht vollends beim Bewußtseyn war, und er fürchtete, daß die plötzliche Freude sie tödten könnte, so entfernte er sich mit Kuno, und bat die Ritter, seine Gattin aus dem schauerlichen Kerker herauf unter den freien Himmel zu tragen. Es geschah. Ein Ritter trug die Gräfin, ein Zweiter das Fräulein, das sich auch noch nicht ganz erholt hatte.

Unterwegs äußerte Graf von Waldern erst recht seine Freude und Verwunderung, daß der tapfere junge Ritter Kuno von Steinegg sein Sohn sey. Oefters blieb er stehen, betrachtete ihn, und schloß ihn wieder

auf's Neue in seine Arme. Er machte Kuno Vorwürfe, daß er ihm diese Freude so lange vorenthalten; aber jener entschuldigte sich damit, daß er erst vor wenigen Augenblicken, nach der Eroberung der Wevelsburg, aus dem Munde seines vermeinten Vaters erfahren habe, daß Graf von Waldern sein rechter Vater sey. Nun waren Beide oben, und der Burghof erscholl von Siegesgeschrei. Vater und Sohn konnten fast den Augenblick nicht erwarten, bis sie die Theure, die Wiedergefundene in ihre Arme schließen und an ihre Brust drücken konnten.

Endlich war er da, der entzückende Augenblick. Die gute Gräfin, welche schon auf die zweifache Freude vorbereitet war, eilte mit offenen Armen auf ihren Gatten zu. „Mein Max! — Meine Beate!" dies waren in diesem seligen Augenblicke die einzigen Worte aus dem Munde der beiden Glücklichen. Ihre Herzen waren zu voll, und Freudenthränen traten an die Stelle der Sprache. Aus den Armen des Gatten flog die Glückliche in die ihres Sohnes. Was soll ich versuchen, die Freude dieser drei Glücklichen zu schildern? Jede Schilderung würde nur den Eindruck schwächen, den die Vorstellung ihrer Freude schon auf unsre Gemüther macht. Die überraschende Freude der Wittwe zu Naim, jene des Jairus und des Lazarus Schwestern konnte nicht größer sein, als die Freude dieser Glücklichen. Waren sie doch auch schon seit zwanzig Jahren, wie todt, für einander. Und jetzt, wo sie es am wenigsten vermuthet hatten, haben sie einander, wie dem Grabe entstanden, wieder gefunden. Jedes von ihnen hätte gerne in einem Augenblicke hundert Fragen stellen und zugleich wieder beantwortet wissen mögen.

Im Burghofe setzte man sich auf eine hölzerne Bank, und Viele der Ritter standen um die Sitzenden her. Da nahm der edle Greis, Hugo Seelbach von der Lohe, das Wort und sprach. „Heute ist doch ein merkwürdiger Tag, ja wohl der merkwürdigste in meinem Leben. Da wir vollends den Sieg über die Vehme errungen hatten, worüber ganz Deutschland und noch die späteste Nachwelt frohlocken wird, so setzte ein seltsames Wiederfinden dreier Personen, die schon 20 Jahre von einander nichts mehr wußten, dem schönen, glücklichen Tage noch die Krone auf. Dieser Tag sollte in der Geschichte aufbewahrt bleiben, damit unsre Nachkommen den großen, allmächtigen Gott noch loben und preisen für das Glück, das an diesem Tage für ganz Deutschland wieder aufzublühen begann.

„Für uns", riefen die drei Glücklichen, wie aus Einem Munde, „bleibt der heutige Tag aus doppelten Gründen unvergeßlich.

„Ja das glaube ich gar gerne", versetzte der Greis, und Ihr dürft es mir glauben, daß ich den innigsten Antheil an Euerm Glück und Eurer Freude nehme. Ich bin wahrlich heute wieder, wie verjüngt, und meine Freude wäre vollkommen, wenn nur Einer in unserm Kreise nicht fehlte — nämlich der vortreffliche junge Kyburg. Dieser tapfere Jüngling hat doch heute an der Spitze unsers Heeres, wie ein Alexander und ein Cäsar gekämpft. Ja Griechenland und Rom hätte sich über einen solchen Helden freuen dürfen. Ich hätte nur gewünscht, daß der selige Gottfried seinen Sohn hätte kämpfen sehen."

„Ach, Gott! da wird ja der junge Held auf einer

Sänfte herbeigebracht! Jetzt wurde die allgemeine Freude durch eine traurige und rührende Scene unterbrochen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Versöhnung und Tod.

Vier Knappen trugen eine Sänfte, worauf der tödtlich-verwundete Kyburg lag, und naheten sich in trauriger und langsamer Bewegung. Nun waren sie da und legten die theure Bürde nieder. Ach! wer vermag die traurige Scene würdig zu schildern? Kein Herz blieb ohne Leid, und kein Aug' ohne Thränen. Doch keiner von allen beklagte den jungen Kyburg mehr, als Graf von Waldern.

Der Verwundete wurde auf's Sorgfältigste verbunden und verpflegt, und schon war man im Begriff, ihn in die Burg zu bringen, als plötzlich auf den ersten rührenden Auftritt noch ein zweiter folgte. Etliche Knappen führten unter Triumph einen Gefangenen herbei, der unerschrocken und mit so festen Tritten daherschritt, daß die Fesseln an seinen Händen und Füßen rasselten.

„O, Jesus, Maria!" rief Fräulein Helene mit Entsetzen aus, und stürzte sich in die Arme des Gefangenen. „Mein Vater!" — „Meine Tochter!" waren ihre einzigen Worte. Die Ritter und Knappen stutzten; denn diese rührende Umarmung des Vaters und der Tochter hatte ihr Herz etwas weich gemacht. Der Eindruck war aber von kurzer Dauer.

„Fort mit dem Bösewicht!" schrieen etliche Reisige; „fort mit Kyburgs Verräther und Mörder! — hinunter mit ihm in den nämlichen Kerker, worin Gottfried von Kyburg gemordet worden!" Dort soll er büßen für seine Verbrechen, bis seine brennende Burg über ihm zu-

sammenstürzt, und ihn unter der glühenden Asche vergräbt!" —

„Lieber Vater! — theurer Vater! ich lasse Euch nicht!" rief mit herzdurchdringender Stimme Fräulein Helene, und umklammerte fester ihren gefesselten Vater.

„Lasse mich, liebes Kind!" versetzte Johannes von Wevelsburg mit einer Thräne im Auge; „es geschieht mir nicht unrecht. Ich habe schon längst den Tod verdient. Wie kann ich verlangen, daß meine Feinde Mitleid mit mir haben sollen, da ich sogar mit meinem Busenfreunde, mit meinem Gottfried, als ich ihn ebenfalls in Fesseln erblickte, kein Mitleid hatte? Ich bin sein Verräther und sein Mörder, und habe den Tod verdient. Lasse mich, liebe Helene! ich fürchte jetzt den Tod nicht mehr."

Die Reisigen, welche des Wevelsburger Rede immer noch für Heuchelei hielten, wollten die jammernde Tochter gewaltsam vom Vater reißen. Aber Helene umklammerte ihn noch fester, und rief mit durchdringender Stimme: „Wenn der Tod meines Vaters Euch, harte Männer, ein Vergnügen macht, so tödtet mich mit ihm. Meinen Vater lasse ich nicht! Aber wenn noch ein menschliches Herz in Euch schlägt, so seyd barmherzig, und erhöret die Bitte eines Kindes, das um das Leben seines Vaters fleht. Um Jesu willen, der auch Euch einst richten wird, erbarmet Euch meiner, und schenket mir meinen Vater wieder!" —

„Ja, um Jesu willen fleh' auch ich um das Leben eines Mannes, der auch mir das Leben gerettet hat!" stimmte die Gräfin von Waldern in Helenens Flehen ein. „Lieber Mann! theurer Max! ich

bitte dich, rette meinen Wohlthäter; rette Helenens Vater!" —

Nun herrschte unter allen Rittern und Knappen eine tiefe Stille; denn sie waren alle gerührt. Und in eines Manchen Auge stand eine Thräne des Mitleids. Die Meisten wünschten um des schönen Fräuleins willen dem Gefangenen die Freiheit. Aber Alles schwieg.

Da trat Max von Waldern tief bewegt in die Mitte der Ritter, öffnete den Mund und sprach: „Als Oberbefehlshaber des Bundesheeres habe ich die Macht, über Leben und Tod der Kriegsgefangenen zu richten. Somit habe ich die Macht, über das Leben des Freigrafen von Wevelsburg den Stab zu brechen, aber auch die Macht, ihm Gnade ergehen zu lassen. Heute, vor einer Stunde noch, war ich in des Feindes Hand. Graf Hennings von Waldegg, der nun seinen Lohn gefunden hat, wollte mich auf der Stelle mit seinem Schwerte durchbohren. Aber da war es Freigraf von Wevelsburg, der, als Stuhlherr und Befehlshaber, mich vom Tode rettete, und mich in's Gefängniß abführen ließ. Als man mich in Fesseln schmiedete, raunte mir der Wevelsburger in's Ohr: „Max! diese Fesseln trägst du nur kurze Zeit." Ich frage daher alle gegenwärtigen Ritter: was würde Jeder von Euch thun, wann er Oberbefehlshaber wäre?"

„Den Gefangenen frei geben!" riefen alle Ritter, wie aus Einem Munde.

„Nun so will ich der Erste seyn, der ihm die Fesseln löst, und ihn als Freund umarmt!" rief Graf von Waldern, eilte auf Johannes zu, dem die Fesseln rasselnd von Händen und Füßen fielen, und den er an

seine Brust drückte mit dem Ausrufe: „Johannes sey mein alter Freund!“ —

Dies war eine rührende Scene. Während die beiden Ritter einander in den Armen lagen, hatten sie alle gegenwärtigen Ritter umkreist, und Einer nach dem Andern drückte zum Zeichen der Versöhnung dem Freigrafen von Wevelsburg die Hand. Johannes war bis zu Thränen gerührt; denn auf eine solche Scene war er noch vor wenigen Augenblicken nicht gefaßt. Und Helene, seine Tochter, konnte ihren Dank durch nichts, als durch Freuden- und Dankesthränen äußern. Sie fiel ihrer mütterlichen Freundin um den Hals, und Beide ließen den stillen Thränen freien Lauf. Ihre Herzen verstanden sich, obwohl sie den Mund zu keinem Laute öffneten. Es floß bei dieser rührenden Scene, selbst unter den rohen Knappen, manche verborgene Thräne.

Aus der Mitte der umstehenden Ritter *eilte* Johannes von Wevelsburg zu Kyburg hin, und sank an der Sänfte auf die Knie nieder und sprach: „Noch nicht mit Allen bin ich ausgesöhnt; aus dem Munde des tapfern Kyburgs, dessen vortrefflichen Vater ich verrathen und unschuldig zum Tode verurtheilt habe, vernahm ich noch keine Silbe von Verzeihung und Versöhnung. Euer glorwürdiger Vater, edler Graf! hat mir sterbend noch verziehen. Ach! wird wohl sein Sohn mir auch verzeihen?“

„Er hat Euch schon verziehen um seines Gottes und seines Vaters willen!“ versetzte Kyburg mit schwacher Stimme. Und hierauf reichte er ihm seine in

Fieber

Fieber zitternde Hand zur Versöhnung. Johannes küßte und benetzte sie mit Dankesthränen und drückte sie an sein pochendes Herz. In diesen aufrichtigen Thränen erkannte Kyburg des Grafen Reue und Besserung.

„Erhebet Euch, Freund meines seligen Vaters!" rief Kyburg mit aller Anstrengung, „und seyd dem Sohne, was Ihr dem Vater auf einige Zeit nicht mehr waret."

Diese Worte durchdrangen tief des Johannes Seele, er erhob sich eilends und drückte dem edlen Jünglinge einen brennenden Kuß auf die Lippen.

„Würdiger, vortrefflicher Sohn meines Gottfrieds!" rief Johannes im Gefühle des Entzückens aus. „So, ja so war Euer Vater auch. Ihr seyd sein treues Ebenbild. Wie schön und herrlich ist doch die Tugend! und ich habe sie verachten können?! Ach, barmherziger Gott! verzeihe mir diesen Frevel. Nie mehr will ich dich verlassen; nie wieder von der Bahn der Tugend weichen!" Hierauf entrannen seinen Augen unaufhaltsam frische Thränen der Reue.

Während Johannes an der Sänfte mit dem jungen Kyburg sprach, erzählte die Gräfin von Waldern den umstehenden Rittern mit kurzen Worten die gänzliche Bekehrungsgeschichte des Freigrafen von Wevelsburg. Jeder war gerührt und äußerte seine Freude darüber. Dies thaten ganz besonders die beiden Grafen Max von Waldern und Hugo Seelbach von der Lohe, die vor vielen Jahren schon innige Freunde des Grafen von Wevelsburg gewesen waren.

Hierauf umarmten sich noch Einmal alle verbün=

deten Ritter als Freunde und Brüder, und riefen so laut, daß es in der alten Wevelsburg wiederhallte: „Heil unserm edlen Kaiser! — Heil unserm deutschen Vaterland!“

Der laute Jubel umwandelte sich aber bald in die tiefste Trauer. Kyburg wurde immer schwächer und schwächer, und starb schon nach einer Stunde, als ein gepriesener Held, an den Folgen seiner tödtlichen Wunden. Sterbend noch empfahl der edle Jüngling seine beiden alten Diener Rupert und Benno dem Grafen von Waldern, und bat ihn, seinen Leichnam mit dem seines Vaters nach der öden Kyburg zu bringen, dort die Familien-Gruft aufzusuchen, und beide Leichname derselben beizusetzen. Graf von Waldern versprach es ihm, und hielt auch sein Wort. Unaussprechlich war der Schmerz aller Ritter über den zu frühen Tod des vortrefflichen Kyburgs, und laute Klage erfüllte die Wevelsburg. Manche aufrichtige Thräne floß dem Hingeschiedenen, und aus dem Munde Tausender folgte Ruhm und Lob dem Helden nach.

Von Allen aber, die um den Sterbenden standen, als er noch mit innigster Andacht aus der Hand eines Priesters das Brod des ewigen Lebens empfangen, und das letzte Lebewohl gesprochen hatte, fühlte Keiner so tief den Schmerz der Trennung, als die zwei alten Diener Benno und Rupert. Als Kyburg verschieden war, stürzte sich der alte Benno unter lauten Wehklagen auf den entseelten Gebieter hin, und rief mit herzdurchdringender Stimme aus: „Ach, barmherziger Himmel! mein Herr ist nicht mehr! Nun habe ich

keinen Herrn mehr, und stehe allein und verlassen in dieser Welt! Ach, liebster Herr! — bester Herr! — nehmet mich auch mit hinüber; denn länger mag ich nun nicht mehr leben. O, schrecklicher Ort, unheilsvolle Wevelsburg! du hast mir in kurzer Zeit beide Herren — ja Alles, Alles auf dieser Welt geraubt!" Da brach ein lautes Weinen aus, und allen Umstehenden wurden die Augen naß.

Ruperts Schmerz über den Verlust seines geliebten Herrn war nicht minder, aber stiller, als der des alten Benno. Man bemühte sich beide guten Diener zu trösten; aber Benno blieb untröstlich, und wollte weder Speis noch Trank zu sich nehmen. Er weinte fast unaufhörlich, und wünschte nichts sehnlicher, als bald zu sterben, um zum lieben Gott und zu seiner lieben Herrschaft zu kommen.

Als der verblichene Kyburg auf ein prachtvolles Paradebett gelegt worden war, begaben sich alle Ritter in den großen Rittersaal. Da drückte Jeder auf seine eigne Weise seinen Schmerz aus. Und darauf trat Graf von Waldern in die Mitte der Ritter und hielt als Oberbefehlshaber eine kleine aber rührende Dankrede. Er dankte ihnen für das allgemeine Zutrauen, für die Liebe und Treue, und lobte ihren Muth und ihre Tapferkeit, womit sie Deutschlands Wohl erfechten halfen, und ermahnte sie, dem heiligen Bunde auch fernerhin noch treu zu bleiben und stets bereit zu seyn, für Deutschlands Wohl Gut und Blut zu wagen. Er endete seine Rede mit folgenden Worten:

„Wir haben zwar über die geheime Vehme einen

herrlichen Sieg errungen, wofür die Nachwelt uns noch danken und segnen wird; allein er hat uns auch theure Opfer gekostet. Mancher tapfere Ritter ist auf dem Kampfplatze geblieben, und so eben sahen wir den vortrefflichen Kyburg sterben, dessen Klugheit und Tapferkeit wir heute vorzüglich den Sieg verdanken. Er war der letzte Sprosse der hochgepriesenen Kyburger. Mit ihm ist eines der berühmtesten Geschlechter Deutschlands erloschen. So tritt denn ein berühmtes Geschlecht um das andere vom Schauplatze der Erde ab, und nach wenigen Jahrhunderten ist schon ihr Angedenken erloschen. Ach! nicht gar lange, und — auch unsre Geschlechter sind vergessen. So geht denn alles Irdische den Weg des Fleisches und trägt schon im Werden den Keim der Verwesung in sich. Darum, edle Freunde und Brüder! wollen wir hienieden nach etwas Besserem streben, als nach Ruhm und Reichthum — nämlich nach Tugend. Sie ist das einzige Gut des Menschen, das von ewiger Dauer ist. Ja, Freunde! zählt unser Leben am Ende unsrer Tage recht viele edle Thaten, und folgen uns die Dankesthränen und Segenswünsche unsrer Unterthanen nach; dann haben wir mit dem Sterblichen das Unsterbliche, mit dem Vergänglichen das Ewige eingetauscht, und unsre Namen, mögen sie auch schon längst im Angedenken der Welt erloschen seyn, bleiben mit unauslöschbaren Buchstaben im Buche des Lebens aufgezeichnet. Gott, Religion und Tugend seyen der feste Stab, an dem wir noch vollends durch's Leben wandeln wollen, bis wir an dem großen schönen Ziele angelangen, das Viele unsrer biedern Freunde schon erreicht haben. Wir trennen uns

jetzt, edle Freunde! und zerstreuen uns wieder in alle Provinzen Deutschlands. Aber jenseits, dort drüben im Lande des Friedens, wohin uns so eben der edle Kyburg vorangegangen ist, hoffe ich, werden wir uns Alle einmal wiedersehen." —

Tief gerührt nahmen die Ritter von einander Abschied, und Jeder zog, mit Ruhm bedeckt, mit seinen Reisigen auf die heimathliche Burg zurück, wo ihn ein treues Weib und liebende Kinder mit Sehnsucht erwarteten. Und überall, wo die Sieger durchzogen, erscholl aus dem Munde des Volkes ihr Ruhm und Lob.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kurzer Aufschluß und Abreise.

Als das Bundesheer auseinander gegangen, und die meisten Ritter mit ihren Reisigen schon auf dem Heimwege waren, weilte die Familie von Waldern, mit dem edlen Grafen Hugo Seelbach von der Lohe, noch auf der alten Wevelsburg. Sie waren des Freigrafen theure Gäste, und mußten noch einige Tage, welche der stillen Freundschaft gewidmet wurden, auf seiner Burg verweilen.

Seine Freunde hatten über Alles zu gebieten; denn

nur ihrer Gnade verdankte er ja sein Leben, seine Burg und seine Herrschaft.

Noch am nämlichen Tage des glücklichen Wiederfindens, nachdem der Graf von Waldern und seine Gattin die Geschichte ihrer Schicksale erzählt hatten, gab auch Graf Hugo klaren Aufschluß über Kuno von Steinegg.

„Schon bereits zwanzig Jahre galt Kuno allgemein für meinen Neffen, den ich, wie ich vorgab, an Kindesstatt annahm weil ich kinderlos war. *Sein* vorgeblicher Vater hieß Ernst von Steinegg, und seine vorgebliche Mutter war meine Schwester. Beide sind schon längst kinderlos gestorben. Da aber ihre Burg sehr weit von hier entfernt, und sie in dieser Gegend ganz unbekannt waren, so konnte ich Kuno, ohne Bedenken, für ihr einziges hinterlassenes Kind ausgeben. Und so war Kuno, Euer verlorenes Kind, auf meiner Burg vor jeder Gefahr der Entdeckung gesichert. Wie Kuno auf meine Burg kam, mag die gnädige Frau leicht errathen; nur Euch, lieber Graf muß es noch ein dunkles Räthsel seyn."

„Gewiß durch Pater Anselm, unsern edlen Burgkaplan?" rief die Gräfin aus.

„Ja, gnädige Frau!" erwiederte Graf Hugo, „dieser fromme Mann brachte Euer Kind insgeheim auf meine Burg. Durch ihn erfuhr ich die schreckliche Geschichte, die nun aber der liebe Gott, wie ich so eben vernommen, so wunderbar zum Guten geleitet hat."

„Durch ihn erfuhr ich auch, daß die gnädige Frau

und das junge Fräulein von zwei Knappen zu gleicher Zeit mit Kuno aus der brenneneen Burg gerettet worden seyen."

„Ach, ja!" seufzte die gnädige Frau; „mich und Kuno hat der liebe Gott erhalten, aber — was wird wohl aus der armen Bertha geworden seyn?"

„Auch sie," versetzte Hugo, „war in Gottes Hand, und derselbe allmächtige Gott, der Euch beiden das Leben erhielt, konnte es wohl auch der lieben, kleinen Bertha erhalten."

Hier mußte sich Graf von Waldern sehr Gewalt anthun, um sein Geheimniß nicht vor der Zeit zu verrathen.

„Die kleine Bertha," fuhr Graf Hugo fort, „muß ein gar liebenswürdiges Kind gewesen seyn; denn der kleine Kuno sprach in den ersten Wochen und Monaten wachend und träumend von dem lieben Schwesterlein. Und um seine Eltern weinte der gute Knabe viele bittere Thränen; ich konnte ihn nicht genug trösten. Und seine kindlichen Thränen gingen mir oft so nahe an's Herz, daß mir selbst Thränen in die Augen traten. Da er aber in mir einen guten Vater und in meiner seeligen Gattin eine zärtliche Mutter fand, so wurden die Wunden seines Herzens theils durch unsre Liebe, theils durch die Zeit allmählig wieder ganz geheilt. So wuchs nun Kuno unter unsrer Sorgfalt auf, und wurde ein hoffnungsvoller Jüngling. Er hat mir und meiner seeligen Gattin viele Freuden gemacht. Ein Zeuge von seiner Tapferkeit seyd Ihr, lieber Graf,

selbst gewesen, da er Euch, ohne zu wissen, daß Ihr sein Vater seyd, Zweimal mit eigener Lebensgefahr vom Tode rettete."

„Ja mein Sohn, mein Kuno, hat wie ein Held an meiner Seite gekämpft!" rief Graf von Waldern aus, schloß ihn in seine Arme, und drückte ihn unter Freudenthränen an seine dankbare Vaterbrust.

„Auch ich war Zeuge von der Tapferkeit Eures Sohnes," versetzte Graf von Wevelsburg; „ich habe ihn kämpfend gesehen, habe seinen Muth bewundert und im Herzen gewünscht, Vater eines so tapfern Jünglings zu seyn."

„Machet mich nicht stolz," sprach bescheiden der Jüngling; „nicht mir gebühret das Lob, sondern meinem lieben Pflegevater, meinem vortrefflichen Erzieher." Und mit diesen Worten fiel er an des Greisen Brust, dem Freudenthränen in das Auge traten. Auch allen Uebrigen wurden dabei die Augen feucht.

„Noch zwei Dinge," fuhr Graf Hugo in seiner Erzählung fort, habe ich aufzuklären. Das Eine betrifft den Pater Anselm, und das Andere unsern lieben Kuno."

„Pater Anselm blieb, weil er in der ganzen Gegend bekannt war, nur wenige Stunden auf meiner Burg, und ging wieder in das Kloster zurück, in welchem er seine jüngern Jahre verlebt hatte. Ach, wie rührend war sein Abschied von seinem geliebten Kuno! Er weinte wie ein Kind, als er Kuno zum Letztenmale küßte und an seine Brust drückte. Im Kloster wurde der

edle, fromme und gelehrte Mann mit aller Freud Liebe und Achtung empfangen, und nach wenigen Jahren einstimmig zum Abte gewählt. Ich und Kuno haben ihn als Abt oft besucht, und der edle Greis weinte allemal vor Freude, so oft er seinen lieben Kuno sah. Seine erste Frage war jedesmal, ob ich noch keine Kunde von seiner gnädigen Herrschaft hätte. Und da ich sein Frage leider immer mit einem Nein beantworten mußte, so wurde sein treues Herz allemal sehr betrübt. O, wenn er jetzt noch lebte, der Edle, der Gute! wie groß, wie unaussprechlich groß würde seine Freude seyn! Aber nun sind es bereits sechs Jahre, daß der vortreffliche Mann, von Jedermann beweint und beklagt, in's bessere Leben hinüberging."

„Möge ihm dort der liebe Gott hundertfach vergelten!" riefen unter Thränen der Graf und die Gräfin aus, „was er an uns und unserm lieben Kinde gethan hat." Es wurde dem gottseligen Greise noch viel Gutes und Schönes zum Ruhme nachgesagt, und Graf Hugo endete noch vollends seine Erzählung.

„Ihr könntet, mein lieber Graf, über mich etwas ungehalten seyn, daß ich Euch die Freude über die Entdeckung Eures Sohnes so lange vorenthielt. Ihr werdet es aber nicht mehr seyn, sobald Ihr meine Gründe erfahret. Als Ihr vor etlichen Wochen, wie dem Grabe erstiegen, plötzlich auf meiner Burg erschienet, und ich Euch zu meiner außerordentlichen Freude wieder erkannte, so hatte ich das Geständniß schon auf der Zunge, daß Euer Sohn noch lebe und auf meiner Burg sey. Aber schnell habe ich mich be=

sonnen, und das Geständniß starb auf meiner Zunge. „Ich will das Ende der Fehde abwarten, „dachte ich bei mir, „und erst dann dem Vater seinen Sohn in die Arme führen. Will das Schicksal, daß der Eine, oder der Andere, oder auch Beide zugleich in der Fehde fallen, so darf ich mein Schweigen nicht bereuen." So dachte ich.

„Und habt recht gedacht," fügte Graf von Waldern bei. Da umarmten Eltern und Sohn den edlen Greis, und drückten ihren innigsten Dank mit Thränen und Worten aus. Auch wurde der Dank gegen Gott wieder erneuert, der doch der eigentliche Urheber ihres gegenwärtigen Glückes war.

Nach einigen Tagen schickte man sich zur Abreise an, und Johannes von Wevelsburg entschloß sich, mit seiner Tochter die werthe Gesellschaft zu begleiten. Johannes übertrug die Verwaltung seiner Grafschaft seinem getreuen Burgvogte, die Leichname der beiden Kyburg wurden in einen großen, prachtvollen Sarg gelegt, dieser auf einen mit schwarzen Tüchern umhängten Wagen gebracht, und die Gesellschaft reisete ab. Ihr Zug nach dem fernen Süddeutschlande geschah in kleinen Tagreisen; denn wie bei einem Leichenbegängnisse, bewegte sich der Trauerwagen langsam durch alle Dörfer, Flecken und Städte. Endlich naheten sie sich Freiburg, der Hauptstadt Breisgaus, und wie pochte da dem Grafen von Waldern, so nahe am Ziele, das Herz! Jetzt erblickten sie schon das Kloster Güntersthal, und Kyburgs Unterthanen versammelten sich, in Trauer gekleidet, außer dem Klosterhofe, um den Sarg zu empfangen

pfangen, der ihre beiden Gebieter in sich barg. Aber der Trauerwagen kam erst den folgenden Tag in Günterstthal an.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das seltsame Fest zu St. Valentin.

Beinahe Jedermann aus der Reisegesellschaft drückte sein Befremden aus, wie es doch komme, daß die Unterthanen der Grafschaft von Kyburgs Tod und der Annäherung des Leichenwagens wissen. Einer aus derselben hätte das Räthsel lösen können; doch später wird es sich von selbst lösen.

Die kleine Gesellschaft wanderte nun zu Fuß thaleinwärts, und bog links in den Wald. Da führte der Weg über einen niedrigen, aber waldigen Hügel, wo sie ein niedlicher Hain unter seinen Schatten verbarg. Am Ausgang des Haines nahm sie ein ganz kleines, aber sehr freundliches Thälchen auf, worin die Wallfahrt St. Valentin stand, und heut zu Tage noch an deren Stelle ein Jägerhaus steht. Aber welche Ueberraschung! Da versperrte ihr ein Pförtchen, gar niedlich mit Blumen umschlungen, den Weg. Unter dem geschmückten Pförtchen stand ein ehrwürdiger Greis, der in einer vornehmen Rüstung mit einer höflichen Verbeugung die Gesellschaft empfing. Jedermann, selbst auch

Max von Waldern, war so überrascht, daß er voll Erstaunens, wie angewurzelt stehen blieb. Hierauf warf sich der Greis, in dessen Auge eine Thräne zitterte, Max von Waldern an die Brust, mit dem Ausrufe des Entzückens! „Mein Sohn! — mein theurer Max!"

Der Greis weinte an der Brust seines Sohnes, der so überrascht war, daß er sich lange nicht fassen konnte.

„Wie nennet Ihr mich, Greis?" rief er endlich aus, „habe ich recht gehört? ich soll Euer Sohn, und Ihr sollet mein Vater seyn? Großer Gott! wie wäre das möglich? Ihr müsset ja eine Erscheinung vom Himmel, oder so eben aus dem Grabe erstanden seyn."

„Nein, mein Sohn!" erwiederte der Greis, „ich bin weder das Eine, noch das Andere. Drücke mich nur an deine Brust; denn du hälst deinen Vater leibhaftig in deinen Armen."

„Ihr also mein Vater, den ich schon fünfzig Jahre unter den Todten glaubte?" fragte der Graf, indem er immer noch die Möglichkeit bezweifelte. Als aber Graf Hugo, der den Greis wieder erkannte, die Wahrheit bestättigte, so drückte der Sohn den Vater gläubig an die Brust, und weinte Freudenthränen.

Auf ein gegebenes Zeichen trat aus dem Blumengewinde ein Mädchen hervor, das in seinem schneeweißen Gewand so hold war, wie ein Engel vom Himmel, und stürzte der erstaunten Gräfin mit dem Ausrufe in die Arme: „liebste Mutter! beste Mutter!"

Dem Mädchen rollten unaufhaltsam die Thränen der Freude über die blühenden Wangen hinab.

„Großer Gott! was ist das?“ rief die Gräfin voll Erstaunen aus; „gießt denn der gütige Himmel mit Einemmale alle Seligkeit über uns aus? So wäre denn auch mein letzter Wunsch noch erfüllt! Ach! ich kann es kaum fassen, daß Bertha, mein Kind, in meinen Armen liegt.“ Da drückte sie das Mädchen unter Freudenthränen an ihre Brust.

„Ja du bist es — bist meine liebe, liebe Bertha, das sagt mir mein Herz. Ach, gutes Kind! wie viele Thränen habe ich um deinetwillen geweint! Eile, liebes Kind, aus meinen Armen in jene deines Vaters und deines Bruders; denn auch sie hat mir der liebe Gott wieder geschenkt!“

Alsbald lag Bertha in den Armen des Vaters und an der Brust des wiedergefundenen Bruders. Und der Greis umarmte die Gräfin, als seine Schwiegertochter, die er heute zum Erstenmale sah. Auch seine Enkel drückte er unter Freudenthränen an seine Brust, warf sich dann auf die Kniee nieder, und erhob Hände und Blicke gen Himmel; alle Uebrigen ahmten ihm nach, und es erfolgte eine heilige Stille; das Thälchen wurde zum Tempel und ihre Herzen zum Altar, von welchem die reinsten Dankesopfer empor zum Himmel stiegen. Um eine richtige Vorstellung von dieser rührenden Scene zu haben, hätte man Augenzeuge davon seyn müssen.

Die ganze Reisegesellschaft, Alle ohne Ausnahme

waren auf's Angenehmste überrascht; selbst auch Graf von Waldern, der nur die Andern überraschen wollte, ist nicht minder als die Uebrigen überrascht worden. Nur Einer, der im Hindergrunde der seeligen Gruppe stand, war nicht überrascht, weil er der Schöpfer von dieser seeligen Ueberraschung war. Aber er genoß im Anblicke der Glücklichen eine eben so große Seligkeit, als die Ueberraschten selbst. Und dieser Eine, der in stille Freudenthränen zerfloß, war kein Anderer, als der edle, der menschenfreundliche Kurt.

In Kurt's Wohnung, nämlich im Jägerhause, wurde dann durch wechselseitige Aufklärung einem Jeden dasjenige klar, was ihm bis jetzt noch ein Räthsel war. Uns ist Alles klar, bis auf die Ueberraschung zwischen dem Greis und dem Grafen von Waldern.

Der Greis war kein Anderer, als der alte Bruder Klaus. Er war eben derselbe Otto von Felsenegg, von dem im Eingange der Geschichte die Rede gewesen, und der in jener stürmischen Nacht von Gottfrieds Vater für todt gehalten, beweint und beklagt worden war. Wir werden uns aber noch erinnern, daß Gottfrieds Vater bald seinen lieben Otto nicht mehr beklagte. Das Warum? ist uns jetzt klar. Graf Otto von Felsenegg war bei der Zerstörung seiner Burg der Rache seiner Feinde entgangen, und auf die Kyburg geflohen. Er kam in einem Pilgergewande dahin, das er nun nicht mehr ablegte, weil er darunter unerkannt geblieben war. Und so verlebte Otto unter dem Namen „Bruder Klaus“ fünfzig friedliche Jahre zu St. Valentin. Er

war niemals anderer Meinung gewesen, als sein Kind, sein geliebter Max, wäre unter dem Schutte der verbrannten Burg begraben. Man kann sich nun vorstellen, wie unaussprechlich groß seine Freude gewesen seyn muß, als er vernahm, daß sein Sohn noch lebe, und er eben der berühmte Max von Waldern sey, unter dessen Anführung das Bundesheer den Sieg über die geheime Vehme errungen hat, der wieder ein neues Leben in das unglückliche Deutschland brachte. Aber auf welche Weise kam er zu dieser Kenntniß?

Kurt der über zwanzig Jahre unter dem Namen „Martin, der Jäger" neben dem Bruder Klaus zu St. Valentin lebte, war in des Bruders, und der Bruder in Martins Geheimniß eingeweiht. Aber der Bruder Klaus wußte von dem Geächteten dennoch nichts weiter, als daß er ein Graf von Waldern sey. Denn davon, daß sein Kind von Edmund von Waldern erzogen und von ihm als Sohn angenommen worden war, konnte Klaus nichts ahnen, und selbst Martin war nicht in dies Geheimniß eingeweiht.

Als aber der Graf von Waldern bei der Bestürmung der vesten Wevelsburg gefangen worden war, hatte Graf Hugo Seelbach von der Lohe im ersten Schmerzgefühle ausgerufen: „O, Max, Max! nun wirst du bald bei deinem Vater Otto von Felsenegg seyn!" — Der geheimnißvolle Sinn dieser Worte war Niemanden verständlich, als Einem, der gerade an seiner Seite kämpfte — und dieser Eine war Kurt. Ihm wurde mit Einemmale Alles klar; er wußte nun daß sein

Herr der Sohn des Bruders Klaus zu St. Valentin sey. Er bewahrte dies Geheimniß in seinem Herzen.

Als nun der Kampf von Wevelsburg für Graf von Waldern einen so wundersamen und glücklichen Ausgang nahm, so schickte der Graf seinen Diener Kurt insgeheim nach St. Valentin voraus, um dort Anstalten zur angenehmen Ueberraschung seiner Gattin und seines Sohnes zu treffen. Und da, in diesem Augenblicke, reifte in des edlen Dieners Brust der schöne Entschluß, seinem guten Herrn auch eine *angenehme* Ueberraschung zu bereiten. Wie herrlich ihm Alles gelungen, wissen wir. Und so nun hat sich der Knoten unserer Geschichte vor unsern Augen durch Gottes wunderbare Fügung gänzlich und gewiß zu unsrer Zufriedenheit gelöst. Mögen wir doch aus dieser Geschichte Gottes Allmacht, Weisheit und Güte eben so kennen lernen, und davon nicht minder durchdrungen seyn, als jene glückliche Gesellschaft zu St. Valentin! Mögen wir auch die edlen Personen in dieser Geschichte in allen ihren Tugenden nachahmen, und in unserm ganzen Lebenswandel so gottergeben und so gottselig seyn, wie sie!

Zum Schlusse noch so viel: am folgenden Tage kam der Leichenwagen unter Bedeckung einiger Knappen am Fuße des Kybfelsens an. Eine Menge Volkes folgte weinend und jammernd dem Trauerwagen nach. Er bewegte sich langsam bis zu den Ruinen der Kyburg hinan. Alles war um die Familiengruft versammelt, selbst der achtzigjährige Bruder Klaus hatte sich auf einer Sänfte dahin bringen lassen. Alles weinte

in Schmerz und Leid. Und nun ruhen die Leichname der letzten Sprossen des vortrefflichen Kyburger-Geschlechts in dem kühlen Schooße des bemosten Kybfelsens. Und die Geschichte hat uns von diesen vortrefflichen Männern aufbewahrt, was kein Grab verschlingen kann

Auch Graf von Waldern schläft an seines Vaters und an seiner Gattin Seite in der Familiengruft der Burg Felsenegg, die auf Befehl des Kaisers wieder erbaut worden war.

Der achtzigjährige Greis hatte an der Seite seiner Kinder noch fünf glückliche Jahre verlebt, und Max nud Beata erreichten ebenfalls ein hohes und glückliches Alter.

Kuno, des Grafen von Waldern Sohn, wurde Helenens Gatte, und beide erreichten auf der alten Wevelsburg an des Johannes Seite, ein beglücktes hohes Alter.

Bertha wurde die glückliche Gattin des vortrefflichen Grafen Albert von Scharfenberg. Kuno's und Bertha's glückliche Eltern aber hatten noch die hohe Freude, hoffnungsvolle Enkel und Enkelinnen segnend auf ihrem Schooße zu schaukeln.

Kurt war vom Kaiser selbst zum Lohne seiner edlen Thaten zum Ritter geschlagen worden, und starb als Ritter von Steinegg, als ein glücklicher Greis von 85 Jahren, eines seeligen Todes. Lange noch wurde der Ruhm der Helden besungen, von denen die entartete Vehme in Deutschland gänzlich vertilgt worden

war. Der Sinn des alten Liedes, das uns leider die Geschichte nicht wörtlich überliefert hat, mag etwa folgender seyn.

Noch vor Kyburgs letzten Stunden
Hat die Vehm' ihr Grab gefunden.
Die Tugend hat den Sieg errungen,
Der Bosheit ist er nicht gelungen.
Das Laster steht entblöst,
Der Burggeist ist erlöst.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dörle, Anton

Die verborgene Zelle der Leiden oder Kampf und Sieg der Tugend Eine wahre Geschichte aus dem Mittelalter für die Jugend und Jugendfreunde

Augsburg 1835

Paed.pr. 788
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759563-4